Geschichte
der
deutschen Kaiserzeit.

Von
Wilhelm v. Giesebrecht.

Dritter Band.

Zweiter Theil.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1868.

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Dritter Band.

Zweite Abtheilung.

Heinrichs IV. Kämpfe.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1865.



Vorbemerkung.

Der lebhafte Wunsch des Verfassers war, im laufenden Jahre den dritten Band dieser Kaisergeschichte endlich vollendet den Lesern vorzulegen. Zu wenige Mußestunden waren ihm beschieden, um den Wunsch zu erreichen. Nur diese zweite Abtheilung des Bandes kann jetzt an die Oeffentlichkeit treten, mit welcher aber mindestens die für die Geschichte des Kaiserthums so wichtige Regierung Heinrichs IV. zum Abschluß gelangt. Die dritte Abtheilung von geringerem Umfange, welche die Darstellung bis zum Tode Heinrichs V. fortführt und die Quellenbeilage enthält, hofft der Verfasser schon in den nächsten Monaten der Presse übergeben zu können; binnen kurzer Zeit wird somit auch der Schluß des Bandes in die Hände der Leser gelangen.

München, den 24. August 1865.

Siebentes Buch.

Heinrichs IV. Kämpfe um die Erhaltung des Kaiserthums.
1077—1106.

Siebentes Buch.

Heinrichs IV. Kämpfe um die Erhaltung des Kaiserthums.
1077—1106.

1.

Rudolf von Schwaben als Gegenkönig.

Die Stellung der Parteien.

Der Gedanke der Kirchenreform, lange von den deutschen Kaisern begünstigt, aber nie von ihnen in seiner Consequenz durchgeführt, war von dem römischen Bisthum in dem günstigsten Zeitpunkte aufgenommen. Nicht im Einverständniß mit dem Kaiserthum, sondern jetzt im Widerspruch gegen dasselbe, hatte das Papstthum die welterschütternden Lehren von der Ehelosigkeit des Klerus, der freien Wahl zu den geistlichen Aemtern, dem Vorrang der geistlichen vor den weltlichen Gewalten verkündigt und selbst mit den Waffen vertheidigt. Die Kirchenreform nahm damit eine politische, dem Kaiserthum feindliche Richtung, und alsbald schlossen sich alle demselben widerstrebenden Gewalten ihr an. Eine große Revolution war im Gange, welche sich im Wesentlichen auf die Befreiung vom Druck der kaiserlichen Uebermacht in den geistlichen und weltlichen Verhältnissen richtete, eine Emancipation der römischen Kirche, des deutschen Fürstenthums, der beherrschten Nationen in Aussicht stellte. Die Bewegung wuchs mit jedem Tage, und an ihrer Spitze stand nun der römische Bischof.

Gregor VII. war ganz der Mann, um die Revolution, die er zum großen Theil selbst hervorgerufen, im Fortgang zu erhalten. Auch hatte es ihm und seiner Sache, die er für Gottes Sache hielt, nicht an glänzenden Erfolgen gefehlt. Nichts Geringeres konnte er zu erreichen hoffen, als die Erhebung des Stuhls Petri über den Kaiserthron, der Kirche über den Staat, den Sieg eines Systems, welches das Papstthum zum Ausgangspunkt und Mittelpunkt jeder geistlichen und weltlichen Gewalt auf Erden machte. Schon sah er in Canossa das deutsche Königthum

gedemüthigt zu seinen Füßen, und nur von ihm schien abzuhängen, ob das Kaiserthum noch den Nachfolgern Ottos des Großen bleiben und unter welchen Bedingungen es fortbestehen solle.

Man begreift, daß es so weit kommen konnte, obwohl erst zwei Jahrzehnde seit der glanzvollen Regierung Heinrichs III. vergangen waren. Mochte das deutsche Kaiserthum die Tradition der Jahrhunderte für sich haben: nur Geist und Kraft, nicht die verdämmernden Schatten früherer Herrlichkeit halten eine Welt zusammen. Alles, was der Stütze bedarf, wendet sich nach seiner Natur der Stärke zu, und am deutschen Hofe sah das Abendland seit dem Abscheiden des letzten Kaisers nur Unsicherheit und Willkür, während in Deutschland selbst mehr als ein Mal der innere Krieg entbrannte. So löste sich das Band, welches die deutsche Herrschaft um die Christenheit des Occidents geschlungen hatte, und mit einer gewissen Nothwendigkeit sahen sich die Völker nach einer anderen sie zusammenhaltenden Macht um. Ihre Blicke konnten sich da nur auf das Papstthum richten, welches allein neben dem Kaiserthum eine universelle Stellung behauptet hatte, und schon war Rom mehr als bereit, jede dargebotene Huldigung anzunehmen. Die geistigen und materiellen Kräfte, welche vordem dem Kaiserthum gedient hatten, sammelten sich mehr und mehr um den Stuhl Petri, und Gregor wußte sie klug zu benutzen, um den Erben der kaiserlichen Gewalt zu dem beschämenden Geständniß seiner Schwäche zu zwingen.

Weil das Kaiserthum in innerer Auflösung begriffen schien, hatten sich die Anfänge einer neuen Weltordnung begründen lassen, doch war man über Anfänge bisher nicht hinausgekommen. Denn was Jahrhunderte schaffen, pflegt ein Menschenalter nicht zu vernichten. Noch wurzelte der Bestand der Dinge wesentlich in der Vorstellung, daß das Kaiserthum die höchste, von Gott selbst verordnete Macht auf Erden, die Quelle jeder anderen obrigkeitlichen Gewalt sei; der Makel freventlicher Usurpation war daher noch keineswegs von denen genommen, die sich gegen das Kaiserthum erhoben und ihre Autorität von einem anderen Ursprunge herleiten wollten. Viele gab es noch, namentlich im deutschen Volke, welche Kaisergebot über den Bannspruch des Papstes stellten, und weitverbreitet war die Meinung, daß selbst der Papst nicht die Eide, die man dem Kaiser geschworen, zu lösen vermöge. Alle Versuche diesseits der Alpen eine papistische Partei unter den niederen Volksklassen zu begründen, hatten bisher keinen entscheidenden Erfolg gehabt.

Auch verhehlten sich die Gegner des Kaiserthums nicht, wie wenig gesichert bisher ihre Macht sei, welche Gefahr ihnen drohe, wenn sich der Erbe des kaiserlichen Namens aufraffen sollte, um Alles, was Interesse oder Ueberzeugung an ihn wies, um sich zu sammeln und mit Entschlossenheit sein ererbtes Recht zu vertheidigen. Welche Demüthigungen der junge Heinrich erfahren hatte, man zweifelte, ob sein Muth vollends gebrochen sei. Man wußte, daß er kampfslustig, klug und ehrgeizig war, und ein langes Leben schien noch vor ihm zu liegen. War er der würdige Sproß seines Stammes, so verhieß dieses Leben noch Kämpfe im Uebermaß um die höchste Gewalt. Der Enthusiasmus, welchen die Ahnung einer neuen Freiheit zu erregen pflegt und welcher die Anhänger zukünftiger Ideen selbst über die augenfälligsten Hemmnisse gemeinhin verblendet, fehlte auch damals den Gegnern der alten Ordnung nicht, ja er steigerte sich vielfach zum äußersten Fanatismus: doch so hoffnungsreich war kaum Einer, daß er nicht den Sohn Heinrichs III. gefürchtet, ja Alles von ihm für eine Sache gefürchtet hätte, die sonst einen ernstlichen Widerstand auf die Dauer schwerlich zu erwarten hatte.

Nicht daß es dieser Sache an Feinden gefehlt hätte. Es gab deren zahlreiche und höchlich erbitterte, offene und geheime. Die Kirchenreform, sobald sie von Rom aus angegriffen war, hatte, wie wir wissen, in den Städten der Lombardei einen blutigen Parteikampf hervorgerufen, und die päpstliche Partei war in demselben nicht Sieger geblieben; die lombardischen Bischöfe und der ihnen anhängende städtische Adel wütheten gegen Gregor und die ihm anhängenden Patarener. Auch der römische Adel, aus der Herrschaft über die Stadt verdrängt, schien nur die Gelegenheit zu erwarten, um die Waffen gegen den Papst zu ergreifen. In Deutschland waren die Gegner der Reform für den Augenblick zwar zum Schweigen gebracht, aber die Opposition war deshalb nicht erstorben. Jene zahllose Schaar niederer Kleriker, welche an ihren Weibern und ihren erkauften Aemtern hingen, nährten den Unwillen gegen den Papst unter sich und in den unteren Klassen des Volks. Die deutschen Bischöfe hatten sich wohl in der Mehrzahl jetzt mit dem Papste gegen den König verbündet, aber Viele von ihnen waren doch vorher gegen Gregor mit großer Entschiedenheit aufgetreten, und nichts war wahrscheinlicher, als daß sie mit einem Glückswechsel abermals ihre Stellung verändern würden. Schon machte sich fühlbar, daß auch die päpstliche Herrschaft mit großen Ansprüchen hervortrat, und Besorgnisse wegen dieser

Ansprüche regte sich hier und dort, vielleicht am stärksten im deutschen Episcopat. So mächtig die Zeitströmung war, Alles war ihr nicht gewichen.

Aber die Gegner der neuen Ordnung hatten doch keinen anderen Namen, in dem sie etwas vermochten, als den Heinrichs IV., des Kaisers der Zukunft. Auch bisher hatten sie, obschon von dem deutschen Hofe vielfach getäuscht, sich doch immer wieder auf die Rechtsansprüche des Kaiserthums zu stützen gesucht. Ihr offener oder geheimer Widerstand mußte endlich erlahmen, wenn der König sich nicht aus seiner Erniedrigung erhob und einmal wieder das Banner des Reiches mit kräftiger Hand aufrichtete. Aber sobald sich Heinrich dazu entschloß und mit sicherem Schritte als der Erbe seiner Väter hervortrat, konnte ihm ein großer Anhang nicht fehlen. Große Erwartungen knüpften sich an seinen Namen; wie die Anhänger der Reform Alles von ihm fürchteten, so hatten die Gegner derselben Alles von ihm und nur von ihm zu hoffen. Ob sie ihn liebten oder nicht, sie hielten deshalb zu ihm, als dem Erben der Kaiserkrone. Mochte er einmal und noch einmal zu Fall kommen, man glaubte, daß er von dem Fall erstehen und die Rechte seiner Vorfahren durchkämpfen werde. Mit demselben Glauben, mit dem man auf der anderen Seite an der neuen Zeit hing, klammerte man sich hier an die Vergangenheit.

Schon erschütterte der Conflict zwischen Kaiserthum und Papstthum, zwischen Kirche und Reich die Welt. Diesseits und jenseits der Alpen war es zu unerhörten Auftritten gekommen: der König mit seinen Bischöfen hatte dem Papst, der Papst und die deutschen Fürsten hatten dem König Thron und Herrschaft abgesprochen. Der Gegensatz lag in seiner ganzen Schroffheit offen vor den Augen der Welt. Aber noch hatten König und Papst nicht selbst gegen einander die Waffen ergriffen, und doch schien nur ein allgemeiner Kampf, in welchen alle weltbewegenden Kräfte hineingezogen wurden, die Wirren der Zeit lösen, die neue Ordnung der Dinge sichern zu können. Freilich drohte dieser Kampf den Frieden der Christenheit auf lange ungewisse Zeiten zu stören, über die ganze Weite des Abendlands seine Schrecken zu verbreiten, furchtbarer zu werden, als je einer ausgestritten. Kein Wunder daher, daß gerade diejenigen, die ihn am leichtesten entfesseln konnten und die zugleich am meisten bei ihm zu gewinnen oder zu verlieren hatten, so lange vor ihm zurückbebten. Gregor, so siegesgewiß er sonst schien, scheute sich doch den Kampfesruf gegen Heinrich zu erheben und ein Glaubensheer gegen ihn zu führen;

kein Mittel der Politik ließ er unversucht, um den König in Abhängigkeit von sich zu versetzen, ehe er sich die Welt in die Waffen zu rufen entschloß. Und selbst der junge heißblütige Fürst auf dem deutschen Throne hielt sein Schwert, welches er nur zu oft gegen andere Feinde gerichtet hatte, gewaltsam in der Scheide, als ihn die Lombarden es gegen den Papst zu brauchen mahnten.

Wie lange und wie oft war zwischen Gregor und Heinrich schon verhandelt! Selbst als es bereits zum Aeußersten gekommen war, und der Bruch zwischen ihnen unheilbar schien, selbst da haben sie noch einmal an eine friedliche Ausgleichung der Gegensätze, welche die Zeit verwirrten, zu denken gewagt. Die Verabredungen zu Canossa sollten der Welt den Frieden sichern, ein gütliches Abkommen zwischen dem Papste, dem Könige, den deutschen Fürsten und lombardischen Bischöfen ermöglichen. Die tiefe Erniedrigung Heinrichs erregte dem Papste die Hoffnung, die großen Angelegenheiten noch in seinem Sinne friedlich ordnen zu können, und in der That schien für Heinrich jetzt ein nachhaltiger Widerstand kaum mehr möglich. Aber bald zeigte sich doch, daß die Gegensätze mächtiger waren, als die Personen, die Parteien hitziger als ihre Führer, daß die Zwietracht der Zeit sich nicht durch gütliche Mittel beseitigen ließ. Gerade die Vorgänge in Canossa führten zum Ausbruch des lange gefürchteten Kampfes.

Niemand wird glauben, daß Heinrich zerknirschten Herzens im Büßergewand vor Canossa stand; gewiß haßte er den Mönch, der ihm die Burgthore verschloß, nur tiefer, als je zuvor. Aber Heinrichs Unterwerfung war deshalb kein leeres Spiel gewesen. Ernstlich lag ihm daran, den Bund des Papstes mit den deutschen Fürsten zu lösen und die Autorität des Stuhls Petri wo möglich gegen diese zu wenden; er wollte, wie er es oft schon mit Glück versucht hatte, auch jetzt seine Widersacher von einander trennen. Er konnte den Papst nur gewinnen, wenn er sich vom Bann löste, dessen Autorität nur gegen die Fürsten benutzen, wenn er ihm die verlangten Zusicherungen gab und hielt, wenn er zugleich jede bedenkliche Verbindung mit den alten Gegnern des Papstes vorläufig abbrach. So ertrug er das Widerwärtige, ja selbst Schmachvolle, weil er im Augenblicke keine andere Möglichkeit sah, seine Gewalt in Deutschland herzustellen. Aber er that es in der Hoffnung, daß er dadurch den Augsburger Tag und die Wahl eines Gegenkönigs vereitelt

hätte, daß der Papst selbst ihm zur Befestigung seiner Macht die Hand bieten würde. Und in der That hatte ihm der Papst in Canossa die bestimmte Zusage ertheilt, sich nach Kräften der königlichen Sache gegen die Fürsten anzunehmen. Alles mußte Heinrich wünschenswerth machen, Gregor jetzt in versöhnlicher Stimmung zu erhalten; man kann an seiner Absicht nicht zweifeln, daß er vom Papste scheidend erfüllen wollte, was er versprochen hatte.

Aber ein Verhalten, wie es der König sich vorgezeichnet hatte, war schwer zu behaupten; stand er doch in der Lombardei auf dem Boden, welchen die kirchlichen Parteien am meisten durchwühlt hatten, wo die Streitfragen über Priesterehe, Kirchenkauf, Investitur längst das ganze Leben beherrschten, wo der Papst seine eifrigsten Anhänger und seine erbittertsten Feinde zählte, wo die letzteren sich bisher eng an das deutsche Königthum angeschlossen hatten. Wenn Heinrich sich jetzt von den excommunicirten Bischöfen Lombardiens trennte, lief er Gefahr, den Anhang zu verlieren, auf den er bisher am sichersten hatte zählen können; er mußte den Verlust Italiens besorgen, ehe er Deutschland noch wiedergewonnen. Selbst der Papst hatte die Schwierigkeit der Lage Heinrichs erkannt und ihm ausdrücklich Hofdienste von den lombardischen Bischöfen anzunehmen erlaubt, nur verbot er ihm jede engere, namentlich jede kirchliche Gemeinschaft mit den Gebannten.

Man hatte zu Canossa sich der Hoffnung hingegeben, die excommunicirten Bischöfe beschwichtigen und zum Gehorsam gegen Rom zurückführen zu können. Gregor unterließ Nichts, um ihnen die Rückkehr zu erleichtern. Er sandte sofort den Bischof Eppo von Naumburg an die zu Reggio versammelten Bischöfe; Eppo, der vertraute Rath des Königs, war selbst erst so eben vom Bann gelöst und konnte die Milde des Papstes, die er erfahren, seinen Amtsbrüdern empfehlen. Aber ein furchtbarer Sturm des Unwillens brach gegen ihn, gegen den Papst und den eigennützigen König los, der sich selbst im sicheren Hafen geborgen hatte, während er die Seinen dem stürmischen Meere überließ. Die Lombarden wollten sich dem Papste nicht bedingungslos unterwerfen und standen auf dem Punkt einem Könige abzusagen, der sie gleichsam mit gebundenen Händen ihrem schlimmsten Widersacher überlieferte. Die ausschweifendsten Gedanken ergriffen sie; sie dachten daran, sich des dreijährigen Sohns des Königs zu bemächtigen, ihm die lombardische Krone aufzusetzen und ihn dann sofort zur Kaiserkrönung nach Rom zu geleiten, wo

er alle Amtshandlungen Hildebrands aufheben, ihn entsetzen und einen neuen Papst aufwerfen sollte. Augenscheinlich waren die Lombarden in grenzenloser Aufregung, und Heinrich mußte mit größter Vorsicht auftreten, um sich nicht diejenigen, die ihn noch vor Kurzem jubelnd empfangen hatten, zu unversöhnlichen Feinden zu machen.

Nachdem einige Fürsten*), die er vorausgesandt, sein Verfahren mit dem Drange der Umstände entschuldigt und die Gemüther einigermaßen beschwichtigt hatten, kam Heinrich selbst nach Reggio. Als er nun hier mit königlicher Autorität auftrat, Rechtsfragen entschied, die ihm vorgelegt wurden, Männer seines Vertrauens in die lombardischen Städte sandte, um Gericht zu halten und die rückständigen Gefälle der Krone einzutreiben, begegnete er nur finsteren Mienen und widerwilligen Gemüthern. Noch einmal machte er einen Versuch, eine Aussöhnung der lombardischen Bischöfe mit dem Papste herbeizuführen; eine Synode sollte zu Mantua zu diesem Zwecke gehalten werden und der Papst sich selbst in die Mitte der Excommunicirten begeben. Aber der Papst wagte sich nicht unter die „lombardischen Stiere", und die Lombarden selbst hegten gegen die Absichten des Königs das größte Mißtrauen. Schon suchten Viele das Weite. Um den König wurde es immer stiller. Als er von Reggio aufbrach, begleitete ihn nur ein geringes Gefolge; es bestand aus seinen alten Räthen, die sich vom Bann gelöst hatten, und einigen excommunicirten Lombarden. Der Zug hatte weder ein stattliches Ansehen, noch fand er in den Städten eine würdige Aufnahme. Alle Empfangsfeierlichkeiten unterblieben, die Hofdienste wurden spärlich geleistet, meist mußte man in den Vorstädten übernachten.

Nichts erschwerte die Stellung des Königs mehr, als daß inzwischen auch der innere Krieg in den lombardischen Städten aufs Neue ausgebrochen war. Die Vorgänge in Canossa belebten den Muth der Patarener, namentlich in Mailand. Kaum hörte man hier von dem Triumphe des Papstes, so schickte man Boten an ihn, bezeugte ihm Reue über die geschehenen Dinge und gelobte Unterwerfung. Unter den Boten waren Mitglieder des Mailänder Klerus, die sich der Pataria bisher wenig geneigt gezeigt hatten, wie der Geschichtsschreiber Arnulf. Der Papst sandte sogleich zwei ihm sehr vertraute Männer nach Mailand, die Bischöfe Gerald von Ostia und Anselm von Lucca. Mit Jubel wurden sie in der Stadt aufgenommen, predigten drei Tage unter gewaltigem

*) Es waren wohl Heinrichs Schwager Amadeus und der Markgraf Azzo von Este.

Zulauf, ermuthigten die Getreuen und nahmen die Reuigen wieder in den Schooß der Kirche auf. Eine vollständige Gesinnungsänderung schien in der Stadt erfolgt. Der vom König eingesetzte Erzbischof Thedald verlor alle Macht; ein Versuch der Pataria mit Gewalt entgegenzutreten mißlang vollständig. Im Bewußtsein großer Erfolge verließen die päpstlichen Legaten Mailand, um in Pavia und in anderen lombardischen Städten in ähnlicher Weise zu wirken. Auch hier stärkten sie die Patarener und belebten ihren Widerstand gegen die Bischöfe, bis Bischof Dionysius von Piacenza ihrer Thätigkeit ein schnelles Ende bereitete. Als sie sich seiner Stadt näherten, ließ er die Legaten überfallen und festhalten. Anselm, ein Lombarde, wurde sogleich wieder auf freien Fuß gesetzt, Gerald aber, der deutsche Cardinal, auf eine Burg des Dionysius geschleppt und dort in sicheren Gewahrsam gebracht. Der Kampf der Pataria mit den lombardischen Bischöfen stand wieder, wie man sieht, in lichten Flammen: konnte der König sich in demselben parteilos halten, ohne sich seinen alten Anhängern ganz zu entfremden?

Wenige Tage nach Geralds Mißgeschick, etwa in der Mitte des Februar 1077, kam der König nach Piacenza. Er war Willens nach Mailand oder Pavia weiter zu ziehen, um sich die eiserne Krone auf das Haupt setzen zu lassen. Es erregte ihm indessen Bedenken, sich von einem excommunicirten Bischof ohne besondere Erlaubniß des Papstes krönen zu lassen, und er bat deshalb denselben entweder den Erzbischof von Mailand oder den Bischof von Pavia oder auch einen anderen Bischof zur Krönung zu ermächtigen. Die Bitte konnte nicht wohl gewährt werden, und Gregor schlug sie um so entschiedener ab, als er in der Gefangennehmung seines Legaten einen offenen Bruch der Versprechungen sah, die ihm Heinrich geleistet hatte. Dringend verlangte er dagegen die Freigebung des Cardinalbischofs, mit dem, wie er sagte, der heilige Petrus selbst in Bande gelegt sei. Auch die Kaiserin Agnes, die Rom verlassen und ihren Sohn zu Piacenza erreicht hatte, sparte keine Bitte, um ihren Sohn zu einem glänzenden Beweis des Gehorsams gegen den apostolischen Stuhl zu vermögen. Aber Heinrich that nichts für den gefangenen Cardinal; er wußte, daß jeder Schritt für die Freigebung desselben einen vollständigen Bruch mit den Bischöfen Lombardiens zur Folge gehabt haben würde *). Er stand vorläufig von der Krönung ab, setzte aber seine Reise nach Pavia fort.

*) Gerald ist erst später auf Verwendung der Kaiserin und der Markgräfin Mathilde der Haft entlassen worden.

Mit jedem Tage wuchs fortan das Mißtrauen zwischen dem König und dem Papste, aber in demselben Maße fühlten sich die lombardischen Bischöfe mehr zu Heinrich hingezogen. Zahlreicher kamen sie jetzt an den Hof, williger leisteten sie dem Könige Dienste. Um ihn sammelten sich bereits in Pavia alle die Elemente, die in Italien bisher dem Papstthum feindlich gewesen waren; selbst ein Cencius hoffte nun bei Heinrich Unterstützung und Lohn zu finden. Es war diesem schlimmen Gesellen gelungen bei einem Ueberfall Roms den Bischof Rainald von Como, den vertrauten Freund Gregors und der Kaiserin, in der Nähe der Peterskirche aufzugreifen, und er führte seinen einflußreichen Gefangenen jetzt dem Könige zu. Aber er fand bei Heinrich nicht die erwartete Aufnahme; erst auf sein wiederholtes Ansuchen wurde ihm Aussicht eröffnet den König zu sprechen, und ehe er dies noch erreicht hatte, raffte ein jäher Tod ihn hin. Die lombardischen Bischöfe bereiteten dem verruchten Menschen in Pavia ein feierliches Leichenbegängniß; denn in ihren Augen hatte er mindestens das Verdienst gehabt, den Papst mit tödtlichem Haß zu verfolgen. Den Bischof von Como, von dessen Gefangenschaft nichts weiter verlautet, scheint der König auf freien Fuß gesetzt zu haben.

Mochte der König auch gegen den Papst noch gewisse Rücksichten beobachten, seine ganze Umgebung mußte doch die Besorgnisse unaufhörlich steigern, welche die Gefangenschaft des Legaten erregt hatte. Schon umstanden auch Eberhard von Nellenburg, Udalrich von Godesheim, Berthold von Mörsburg und die anderen dem Papste so verhaßten Räthe des Königs wieder den Thron desselben und übten den alten Einfluß. Gregors Argwohn, daß der König alle seine Versprechungen bald in den Wind schlagen und sich offen den Feinden der Kirchenreform anschließen würde, schien nicht ohne Grund. Doch auch Heinrich hatte nur zu große Veranlassung dem Papste zu mißtrauen. Er wußte, daß die deutschen Fürsten auch nach seiner Lösung vom Bann die Absicht ihn zu entthronen nicht aufgegeben hatten und daß sie mit dem Papste verhandelten; er fürchtete mit Recht, daß der Papst bei diesen Verhandlungen andere Zwecke verfolgte, als jene Absicht der Fürsten lediglich zu vereiteln.

Man kann nicht verkennen, auch der Papst war in eine schwierige Lage gerathen; die Vorgänge in Canossa hatten sein Verhältniß zu den deutschen Fürsten, im Augenblick seinen zuverlässigsten Bundesgenossen, in ähnlicher Weise getrübt, wie das Heinrichs zu den Lombarden. Wiederholentlich hatte er den deutschen Fürsten versprochen, nur gemeinschaftlich

mit ihnen über Heinrichs Schicksal zu entscheiden, und nun hatte er doch unter dem Zwang der Verhältnisse durch die Lossprechung vom Bann den Beschlüssen von Oppenheim den festen Boden entzogen, auf dem sie ruhten. War auch noch nicht Alles entschieden, so hatte er sich doch Heinrichs Sache, so weit es sein Gewissen zuließe, zu unterstützen verpflichtet. Die Fürsten, welche jene Beschlüsse in das Leben gerufen hatten, mußten die ganze Leidenschaftlichkeit des Königs fürchten, wenn er je wieder zur Macht gelangte, und zu derselben schien ihm der Papst selbst jetzt den Weg bereiten zu wollen. Man konnte sich nicht wundern, wenn ihr Vertrauen zu Gregor zu schwinden begann, wenn sie auch den Bund mit ihm nicht sofort lösen konnten, ohne sich selbst der größten Gefahr auszusetzen.

Gregor verhehlte sich am wenigsten, wie seine ganze Autorität in Deutschland auf dem Spiel stehe, wenn er das Vertrauen der Fürsten nicht zu befestigen vermöchte. Deshalb erstattete er ihnen von den Vorgängen in Canossa sogleich selbst ausführlichen brieflichen Bericht. Nichts von dem wahren Verlaufe der Dinge verhehlte er ihnen, gab aber zugleich deutlich genug zu verstehen, daß sie selbst hauptsächlich die Schuld des Geschehenen trügen, indem er durch das Ausbleiben des Geleits die Alpen rechtzeitig zu überschreiten verhindert gewesen sei. Zugleich sprach er ihnen Muth ein, da noch im Wesentlichen Alles weiterer Entscheidung vorbehalten und er selbst demnächst über die Alpen zu kommen gedenke; ausdrücklich forderte er sie zu einmüthigem Beharren in der Sache auf, die sie unternommen hätten. Diese Aufforderung war vieldeutig genug, und entsprach mindestens nicht dem, was der König vom Papste erwartet hatte und erwarten mußte.

Hatte schon die Nachricht, daß der König Speier verlassen, die Fürsten so verwirrt, daß sie nicht mehr an das Geleit des Papstes, nicht mehr an den Reichstag dachten, so war die erste Kunde von der Absolution Heinrichs wie ein Donnerschlag unter sie gefahren. Man beliebte endlich eine Zusammenkunft in Ulm, um bestimmte Entschlüsse in so gefahrvoller Lage zu fassen. Gegen die Mitte des Februar 1077 erschienen hier der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Würzburg und Metz, die Herzöge Rudolf, Welf und Berchthold nebst einigen schwäbischen Herren. Der Winter war hart, und die Straßen mit Schnee bedeckt: deshalb mochten manche Fürsten ausgeblieben sein. Die Sachsen konnten bei der Kürze der Zeit kaum eintreffen. Aber viele Herren fehlten auch

gewiß, weil sie, seit Heinrich vom Bann gelöst war, sich auf dem betretenen Wege zu bleiben scheuten. Um so entschlossener waren diejenigen, welche sich eingefunden hatten. Um keinen Preis würden sie sich Heinrich wieder unterworfen haben; sie wollten den Widerstand gegen ihn fortsetzen, selbst wenn sie der Papst verließe. Bald genug erfuhren sie, daß sie dies nicht zu besorgen hatten. Das erwähnte Schreiben Gregors wurde bekannt und beruhigte die Gemüther um so mehr, als der Bote — es war derselbe Rapoto, der schon einmal dem Stuhle Petri in einer wichtigen Mission gedient hatte — im mündlichen Auftrage des Papstes noch besonders zu versichern hatte, daß Rom alle Wünsche und Absichten der Fürsten nach Kräften unterstützen werde.

Der Brief des Papstes ermahnte zur Beharrlichkeit; dieser Mahnung bedurfte es kaum. So klein das Häuflein in Ulm war, zeigte es sich nicht nur beharrlich, sondern schritt kühn zu dem neuen folgenreichen Beschlusse vor: es solle am 13. März ein großer Reichstag zu Forchheim abgehalten und dort endgültig über die Zukunft des Reiches entschieden werden. Man beschloß zu diesem Tage alle Fürsten des Reichs besonders zu berufen und auch an den Papst eine Einladung mit der Bitte zu erlassen, daß er im Falle seines Ausbleibens brieflich und durch Legaten seine Absichten kundgäbe.

Kein Zweifel kann darüber obwalten, daß man schon in Ulm sich darüber einigte, daß Heinrich trotz der erfolgten Absolution, weil er die zu Oppenheim gegebenen Versprechungen nicht gehalten, für abgesetzt zu halten sei; nicht einmal eine Aufforderung erließ man an ihn, sich in Forchheim zu seiner Rechtfertigung einzustellen. Nicht minder deutlich ist, daß man sich auch über die Wahl Rudolfs dort bereits verständigte. Der Schwabenherzog war es, der sofort listig Maßregeln ergriff, um jedes Hinderniß zu beseitigen, welches sich der Wahl noch entgegenstellen könnte. Nichts hatte er mehr zu fürchten, als daß sein Schwager nach Forchheim eile, um den Fürsten entgegenzutreten. Deshalb sandte er sogleich Rapoto über die Alpen zurück; er sollte Heinrich vorstellen, wie sein Erscheinen in Deutschland in diesem Augenblick für ihn gefahrvoll sei, wie er seiner Sache besser dienen würde, wenn er seine Mutter oder den Papst voraussende, um ihm die Wege zu bereiten. Zugleich sollte Rapoto den Papst selbst bringend auffordern nach Forchheim zu kommen, aber nicht ohne die Einwilligung des Königs zu erlangen und ohne sich sicheres Geleit von demselben stellen zu lassen.

Es war klar, daß Rudolf und seine Freunde über Heinrichs Krone in dessen Abwesenheit entscheiden wollten; sie wünschten dagegen den Papst oder die schwache Agnes über die Alpen zu locken, weil sie dieselben zu gewinnen und so jetzt auch jene Hemmnisse zu beseitigen hofften, welche zu Tribur den Thronwechsel vereitelt hatten. Aber wie hätte Heinrich die List Rudolfs nicht durchschauen sollen? In der That hatte er selbst keine Neigung Italien zu verlassen, aber noch weniger war er gewillt seine Mutter oder den Papst seinen Feinden in Deutschland zuzuführen. Um Gregor von den deutschen Fürsten zu trennen, war er nach Italien gekommen und hatte die Schmach von Canossa auf sich genommen, und nun war man thörig genug von ihm zu erwarten, daß er zu einer neuen Verständigung des Papstes mit denen, die längst nach seiner Krone trachteten, selbst die Hand bieten würde.

Wie aber dachte Gregor? Er war entschlossen, wenn irgend möglich, über die Alpen zu gehen. Sofort sandte er deshalb Boten an Heinrich und verlangte sicheres Geleit. Lambert von Hersfeld erzählt, daß der Papst Heinrich aufgefordert habe ihn selbst nach Forchheim zu begleiten, damit er dort seine Streitigkeiten mit den Fürsten entscheide, der König habe aber vorgeschützt, daß seine Anwesenheit in Italien jetzt nothwendig, auch die Frist zu kurz bemessen sei, um in Forchheim rechtzeitig einzutreffen. Hat Gregor wirklich eine solche Aufforderung gestellt, so hat er wohl auch nur eine solche Antwort erwartet, zu welcher der König durch das Abkommen von Canossa ohnehin völlig befugt war. Sicher ist nur, daß Gregor das Geleit und die Zustimmung des Königs zu der Reise verlangte, aber eben so sicher, daß er starke Zweifel hegte, ob Heinrich seine Forderungen bewilligen werde. Denn ehe noch seine Boten von Heinrich zurückgekehrt waren, traf der Papst seine Anordnungen für die Forchheimer Versammlung. Er sandte den Cardinaldiakon Bernhard und den gleichnamigen Abt von St. Victor in Marseille über die Alpen, mit ihnen ein Schreiben, in welchem er abermals hervorhob, daß der Augsburger Tag nur durch die Saumseligkeit der Fürsten vereitelt, daß er aber dennoch bereit sei jetzt ihren Wünschen zu entsprechen; er sei entschlossen, ob mit ob wider Willen des Königs, über die Alpen zu kommen; sollten seine Feinde ihm dies unmöglich machen, so würde er doch für den Glauben der Fürsten beten, damit sie für die kirchliche Freiheit und das Wohl Deutschlands heilsame Beschlüsse faßten. Zugleich sprach er sehr bestimmt aus, daß er mit Heinrichs Verhalten, welches die Ver-

wegenheit der schlimmsten Feinde der Kirche nur ermuthige, unzufrieden sei und die Aufrichtigkeit seiner früher gegebenen Versprechungen bezweifele.

Gregor wußte was die Fürsten beabsichtigten, und Niemand kann behaupten, daß er ihren Absichten hindernd entgegentrat. Das Schreiben, welches die Legaten überbrachten, konnte die Fürsten nicht hemmen, und die mündlichen Aufträge der Legaten gaben ihnen noch freieren Spielraum. Denn sie waren angewiesen die Fürsten aufzufordern, die Entscheidung über das Reich bis zur Ankunft des Papstes aufzuschieben, wofern dies ohne Gefahr geschehen könne, anderenfalls sich dem Willen der Fürsten zu fügen. Es ist klar, Gregor wollte in erster Linie in Forchheim selbst über das deutsche Reich entscheiden; konnte er diese Stellung nicht einnehmen, so überließ er den Fürsten nach ihrem Gutdünken zu verfahren. Wollte er sich die Geneigtheit der deutschen Fürsten erhalten und den Bund mit ihnen nicht lösen, so mochte ihm kein anderer Ausweg bleiben, aber sein Verfahren entsprach nimmermehr seinen Zusagen in Canossa. Er hatte sich eben so weit von denselben entfernt, wie Heinrich von jenen Versprechungen, die er dort dem Papste gegeben.

Der Papst hatte mit der Absendung der Legaten geeilt. Erst am 1. März, am Tage nach ihrem Abgange, erschien der schwäbische Graf Manegold von Veringen vor ihm, um ihn im Namen der Ulmer Verbündeten zum Forchheimer Tag einzuladen. Der Papst erklärte aufs Neue seine Bereitwilligkeit der Einladung zu entsprechen und sandte noch an demselben Tage den Grafen mit dem Cardinaldiakon Gregor an den König ab, um die erwartete Antwort desselben wegen des Geleits zu beschleunigen; würde sie zusagend lauten, so sollte der Cardinal sogleich nach Deutschland eilen, um jeden entscheidenden Schritt bis zur Ankunft des Papstes zu verhindern, im anderen Falle aber zu ihm zurückkehren. Der König wies die Forderung des Geleits entschieden zurück. Manegold eilte darauf nach Forchheim, der Cardinal begab sich wieder zum Papste, der nun es aufgab selbst dem Reichstage beizuwohnen; er ließ dem Gange der Dinge freien Lauf.

Auffallend ist, daß auch Heinrich nichts Anderes zu thun schien, daß er den Anschlägen seiner Feinde in Deutschland nicht entschlossen sofort entgegentrat. Man hätte bei seiner sonst bewiesenen Rührigkeit erwarten sollen, daß er über die Alpen stürmen und den Forchheimer Tag zersprengen würde. Die bedrohliche Lage Italiens mochte ihn abhalten, mehr aber

wohl die Meinung, daß die Fürsten ohne den Papst seine Absetzung nicht wagen, daß sie jetzt nach seiner Absolution nur noch größere Besorgnisse beschleichen würden, wie einst zu Tribur. Wie weit der Papst in seiner Nachgiebigkeit gegen die Fürsten gegangen war, konnte Heinrich nicht ahnen; man muß sagen, er traute dem Papste noch zu sehr.

Wir sehen, jene Versprechungen, welche Papst und König in Canossa ausgewechselt, waren von beiden Seiten schlecht und nur auf einige Tage gehalten; Beide glaubten sich kaum noch an dieselben gebunden. Die Hoffnungen, welche sich an die scheinbare Aussöhnung der beiden an die Spitze gestellten Parteihäupter geknüpft hatten, waren bereits hinfällig; die Parteien selbst hatten sie vereitelt, indem sie ihre besonderen Zwecke nach wie vor mit einer Hitze verfolgten, welche weder der Papst noch der König mäßigen konnte. So drohte der lange gefürchtete Kampf dennoch auszubrechen. Jeder Tag konnte ein Ereigniß bringen, welches alle feindlichen Elemente der Zeit in einen allgemeinen Krieg hineinriß. Viel kam darauf an, wer die Fackel anzulegen wagte, um den Weltbrand zu entzünden.

Gregor stand in stäter Besorgniß, daß die Lombarden sich seiner Person bemächtigen wollten. Und hätte sich Heinrich damals von einem excommunicirten Bischof die Krone Italiens aufsetzen lassen und wäre an der Spitze der Lombarden aufgebrochen, um Gregor und die große Gräfin zu fangen, wer möchte sagen, welchen Ausgang die Dinge nach einem solchen Unternehmen, welches kaum zu verwegen schien, genommen hätten? Die Lombarden bebten vor einer solchen That wahrlich nicht zurück, wohl aber Heinrich, welcher die Lage Deutschlands vor Allem ins Auge faßte. Nicht von seiner Seite wurde das Ereigniß herbeigeführt, welches den Ausbruch des Kampfs unvermeidlich machte, sondern von jenen deutschen Fürsten, welche Gregor als die Getreuen des heiligen Petrus, als die Vertheidiger der christlichen Religion zu bezeichnen pflegte. Sie unter dem Beistande päpstlicher Legaten thaten den Schritt, der Heinrich keine Wahl zwischen Kampf und Verhandlung mehr ließ. Als Gregor die letzte Botschaft mit der Forderung des Geleits an den König sandte, färbten sich, wie man erzählt, drei Finger seiner rechten Hand plötzlich bis zur Mitte mit Blut. Eine schlimme Vorbedeutung sah man in dieser Erscheinung, und deutsches Blut ist um Hildebrands willen nur zu bald in Strömen geflossen.

Die Wahl Rudolfs zum Gegenkönig.

Noch immer lag der Schnee hoch auf den Bergen und in den Thälern Frankens, als sich am 13. März die Ulmer Verbündeten zu Forchheim abermals versammelten. Sie sahen Viele von denen, die sie geladen hatten, ihnen zuziehen, namentlich aus Franken und Sachsen. Eine beträchtliche Zahl der deutschen Fürsten fand sich zusammen, doch als eine vollständige Vertretung des Reiches konnte die Versammlung kaum gelten. Unter den dreizehn Bischöfen, die gegenwärtig waren, kamen nur zwei aus Baiern, einer aus Lothringen; aus Schwaben hatte sich keiner der Bischöfe eingestellt. Wie viele man aber auch vermissen mochte, man war zu dem entscheidenden Schritt entschlossen. Dort, wo einst Ludwig das Kind und Konrad I. unglücklichen Andenkens erwählt waren, wollte man einen neuen König bestellen, unter welchem die Fürsten frei wieder schalten könnten und Roms Ansprüche in Deutschland gewahrt würden. Siegfried von Mainz mochte sich ein anderer Hatto bedünken und von neuen goldenen Zeiten für sein Erzstift träumen.

Die Legaten des Papstes erschienen rechtzeitig. Weder das Schreiben des Papstes, welches sie trugen, noch ihre mündlichen Aufträge konnten die Fürsten in ihrem Entschlusse hemmen, zumal Graf Manegold die Nachricht brachte, daß Gregor wegen des verweigerten Geleits jetzt nicht zu erwarten sei. Nachdem die Legaten in voller Versammlung ihr Schreiben übergeben hatten, geleitete man sie in ihre Herberge; hier ließen die Fürsten einzeln wieder die alten Klagen über Heinrichs Tyrannei und Treulosigkeit laut werden, und die Legaten sollen dabei ihre Verwunderung, daß man so lange einen solchen König ertragen, nicht verhehlt haben. So ging der erste Tag hin. Am anderen Tage kamen die Fürsten wieder in die Wohnung der Legaten und stellten ihnen vor, daß eine gefährliche Spaltung dem Reiche drohe, wenn man nicht sogleich zur Königswahl schreite. Die Legaten erwiderten kurz nach ihren Aufträgen, es scheine ihnen zwar das Beste, mit der Wahl wo möglich zu warten, bis einst der Papst selbst erscheinen könne, aber das Wohl des Reichs unterliege nicht so sehr ihrer Beurtheilung, wie der Entscheidung der Fürsten, welche die Bedürfnisse desselben am besten kennen müßten. Damit war Alles in die Hand der Fürsten gelegt.

Gleich darauf trat man zu einer neuen Berathung in der Wohnung des Erzbischofs von Mainz zusammen. Bald waren die Fürsten darüber einig, daß sie unverzüglich zur Wahl schreiten könnten, da der Papst ihnen kein Hinderniß in den Weg lege und sie alle als freie Männer Heinrich gegenüberständen; die Eide, die sie ihm geschworen, seien vorlängst vom Papste gelöst und durch die Absolution habe Rom sie weder in ihrer Gültigkeit herstellen können noch wollen; über ein Jahr sei das Reich ohne König und deshalb eine Neuwahl zur Nothwendigkeit geworden. Nur darum handelte es sich noch, wen man auf den Thron erheben solle: hierüber beriethen die geistlichen und weltlichen Fürsten gesondert.

Die Bischöfe vereinigten bald ihre Stimmen auf Rudolf von Schwaben, dem sie ja bereits zu Ulm sich zugewandt hatten. Seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, seine enge Verbindung mit der Kaiserin und dem Papste ließen ihn als die geeignetste Persönlichkeit unter den obwaltenden Verhältnissen erscheinen; überdies hatte er sich in den kirchlichen Streitigkeiten den Neuerungen überaus günstig gezeigt, so daß Alle, die das Heil der Welt von Gregors Reformen erwarteten, seine Erhebung vor Allem wünschen mußten. Auch die weltlichen Fürsten schlossen sich endlich dieser Wahl an, doch war es unter ihnen vorher zu ärgerlichen Verhandlungen gekommen. Otto von Nordheim wollte Rudolf nicht eher seine Stimme geben, als bis derselbe ihm das Herzogthum Baiern zurückzustellen versprochen habe; Andere stellten andere Forderungen; ein schmählicher Handel um die Wahlstimmen stand in Aussicht. Da untersagten die päpstlichen Legaten ausdrücklich ein solches Verfahren, welches sie mit Recht als Simonie brandmarkten; so nur waren auf Rudolf auch die Stimmen der weltlichen Fürsten vereinigt.

Dennoch boten die Legaten selbst die Hand, daß Rudolf zwei wichtige Zugeständnisse machen mußte. Er mußte erstlich das Recht des Volks, d. h. der Großen, nach seinem Tode frei über das Reich zu verfügen, anerkennen und jedem Erbrecht seiner Kinder an die Krone ausdrücklich entsagen; er mußte ferner die Besetzung der Bisthümer durch freie kanonische Wahlen gestatten und den so gewählten Bischöfen die Investitur mit den Regalien unentgeltlich nach erfolgter Ordination und zwar ohne Ring und Stab zu ertheilen geloben. Es ist um so auffallender, daß die Investitur dem neuen Könige nicht sogleich völlig untersagt wurde, als der Papst wenig später bestimmte Veranstaltungen

traf, um das Investiturverbot in Frankreich im weitesten Umfange durchzuführen.

Aus einem Wahlreich war das deutsche Kaiserthum hervorgegangen, aber das Streben, die kaiserliche Gewalt nach dem Vorbilde der fränkischen Monarchie erblich zu machen, hatte sich früh gezeigt, und wenigstens thatsächlich war die Erblichkeit des Kaiserthums längst durchgesetzt. Nicht minder wichtig, als die erbliche Fortpflanzung der höchsten Gewalt, war bisher für den Bestand des Reichs gewesen, daß die Besetzung der Bisthümer wesentlich in der Hand des Königs lag, daß er an Kleriker seiner Wahl die Bischofsstühle in Deutschland, Italien und Burgund vertheilen konnte. Mochte Heinrich III. sich noch so entschieden gegen die Simonie erklärt haben, nie hatte er das Recht frei über die Besetzung der hohen Kirchenämter zu verfügen aufgegeben, und zum großen Theil waren die obwaltenden Zerwürfnisse mit dem Papstthum gerade dadurch entstanden, daß Heinrich IV. von diesem Recht denselben Gebrauch, wie seine Vorfahren, namentlich in Italien, gemacht hatte. Wenn Rudolf daher das Recht der freien Königswahl den Fürsten und das Recht der freien Bischofswahl Rom und dem Klerus einräumte, so gab er damit das Kaiserthum der deutschen Nation, wie es bisher bestanden hatte, im Wesentlichen auf. Rudolf mochte ein König nach dem Sinne der Fürsten sein, mochte die Anerkennung der Kirche gewinnen, ein Kaiser nach der Weise seiner Vorfahren konnte er nimmermehr werden.

Doch auch auf solche Bedingungen hin erklärte sich Rudolf die Krone zu empfangen bereit. Unsere Quellen berichten, daß er nur nothgedrungen die Wahl angenommen habe, und Rudolf selbst hat dies alsbald dem Papste versichert. Aber schwerlich hat Gregor Rudolfs Worten Glauben geschenkt. Längst hatte Heinrich seinem Schwager vorgeworfen, daß er ihm nach der Krone trachte, und mindestens seit dem Tage von Tribur traten unverkennbare Beweise persönlichen Ehrgeizes in Rudolfs Verhalten hervor. Sein Auftreten zu Ulm, seine Verhandlungen nachher zeigen, daß er die höchste Gewalt nicht floh, sondern suchte*). Er erreichte sein Ziel. Am 15. März 1077 wählten ihn die versammelten Fürsten einstimmig auf dem Pilatushofe zu Forchheim zum deutschen König, und das umstehende Volk erkannte die Wahl durch Zuruf an.

*) Die Krone, mit welcher Rudolf gekrönt wurde, soll er sich bereits vorher im Geheimen im Kloster Ebermünster an der Ill haben schmieden lassen; ein Schwestersohn Rudolfs war Abt dieses Klosters.

Der Wahltag war nicht glücklich gewählt. An den Iden des März war das Blut jenes Cäsars geflossen, nach welchem unsere Kaiser sich nannten, und an demselben Tage thaten die Fürsten, so viel an ihnen war, um dem Kaiserthum die schwerste Wunde zu schlagen. Gerade damals fing der Schnee an aufzugehen, und man wollte darin wohl eine Vorbedeutung sehen, daß die schlimmen Zeiten für das Reich, wie der Schnee, dahin schwinden würden; näherliegend wäre die Deutung gewesen, daß die starre Kraft der deutschen Herrschaft in ihrer Auflösung begriffen. Auch der Wahlplatz konnte trübe Ahnungen wecken. Die Könige, die vordem in Forchheim gewählt waren, hatten unter großen Gefahren kaum ihre Macht aufrecht erhalten und schlimme Gefahren über Deutschland gebracht. Selbst der Name des Pilatushofes schien anstößig genug für die Erhebung eines Königs, der sich vorzugsweise zum Vertheidiger der christlichen Kirche berufen glaubte. Es war in vielfacher Beziehung eine anstößige Wahl. Wie oft hatten die Sachsen über Beeinträchtigung durch die Schwaben Klage geführt, und nun wählten sie den Schwabenherzog, der sein Schwert zu ihrem Verderben geführt, zum Oberhaupt des Reichs. Man wollte einen kirchlichen König auf den Thron setzen, und man erhob einen Herzog, der mit den Bischöfen seines Landes in unausgesetzten Streitigkeiten lebte, dessen Lebenswandel selbst Rom zu tadeln gehabt hatte. Mit dem Namen „Burgunder" bezeichnete man damals in Deutschland einen treulosen Menschen; jetzt setzte man sich einen König, der aus burgundischem Blute stammte.

Bereits früher hatte sich Gregor die Bestätigung für den Fall einer Neuwahl vorbehalten*). Diese Bestätigung beeilte sich jetzt Rudolf zu gewinnen. Schon in den nächsten Tagen schickte er Botschaft über die Alpen und verpflichtete sich in allen Dingen der römischen Kirche zum Gehorsam; zugleich lud er brieflich den Papst ein zur Herstellung der kirchlichen Ordnung nach Deutschland zu kommen und verhieß ihm sofort sicheres Geleit zu senden. Aber er sollte erfahren, daß der Segen des heiligen Petrus nicht so leicht zu gewinnen sei. Bald mußten er und seine Anhänger hören, daß die Wahl nicht auf den Rath des Papstes erfolgt, sondern allein sie selbst die Verantwortung derselben zu tragen hätten, daß der Papst sich die Entscheidung vorbehielte, wer von beiden Königen ein größeres Recht auf das Reich habe.

---

*) Vgl. S. 372.

Und schon früher wurde Rudolf klar, daß er in seinem Ehrgeiz eine dornenvolle Bahn betreten habe. Man eilte mit der Krönung. Von seinem Anhang begleitet, zog der Erwählte schleunig über Bamberg und Würzburg nach Mainz. Siegfried, frohlockend über die neue Krönung in der alten Metropole, ertheilte hier dem Manne seiner Wahl am Sonntag Lätare (26. März) die Königsweihe, welcher die päpstlichen Legaten, der Erzbischof von Magdeburg mit anderen Bischöfen, viele weltliche Fürsten und eine große Menge des Volks beiwohnten. Es fehlte der Krönung nicht an Pracht, und doch war es eine traurige Feier. Schon das erregte Aergerniß, daß das Chrisma zur Salbung fehlte und erst am Krönungstag selbst gegen die Gewohnheit geweiht werden mußte, daß dann ein Diakon, der beim solennen Hochamt das Evangelium lesen sollte, auf Rudolfs Befehl vom Altar entfernt wurde, weil die Anklage der Simonie auf ihm ruhte. Aber das Bedenklichste war, daß am Nachmittage des Krönungstags ein großer Aufstand der Bürgerschaft gegen das königliche Gefolge ausbrach.

Welche Achtung konnten die Mainzer vor einem Erzbischof haben, den sie fortwährend aus Habgier und Schwäche die Stellung wechseln sahen und der, sich in alle Händel verwickelnd, sie überdies aus Wirren in Wirren zog? Noch lag ja ein Theil der Stadt seit jenem traurigen Tage, wo die Bamberger und Mainzer Stiftsvasallen an einander geriethen, in Schutt und Asche*). Es kann nicht verwundern, wenn da die Bürger Abneigung auch gegen den Pfaffenkönig hegten, den Siegfried in ihren Mauern krönte, und ihn mit seinem Gefolge möglichst bald aus ihrer Nähe entfernen wollten. Die simonistischen Geistlichen, welchen der König beim Krönungsact selbst mit solcher Entschiedenheit entgegengetreten war, unterließen nicht die Mißstimmung der Bürgerschaft gegen den König zu nähren. Es bedurfte nur des geringsten Anlasses, um einen Tumult in der Stadt zu erregen.

Leicht fand sich der Anlaß. Es war Sitte am Sonntag Lätare sich mit Spielen zu vergnügen; selbst die Geistlichkeit nahm daran Antheil. Nach der Mittagsmahlzeit fanden sich deshalb mehrere junge Ritter zu fröhlicher Lust zusammen; sie trugen keine Waffen, welche die Sitte während der Fastenzeit zu führen verbot. Ein Bursche aus der Stadt mischte sich unter sie und war keck genug einem der Ritter

*) Vgl. S. 367.

heimlich von einem kostbaren Pelzkragen ein Stück abzuschneiden. Der Bursche wurde ergriffen, mußte seinen Raub ausliefern und wurde dem Stadtschultheißen übergeben, der ihn sogleich wieder freigab. Aber die Bürgerschaft wollte Tumult. Die Glocken wurden gezogen, man schleppte Waffen herbei und stürmte nach dem Dom und der anstoßenden Pfalz; Drohungen erschollen, man wolle den eben Gekrönten tödten.

Der König hatte sich nach dem Dome zur Vesper begeben; die Pfalz wurde inzwischen von seinen Rittern, obschon sie meist ihre Waffen in den Herbergen zurückgelassen hatten, vertheidigt, so daß der König in sie nach vollendeter Vesper zurückkehren konnte. Das Volk wurde es müde die Pfalz zu bestürmen. Der Hauptangriff wandte sich jetzt gegen den Dom. Der König griff nach dem Schwerte; er wollte selbst dorthin und sich unter die Masse stürzen. Nur mit Mühe hielt man ihn zurück. Indessen eilten einige Fürsten mit ihren Vasallen, nachdem sie sich Waffen verschafft hatten, in den Dom, stärkten sich hier durch Gebet zum Kampfe, und brachen dann mit dem Gesange Kyrie eleison aus der am meisten bedrohten Pforte des Domes heraus. Obwohl ihre Zahl nicht groß war, verbreiteten diese ritterlichen Kämpfer doch einen gewaltigen Schrecken unter den Bürgern. Alles sprengte flüchtend aus einander, und Manche, von namenloser Angst verfolgt, stürzten, obwohl die Ritter nicht weit über den Kirchhof vordrangen, blind bis zum Rhein und warfen sich in den Strom. Von beiden Seiten war Blut geflossen; unter den Schwertern der Ritter erlagen manche Städter, andere waren in die Gefangenschaft der Königlichen gefallen.

Einige angesehene Männer der Stadt fürchteten für das Leben der Gefangenen und besorgten das Schlimmste, wenn sich ähnliche Ereignisse wiederholten. Sie baten deshalb am anderen Tage den Erzbischof sich beim Könige für die Stadt zu verwenden. Siegfried that dies, aber der König war nicht gerade versöhnlich gestimmt. Allein die Rücksicht, daß er der Gefahr noch keineswegs entronnen war, scheint ihn zur Nachgiebigkeit vermocht zu haben. Die Mainzer gingen so gut wie straflos aus; nur eine geringe Kirchenbuße wurde von den Legaten den Ruhestörern auferlegt. Und auch diese wurde nicht abgebüßt. Denn alsbald rottete sich das Volk von Neuem zusammen; es kam abermals zu Raufereien mit dem Gefolge des Königs; man drohte sogar Feuer in die Pfalz zu werfen. Siegfried gerieth in die größte Besorgniß und verbürgte sich endlich den Bürgern für die schleunige Abreise des Königs. Sie erfolgte

sogleich; bei Nacht verließ Rudolf mit seinem ganzen Geleit, fast wie ein Flüchtling, die Stadt. Auch der Erzbischof fühlte sich dort nicht mehr sicher; unter den Schmähungen der Bürger zog er aus den Thoren und ist niemals wieder zu seinem Bischofssitz zurückgekehrt.

Erklärten sich die Mainzer in solcher Weise entschieden gegen die neue Königswahl, so standen sie nicht allein. Dieselbe Gesinnung herrschte in Würzburg. Und kaum hatten die Heinrich so treu ergebenen Wormser vernommen, daß auch ihr Bischof sich an der Wahl betheiligt, so sammelten sie kriegerische Mannschaft, um sich gegen ihren Bischof und dessen König zu vertheidigen. Rudolf vermied jedoch Worms; über Tribur und Lorsch nahm er seinen Weg eilends nach Schwaben, seinem alten Herzogthume. Palmsonntag (9. April) feierte er in Ulm; von dort brach er sogleich nach Augsburg auf. Denn hier wollte er Ostern halten und auf einem großen Fürstentag wichtige Beschlüsse für Reich und Kirche herbeiführen.

Aus Schwaben und Burgund erwartete Rudolf vor Allem die Mittel für seine Herrschaft zu gewinnen; hier, wo er seit zwei Jahrzehnden mit herzoglicher Gewalt schaltete, mußte sein Wort am meisten gelten. Waren ihm auch die Bischöfe wenig gewogen, so hatten sich unter seinem Schutze hier doch bereits die Anfänge einer deutschen Pataria gebildet, welche dem Episcopat Bedenken und Furcht erregten. Die Klöster im Schwarzwald, im Elsaß und am Bodensee, welche sich um Hirschau und dessen gefeierten Abt Wilhelm zusammenschlossen, verbreiteten mehr und mehr die neuen kirchlichen Ideen; zahlreiche Missionare gingen von dort aus, um das niedere Volk gegen den papstfeindlichen König einzunehmen und Rudolf, dem Freunde Gregors, die Wege zu bereiten. Ueberdies waren die Zähringer, das erste Geschlecht Alamanniens, mit ihrem großen Anhange mit Heinrich völlig zerfallen; ihre Sache und Rudolfs Sache schien eine und dieselbe.

Aber schon in Augsburg erfuhr Rudolf, wie sehr er sich in den Schwaben geirrt hatte. Der dortige Bischof Embriko trat ihm und den ihn begleitenden Legaten mit großer Schroffheit entgegen, zwei Tage verweigerte er ihnen jede Obedienz, dann fügte er sich ihnen zum Schein, bewahrte aber im Herzen dem rechtmäßigen König die Treue. Gleich ihm dachten die Augsburger, und die Legaten steigerten nur die Mißstimmung der Stadt gegen sich, als sie am Osterfest die althergebrachten Augsburger Ceremonien nach römischer Weise zu ändern suchten. Augs-

burg war und blieb auf Heinrichs Seite. Zugleich wurde Rudolf inne, daß er auch sonst in Schwaben nicht den erwarteten Gehorsam finden werde. Der beabsichtigte Fürstentag konnte in Augsburg nicht stattfinden. Nicht nur daß die beschiedenen Herren ausblieben, auch ein großer Theil seines bisherigen Gefolges verließ ihn. Schon hatte er nicht mehr so viele Ritter um sich, um das versprochene Geleit dem Papste zu schicken. Rudolf berief auf die Mitte des Mai einen neuen Tag nach Eßlingen; inzwischen wollte er in die Schweizer Gegenden und nach Burgund ziehen, um dort ein Heer zu sammeln, während Welf und Berchthold ihre Mannschaft in Schwaben zusammenbrächten.

Von den Legaten begleitet, nahm Rudolf seinen Weg über Reichenau nach Konstanz und Zürich. Aber auch hier fand er die Stimmung überall wenig günstig. Der Bischof Otto von Konstanz, ein hitziger Widersacher Gregors und der Gregorianer, zog sich auf die Burg des Grafen Otto von Buchhorn zurück und spottete allen Drohungen der Legaten. Als sich bald darauf der Abt von Marseille auf den Weg machte, um nach Rom zurückzukehren, wurde er von dem Grafen Udalrich von Lenzburg gefangen genommen und in einen Kerker geworfen. Vor Allem zeigte sich hier deutlich, wie wenig die Predigten der päpstlichen Mönche auf das Volk gewirkt hatten; überall nahm es sich der simonistischen Geistlichkeit an und verfolgte mit Verwünschungen die Legaten und ihren König. Schon gab es Rudolf auf, selbst nach Burgund zu ziehen; er sandte seine Gemahlin Adelheid dorthin und kehrte von Zürich zurück, um auf dem Eßlinger Tag nicht zu fehlen.

Die Mißstimmung, welche dem neuen König entgegentrat, war seinen Freunden ebenso unerwartet, wie unbegreiflich. Aber in Wahrheit war das Regiment des Emporkömmlings niemals in Schwaben beliebt gewesen, und es war auf der anderen Seite nicht ohne Wirkung geblieben, daß Heinrich sich mit schwäbischen Rittern und schwäbischen Klerikern so gern umgab. Die Legaten versetzten ihre üblen Erfahrungen in die größten Besorgnisse; schon fürchteten sie auch im Elsaß, in Franken und Lothringen eine gemeinsame Erhebung für Heinrich und erließen im Namen des Papstes an die dortigen Bischöfe ein Schreiben, worin sie alle Friedensstörungen mit Ernst untersagten und Heinrich ferner zu gehorsamen verboten. Auch der Eßlinger Tag gab Rudolfs Freunden kaum neue Hoffnungen. Unmittelbar von dort brach er gegen die Burg Sigmaringen auf, bei welcher er Widerstand erwarten mußte; er

hatte etwa 5000 Mann um sich und hoffte, daß sich dort noch größere Streitkräfte um ihn sammeln würden. Er zog in den Kampf, aber trübe Ahnungen folgten seinem Zuge.

Ohne Zweifel wußte Rudolf bereits, daß Heinrich die Alpen überschritten hatte und ein Heer in Baiern zusammenzog. Unerwartet traf ihn jedoch vor Sigmaringen die Nachricht, daß dieses Heer schon die schwäbischen Grenzen erreicht habe. Er wollte sogleich ihm entgegeneilen; ein Gottesgericht sollte zwischen ihm und Heinrich entscheiden. Aber sein Heer war schon vor dem Kampfe entmuthigt; es verweigerte nicht allein ihm den Dienst, sondern verlangte sogar, daß er Schwaben ohne Schwertstreich räumen sollte. Mit blutendem Herzen entließ er seine Schaaren, übertrug Bertold und Welf Schwaben nach Kräften gegen Heinrich zu schützen und entschloß sich nach Sachsen zu ziehen, wo er allein noch ausreichende Streitkräfte gegen seinen Widersacher zu finden hoffen durfte.

Pfingsten (4. Juni) feierte Rudolf noch im Kloster Hirschau. Er sandte von hier eine Botschaft dem Papste, um ihn zu entscheidendem Vorgehen zu vermögen. Wenige Tage später verließ er den schwäbischen Boden, den er nie wieder betreten sollte. Ihn begleiteten nur der Cardinal Bernhard, die Bischöfe von Passau, Würzburg und Worms, nebst einigen vertrauten Räthen. Seinen ältesten Sohn Berchtold, der kaum das Knabenalter überschritten hatte, ließ er unter dem Schutz Welfs und der Zähringer zurück. Seine Gemahlin Adelheid blieb in dem fernen Burgund unter Mühen und Sorgen; sie theilte nie die Krone und den Glanz des Thrones mit ihrem Gemahl.

Eine schwere Prüfung war dem stolzen und ehrgeizigen Rheinfelder aufgelegt. Seine Rolle schien jedoch noch nicht ausgespielt. Als er nach Erfurt kam, zog ihm zur Begrüßung eine große Menge entgegen. Mit königlichen Ehren empfing ihn das Sachsenland; es schien ihm gewähren zu wollen, was ihm Schwaben versagt hatte. Erst in Sachsen fand der Mann von Forchheim ein Volk und ein Heer, einen Hof und einen Thron; erst jetzt konnte er als König gelten.

Augenscheinlich hatte die Partei, welche zunächst Rudolf aufgeworfen hatte und die Vertheidigung der Kirchenreform und der deutschen Fürstenfreiheit als ihre Hauptaufgabe ansah, schwere Niederlagen erlitten, ehe sie noch einmal mit Heinrich selbst sich gemessen hatte. Wie Erzbischof Siegfried aus Mainz, hatte ihr König Rudolf aus Schwaben weichen

müssen. Mit großem Unrecht würde man die Gründe dafür allein in der Persönlichkeit des Gegenkönigs suchen. Rudolf hatte früher mit Glück die Waffen geführt — ihm vornehmlich hatte Heinrich den Sieg bei Homburg zu danken gehabt —, er hatte in den Reichsverhältnissen bisher eine zwar nicht glänzende, aber doch einflußreiche Wirksamkeit entfaltet, nicht ohne Umsicht hatte er sich in den bedenklichsten Lagen behauptet. Weder Energie noch Erfahrung fehlten ihm, um die gewonnene Würde zu behaupten. Wenn ihn dennoch nur Mißgeschick über Mißgeschick ereilte, so lag es vor Allem daran, daß er und seine Freunde die reale Macht der neuen Ideen in Deutschland weit überschätzt hatten. Noch waren die deutschen Verhältnisse mit den Erinnerungen an das Kaiserthum und mit diesem selbst zu innig verwachsen, als daß ein König, der mit römischen Legaten einherzog, willigen Gehorsam finden sollte.

Sachsen allein war aus Gründen, die ursprünglich mit der kirchlichen Reform nichts gemein hatten, mit dem Erben des Kaiserthums völlig zerfallen; es wollte sich um jeden Preis der Herrschaft desselben entziehen, um jeden Preis seine Freiheit sichern. Und nur, indem sich Rudolf als Vorfechter der Sachsenfreiheit aufwarf, konnte er seine Krone noch zu behaupten hoffen. Vor Allem als Sachsenkönig erscheint er fortan, wie man ihn auch bald zu bezeichnen liebte. Welche Beschwerden die Sachsen auch gegen ihn haben mochten, sie erkannten doch jetzt willig ihn an; denn sie fühlten, daß sie, um nicht abermals zu unterliegen, der Bundesgenossen bedurften, daß sie ihrer Sache eine allgemeinere Bedeutung geben mußten. So ergaben sie sich dem Schwaben und seinen Freunden; so schlossen sie den Bund mit Rom. Weihte der Sieger von Homburg jetzt seine Waffen der sächsischen Freiheit, so erhoben sie dagegen ihre Schwerter unter dem Schlachtruf: Heiliger Petrus! für ihn und für die Freiheit der Kirche. Die Sachsen hatten das deutsche Kaiserthum einst begründet, jetzt waren sie die unversöhnlichsten Feinde desselben; zu seiner Demüthigung reichten sie einem römischen Bischof die Hand, um dessen Reformideen sie sich wenig kümmerten und dessen Herrschsucht ihrem Sinne wenig entsprach.

Ausbruch des inneren Krieges in Deutschland.

Wie oft hatte Heinrich gegen widrige Strömungen anstreben müssen! Endlich einmal schien die Fluth sein Fahrzeug leichter dahintreiben zu

wollen, und er zögerte nicht die Gunst des Augenblicks zu nutzen. Noch standen seine Anhänger in Deutschland verwirrt und rathlos, als er schon über die Alpen eilte.

Kaum hatte der König zu Pavia gehört, daß das Unerwartete geschehen, daß seine Feinde ihn entsetzt und eine neue Wahl getroffen hätten, so war auch sein Entschluß gefaßt worden. Sein Herz stürmte in der gewaltigsten Aufregung, seine Seele brannte dem abtrünnigen Schwager entgegenzutreten, mit dem Schwert den Thronräuber zu züchtigen. Sogleich sandte er an den Papst und verlangte den Beistand der Kirche gegen den Meineidigen. Gregor konnte nicht anders als ausweichend antworten; er werde die gerechte Sache, erwiderte er, gern unterstützen, aber erst müsse er beide Theile hören, um zu wissen, was die Gerechtigkeit heische. Diese Antwort befriedigte den König nicht, aber verhinderte mindestens den, der sie gab, offen sogleich für Rudolf Partei zu ergreifen, und schon das war für Heinrich Gewinn. Mit einem großen Gefolge brach er unverweilt von Pavia nach Verona auf, wo er den Palmsonntag feierte. In zahlreicher Versammlung klagte er hier die Verräther an, die ihm seine Krone rauben wollten, welche er bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen werde; er beschwor die Lombarden treu wie bisher zu ihm zu halten. Sie gelobten es und empfingen gleichsam zum Unterpfand des geschlossenen Bundes den kleinen Sohn des Königs, welcher der Obhut des Erzbischofs von Mailand übergeben wurde. Muthig, von einem kriegerischen Gefolge begleitet, verließ Heinrich den Boden Italiens, den er als Büßer betreten hatte.

Die baierischen und schwäbischen Alpenpässe hielten Rudolf und Welf besetzt: Heinrich blieb deshalb nur der Weg durch das Friaul und Kärnthen offen. Er hatte Bundesgenossen gewonnen, die ihm hier unvergleichliche Dienste leisten konnten und leisteten, den Patriarchen Sieghard von Aquileja und die Eppensteiner. Sieghard, einst zu den Zeiten des Erzbischofs Adalbert deutscher Kanzler, hatte sich in seiner Führung des bischöflichen Amts das Vertrauen des Papstes gewonnen, als Legat desselben dem Tage zu Tribur beigewohnt. Damals schien er die Seele der Opposition gegen den König; jetzt trat er offen auf Heinrichs Seite. Der Grund seines auffälligen Parteiwechsels ist nicht zweifelhaft; der König hatte ihm noch in Pavia die Markgrafschaft Friaul verliehen, zu der bald auch Krain und Istrien kamen. Zu derselben Zeit hatte der Kö-

nig mit dem Herzogthum Kärnthen, welches durch des Zähringers Verrath erledigt war, den Eppensteiner Liutold*) belehnt; der neue Herzog war dem Könige verwandt und entstammte einem Hause, welches schon früher die kärnthensche Fahne getragen hatte.

In dem Gebiet von Aquileja feierte der König das Osterfest (16. April) und setzte dann, von seiner Gemahlin, dem Patriarchen, Herzog Liutold und einem mäßigen Gefolge begleitet, ohne Hemmniß die Reise durch Kärnthen fort. Wichtige Dienste leistete ihm damals Bischof Altwin von Brixen und würde dafür mit großen Schenkungen bedacht. Unerwartet schnell erreichte der König die Grenzen Baierns und fand den Weg nach Regensburg offen. In treuer Gesinnung, wie gleichzeitige Annalen sagen, bewillkommnete ihn hier das Volk.

Nur mit einer kleinen Schaar, aber mit bedeutenden, in Italien gesammelten Geldsummen erschien Heinrich um den 1. Mai in Regensburg. Unter Thränenströmen klagte er hier vor den Baiern Rudolf und dessen Anhänger der Undankbarkeit und des Verraths an, und seine Worte hallten in empfänglichen Herzen wieder. Mit Leidenschaft griff man zu den Schwertern, um den rechtmäßigen König an dem treulosen Vasallen und Schwager zu rächen. Anhänglichkeit an das alte Königshaus, Abneigung gegen den Pfaffenkönig und noch mehr gegen Herzog Welf, den Fremdling, Ehrgeiz und Gewinnsucht sammelten bald eine erhebliche Kriegsmacht um Heinrich. Auch brauchte, wer jetzt für ihn zu den Waffen griff, darum nicht gerade für einen Feind der Kirche zu gelten; hatte sich Heinrich doch mit dem Papste versöhnt, stand doch jener Patriarch an seiner Seite, den man als Vertrauensmann Roms von Tribur her kannte.

Mit einem Heer von etwa 12,000 Mann brach Heinrich um die Mitte des Mai von Regensburg auf. Es bestand aus Baiern, Kärnthnern und Böhmen und nahm seinen Weg zunächst nach Ostfranken, fiel aber dann unerwartet aus den Maingegenden in Schwaben ein. Wir wissen, daß ihm Rudolf nicht zu begegnen wagte; ungehemmt ergoß es sich so über das Neckarland und zog darauf von Eßlingen der Donau zu. In Ulm versammelte Heinrich einen großen Fürstentag; zum ersten Male zeigte er sich inmitten der Deutschen wieder in königlicher Pracht,

*) Liutolds Vater Markward (vgl. S. 170) war, wie es scheint, vor Kurzem gestorben; von ihm ist nicht mehr die Rede.

in der ganzen Fülle seiner richterlichen Gewalt. Hier auf schwäbischer Erde hielt er das große Strafgericht über die aufständigen Herzöge; nach schwäbischem Recht wurden Rudolf, Berchthold und Welf des Todes schuldig befunden, aller ihrer Würden entsetzt und ihrer Lehen entkleidet. Einen Theil der eingezogenen Lehen vertheilte der König sogleich unter seine Anhänger; die Herzogthümer Baiern und Schwaben behielt er vorläufig selbst in der Hand.

Froh, wieder frei seiner Ueberzeugung leben zu können, eilte Bischof Embriko von Augsburg nach Ulm; er nahm öffentlich die Hostie darauf, daß Heinrich allein der rechtmäßige Herrscher sei. Mit noch größerem Eifer wirkte der Patriarch für die Sache des Königs; selbst untergeschobener Schriftstücke soll er sich bedient haben, um darzuthun, daß der Papst Heinrichs Sache jetzt unterstütze. Kaum bedurfte es solcher Mittel, denn wie die Saat aufschoß, wuchs mit jedem Tage die Zahl der Getreuen. Die Burgunder erhoben sich wie ein Mann für Heinrich, und die unglückliche Adelheid, in einer Burg eingeschlossen, verlebte grauenvolle Zeiten. Fast alle Bischöfe Schwabens und des Elsasses, voran die von Basel und Straßburg, ergriffen die Waffen für den rechtmäßigen König. Den ganzen Rhein entlang erklärte man sich für Heinrich oder hielt sich mindestens parteilos; auch der rheinische Pfalzgraf Hermann, den sich Rudolf zum Eidam ersehen hatte, verließ dessen Sache. In Lothringen, wo der Gedanke der Kirchenreform vordem den fruchtbarsten Boden gefunden hatte, regte sich kaum eine Hand für den zu Forchheim Erwählten; selbst Hermann von Metz war genöthigt sich ruhig zu halten. Vielleicht wirkte hier, daß Cluny eine unentschlossene Stellung zwischen den Parteien einnahm.

Heinrichs muthiges Auftreten hatte seine Widersacher im ersten Augenblick völlig verwirrt. Sie unterwarfen sich wieder ihrem König und Herrn, selbst die ältesten Freunde und nächsten Blutsverwandten des Gegenkönigs scheuten sich nicht diesen Weg zu betreten oder verkrochen sich in scheuer Furcht. Wer die Partei nicht wechseln wollte, floh meist nach Sachsen oder in abgelegene Berggegenden. Nur einzelne mächtige Herren rüsteten ihre Burgen, um dem Feind zu begegnen, wie Berchthold und Welf in Schwaben, Graf Ekbert von Formbach*) und Geb-

*) Ekbert, der Schwager des Bischofs Adalbert von Würzburg, war einer der angesehensten Herren Baierns; er hatte durch seine Gemahlin die Erbschaft der Grafen von Lambach und Pütten im Wesentlichen gewonnen.

hard von Salzburg in Baiern. Es war damals, daß Gebhard die Burg über St. Peter, daß er die Festen zu Werfen und Friesach anlegte. Aber was bedeutete solcher Widerstand gegen die allgemeine Stimmung, die völlig verändert schien? Ein Umschlag der Meinung war im oberen Deutschland erfolgt, wie man sich ihn kaum schroffer vorzustellen vermag.

Noch vor Pfingsten verließ Heinrich Schwaben, wo er keinem Heere begegnet war, und kehrte nach Baiern zurück. Auch hier fand er keinen Feind, der ihm offen entgegentrat, obwohl Gebhard von Salzburg und Ekbert im Widerstande beharrten. Bald begab er sich nach Ostfranken zurück; schon dachte er daran, Rudolf in Sachsen anzugreifen. Auf einem Hoftage in Nürnberg (11.–13. Juni) umgaben ihn sein treuester Bundesgenosse Herzog Wratislaw von Böhmen und dessen Bruder der Bischof Jaromir von Prag, damals zum deutschen Kanzler erhoben*), ferner Herzog Liutold von Kärnthen, Markgraf Dietpold von Nordgau, Pfalzgraf Kuno von Baiern, der Patriarch von Aquileja, der Bischof von Augsburg und viele andere Bischöfe und Herren. Diese stattliche Versammlung berieth den Sachsenkrieg und beschloß das Heer aufzulösen, um alsbald mit neuen größeren Streitkräften Rudolf anzugreifen. Der König sollte nach dem rheinischen Franken gehen, um dort Streitkräfte zu sammeln; inzwischen sollten in Baiern und Böhmen neue Mannschaften zusammengezogen und durch Schwaben dem Könige zugeführt werden. Nach solchen Verabredungen trennte man sich, und der König zog nach Mainz, welches seine Gesinnungen gegen ihn bereits hinreichend bethätigt hatte. Hier bildete er ein Heer, welches jener Zeit wunderbar genug erschien; es bestand aus Bürgern der Rheinstädte, „aus Kaufleuten“, wie die Zeitgenossen sagten. Die Ritter sahen ebenso spöttisch jetzt auf die rheinischen Kaufleute herab, wie vor wenigen Jahren auf die sächsischen Bauern; es schien ihnen Tollkühnheit mit solchen Schaaren dem Gegenkönig und den sächsischen Herren begegnen zu wollen.

Rudolf kannte Heinrichs Rüstungen und eilte ihm zuvorzukommen; auch ihn verlangte nach Kampf, und er wollte denselben nicht an den Grenzen Sachsens erwarten. Schon am Peter- und Paulstage (29. Juni) hatte er den zu Merseburg versammelten Fürsten erklärt: man dürfe nicht müßig in Sachsen feiern, sondern müsse dem Feinde entgegenrücken und durch

*) Jaromir nennt sich als Kanzler Gebhard. Man vergleiche über ihn oben S. 219. 220.

einen großen Schlag seinen Uebermuth brechen. Gegen Ende des Juli führte er ein starkes sächsisches Heer nach Ostfranken, zunächst gegen Würzburg, welches er dem vertriebenen Bischof Adalbero wiedergewinnen wollte*); hier gedachte er sich mit Berchthold und Welf zu verbinden, die er zu seinem Beistand entboten und die ein schwäbisches Heer ihm zuzuführen versprochen hatten.

Würzburg stand treu zu Heinrich und hielt im August eine harte Belagerung aus; auch die Sturmböcke, welche gegen die Mauern gerichtet wurden, vermochten die Städter nicht zur Uebergabe zu bringen. Indessen rückten aber Berchthold und Welf, welche etwa 5000 Mann, meist schwäbische Ritter, aufgebracht hatten, gegen den Neckar vor. Heinrich vernahm von ihrem Marsche und zog ihnen von Mainz mit seinem Bürgerheere entgegen. Bis auf zwei Meilen näherte er sich ihnen — wohl bei Lorsch —, dann aber brach er plötzlich sein Lager ab, setzte über den Rhein und begab sich eilends nach Worms. Er scheute sich wirklich, wie es scheint, mit den Kaufleuten einem Ritterheere die Spitze zu bieten. Unbehindert führten so Berchthold und Welf ihre Mannschaft Rudolf vor Würzburg zu.

Heinrich war in bedrängter Lage; der Feind verstärkte sich, während er die Böhmen und Baiern noch immer vergeblich erwartete. Um sich mit ihnen leichter verbinden zu können, ging er gegen Ende des August wieder über den Rhein zurück und nahm in der Gegend von Ladenburg eine Stellung, in welcher er auf einer Linie von drei Meilen, wohl mit Hülfe aufgebotener Bauernschaften, alle Uebergänge über den unteren Neckar besetzt hielt; denn er besorgte, daß man ihn jetzt mit überlegenen Kräften angreifen würde. In der That zog Rudolf bald nach der Vereinigung mit den Herzögen mit sehr überlegener Macht Heinrich entgegen. Aber er fand dessen Stellung am Neckar unangreifbar. Vergebens forderte er einen ehrlichen Kampf; vergebens erbot er sich zwei Meilen vom Flusse zurückzuziehen, wenn Heinrich übersetzen wolle, oder selbst hinüberzuziehen, wenn man ihm Sicherheit stelle. Heinrich würdigte solche Anträge nicht einmal einer Antwort. Auch zu einem Zweikampf soll Rudolf seinen Widersacher vergeblich herausgefordert haben. Als er ihn dann durch

*) Adalbero war bald nach Rudolfs Krönung aus Würzburg vertrieben worden. Die Verwaltung des Bisthums übergab Heinrich dem aus seinem Sprengel längst verjagten Eppo von Naumburg.

einen verstellten Rückzug zu täuschen suchte, hatte auch dies keinen besseren Erfolg. Heinrich blieb unbeweglich in seiner Stellung; er wollte nur Zeit gewinnen, bis die Böhmen und Baiern zu seinem Heere stießen.

Da begann das alte Spiel von Neuem. Die Fürsten von beiden Seiten legten sich in das Mittel, um die Entscheidung des Streits in ihre Hand zu bringen. Sie schienen damit einer Anordnung des Papstes nachzukommen, welche bis dahin fast erfolglos geblieben war.

Sobald nämlich Gregor von den Rüstungen Heinrichs vernommen hatte, war er den Ausbruch des inneren Krieges in Deutschland zu verhüten bedacht gewesen. Durch ein Schreiben vom 31. Mai hatte er die Legaten angewiesen beide Könige aufzufordern ihm sicheres Geleit zu schicken, damit er selbst nach Deutschland kommen und mit den Fürsten nach dem Recht dort den Thronstreit entscheiden könne; wofern einer von beiden Königen das Geleit verweigerte, sollten die Legaten ihn und seine Anhänger mit dem Bann strafen, dagegen die Partei auf alle Weise unterstützen, die sich der Anordnung des apostolischen Stuhles füge. Von dieser seiner Entschließung hatte der Papst zugleich in einem besonderen Schreiben die deutschen Fürsten unterrichtet und sie seinem Willen nachzukommen aufgefordert. Die Schreiben gingen dem Cardinal Bernhard zu, aber er fand auf beiden Seiten wenig Geneigtheit den Forderungen des Papstes zu entsprechen. Rudolf und die Sachsen konnten bei der Lage der Dinge freies Geleit kaum gewähren; überdies empfanden sie übel, daß der Papst von zwei Königen sprach und das Urtheil in einer Sache in Anspruch nahm, in der seine Legaten zu Forchheim bereits entschieden hatten. Noch weniger wollte Heinrich auf eine Botschaft hören, die ihm durch einen Legaten zuging, dessen Betragen bisher das feindseligste gewesen war und im offenen Widerspruch mit den Zusagen des Papstes stand. Er hegte Zweifel, ob von Rom aus diese Schreiben wirklich erlassen, oder gab wenigstens vor Zweifel zu hegen; auf alle Weise suchte er die Verbreitung dieser Schriftstücke unter den Seinigen zu verhindern. Den Cardinal Bernhard, den Begleiter des Gegenkönigs, behandelte Heinrich als einen persönlichen Feind, obwohl er sich sonst gegen Rom gerade damals nichts weniger als störrig zeigte. Auf die Verwendung des Abts von Cluny befahl er sogar dem anderen Legaten, der noch in dem Kerker des Grafen von Lenzburg schmachtete, die Freiheit zu geben. Der Abt von Marseille begab sich darauf in das Kloster Hirschau und lohnte schlecht seinem Befreier, denn er unterließ

Nichts, um Schwaben und die rheinischen Gegenden gegen denselben aufzuwiegeln, und man muß ihm nachrühmen, daß seine Thätigkeit nicht ohne Erfolg war. Heinrich hatte allen Grund jede Verbindung fortan auch mit diesem Legaten zu meiden.

Gregors Friedensbestrebungen waren in dem Kriegsgetümmel, welches bereits Deutschland erfüllte, wirkungslos geblieben. Er gab endlich selbst die Hoffnung auf, in der nächsten Zeit über die Alpen zu gehen, verließ die Lombardei, wo seine Lage immer gefahrvoller wurde, und kehrte im September nach Rom zurück. Als der große Schiedsrichter konnte er jetzt nicht in Deutschland auftreten; eine Aussicht verhüllte sich ihm, die ihn lange aus der Ferne gelockt hatte. Aber zu derselben Zeit nahmen die deutschen Fürsten seinen Gedanken auf, dem Streit durch eine richterliche Entscheidung ein Ziel zu setzen, nur daß sie selbst statt des Papstes als Schiedsrichter eintreten wollten. „Wozu," meinten sie, „soll das Schwert entscheiden, was wir mit Worten schlichten können?" Einige Große von Heinrichs Seite, wahrscheinlich Lothringer, sollen zuerst die Herzöge Welf und Berchthold um die Herstellung eines Waffenstillstands angegangen haben, um sich mit Männern der Gegenpartei besprechen zu können. Rudolf willigte ohne Weiteres in den Waffenstillstand und in die Besprechung. Heinrich dagegen machte Schwierigkeiten und gab den Unterhändlern Udo von Trier und Hermann von Metz endlich nur unter der ausdrücklichen Bedingung seine Einwilligung, daß an den Verhandlungen weder der Cardinal Bernhard Antheil nähme, noch bei denselben die letzten päpstlichen Schreiben verlesen würden. Beides versprachen die Bischöfe, aber konnten es doch nicht verhindern, daß bei der Besprechung sich der Cardinal eindrängte und die Schreiben des Papstes vortrug. Freilich beschloß man nicht, was Gregor verlangte; man bestimmte vielmehr, daß sich am 1. November ein Fürstentag am Rhein versammeln solle, um ohne die beiden Könige, aber in Gegenwart der Legaten, den Thronstreit zu entscheiden; wer von den streitenden Königen sich dem Urtheil dieses Tags nicht unterwerfen wolle, sei dann als ein gemeinsamer Feind im Sinne des päpstlichen Schreibens zu behandeln; bis zu diesem Tage hätten die Waffen zu ruhen.

Rudolf fügte sich diesen Bestimmungen und zog vom Neckar ab; er selbst kehrte nach Sachsen, Welf und Berchthold nach Schwaben zurück. Heinrich blieb in seiner bisherigen Stellung, wo nach einigen Tagen die Baiern und Böhmen zu ihm stießen. An das Abkommen der Für-

sten, unter Bedingungen geschlossen, die er ausdrücklich verworfen, hielt er sich nicht gebunden. Dennoch gab er einen Angriff auf Sachsen auf, da die fränkischen und lothringischen Großen ihm, ohne ihr Wort zu verletzen, jetzt nicht weiter dienen konnten. Er beschloß mit den Böhmen und Baiern den Rückweg durch Schwaben zu nehmen. Nachdem er um den 1. September sein städtisches Heer entlassen, verließ er die Neckargegenden und zog auf die Donau zu. Furchtbare Verwüstungen bezeichneten seine Straße. Das arme Volk flüchtete sich in die Gotteshäuser, aber auch diese steckten die Böhmen in Brand; mehr als hundert Menschen fanden allein in der Kirche zu Wiesloch*) den Tod. Rings herum sah man die Dörfer brennen, als Heinrich eines Tags auf freiem Feld seinem Kapellan Siegfried das durch Embrikos Tod erledigte Bisthum Augsburg und Udalrich, dem Bruder des Herzogs Liutold, die reiche Abtei St. Gallen übertrug.

Es war ein Glück für Schwaben, daß der König seinen Marsch beschleunigte. Schon am 8. September war er in Augsburg, um Siegfried in sein Bisthum einzuführen. Er stieß dabei auf Widerstand, denn ein Theil der Domherren hatte bereits Einen aus ihrer Mitte, Namens Wigold, gewählt und wollte ihn jetzt nicht aufgeben. Heinrich hielt indessen seine Wahl aufrecht, und Wigold mußte weichen**). Zu derselben Zeit wurde ein anderer Augsburger Domherr zu einer wichtigen Stellung erhoben; es war Heinrich, welchen der König zum Nachfolger des Patriarchen Sieghard bestellte. Denn dieser Kirchenfürst, dem er so viel verdankte, war ihm plötzlich entrissen worden. Von Nürnberg im Juni nach Aquileja zurückgekehrt, machte er dort sogleich neue Rüstungen, um dem König abermals in den Krieg zu folgen; er brach auf, aber schon zu Regensburg (14. August) ereilte ihn der Tod. Gleichzeitig starben Mehrere aus seinem Gefolge, so daß es scheint, als ob ein hitziges Fieber ansteckender Art unter demselben ausgebrochen. Viele aber sahen in Sieghards Tode eine göttliche Strafe, und allerdings hatte er in den letzten Wirren eine sehr zweideutige Rolle gespielt.

---

*) Südlich von Heidelberg.

**) Wigold flüchtete zu Rudolf und erhielt Ostern 1078 durch den Erzbischof von Mainz die bischöfliche Weihe, zugleich auch aus der Hand desselben Ring und Stab; erst nach der Ordination belehnte ihn Rudolf mit den Regalien, wir wissen nicht unter welchem Zeichen. Wigold machte bald darauf einen vergeblichen Versuch sich in Augsburg festzusetzen; in der Folge lebte er meist im Kloster Füssen.

Von Augsburg kehrte der König nach Regensburg zurück, aber nur um kurze Zeit dort zu weilen. Denn abermals mußte er an den Rhein, um den angesagten Fürstentag zu vereiteln. Vergebens bemühte er sich zuvor den Erzbischof Gebhard von Salzburg, der ihm allein von den Bischöfen Baierns noch widerstand, zu gewinnen. Gebhard erschien zwar, als ihm freies Geleit zugesichert war, in Regensburg, doch gelang es Heinrich nicht ihn von dem Gegenkönig zu trennen. Als Gebhard nach Salzburg zurückgeführt wurde, entkam er heimlich seinen Begleitern und eilte nach Schwaben (14. October). Er fühlte selbst, daß ein Mann seiner Gesinnung in Baiern nicht mehr ausdauern konnte. Der König war damals mit einem mäßigen Heere bereits auf dem Wege nach Franken; schon am 30. October finden wir ihn wieder in Worms.

In der That waren einige Fürsten am Rheine zusammengekommen, um das Gericht über die Könige zu halten. Aber ohne Mühe gelang es Heinrich ihr Vorhaben zu vereiteln, war doch nicht einmal der Papst mit demselben einverstanden. Erzbischof Udo von Trier und König Rudolf hatten nämlich inzwischen Botschaften nach Rom gesendet, um die Meinung des Papstes zu erfahren; sie erhielten keine andere Antwort, als eine Verweisung auf die früheren Anordnungen desselben, nach denen sie verfahren und in ihrem Eifer für die Kirche ausharren sollten. Deutlich verrieth der Papst seine Mißstimmung, daß er noch immer von der einen wie von der anderen Seite sicheres Geleit vergebens erwartet habe.

Unverrichteter Sache gingen die Fürsten auseinander, und Heinrich begab sich alsbald auf dem kürzesten Weg wieder nach Baiern. Von einer neuen Verheerung Schwabens nahm er Abstand, weil er schon mit Berchthold und Welf einen ernsten Kampf zu befürchten hatte, zu dem er nicht hinreichend gerüstet war. Er benutzte die Winterszeit, um seinen letzten Gegner in Baiern zu vernichten. Es war der Graf Ekbert. Drei seiner Burgen am Inn und der Traun wurden gebrochen, und da der König mit seinen böhmischen Kriegsschaaren trotz der rauhen Jahreszeit von dem Kampfe nicht abließ, flüchtete endlich der Graf mit seiner Gemahlin nach Ungarn. Zur Weihnachtszeit kehrte Heinrich zur Festfeier nach Regensburg zurück, zog aber nach wenigen Tagen wieder in die östlichen Gegenden Baierns, um im Bisthum Passau die Getreuen Altmanns zu verjagen. Auch im Salzburgischen wird er jetzt Alles nach seinen Absichten eingerichtet haben. Immer größer wurde die Zahl derer, die sich nach Ungarn flüchteten. Die durchgreifende Art, wie Heinrich hier verfuhr,

scheint Besorgnisse bei dem Markgrafen Liutpold von Oesterreich erweckt zu haben, der sich bald offen von ihm lossagte. Aber für den Augenblick war Heinrich Herr im ganzen Baierlande; triumphirend kehrte er um Mitte der Fasten 1078 nach Regensburg zurück.

Dagegen stand in Sachsen zu dieser Zeit die Autorität des Gegenkönigs nicht minder unbestritten da. Die Heinrich zugethanen Bischöfe hatten das Land geräumt; einige westfälische und thüringische Herren, die Rudolfs Gewalt nicht anerkennen wollten, unterwarf er mit dem Schwerte. Und auch außerhalb Sachsens mußte sein Ansehen sich heben, als der Legat am 12. November 1077 zu Goslar feierlich den Bann über Heinrich erneuerte, Rudolf für den rechtmäßigen König erklärte und ihm allein als solchem in allen deutschen Ländern zu gehorsamen befahl. Der Cardinal glaubte sich, nachdem Heinrich die letzten Friedensverhandlungen vereitelt hatte, zu diesem Schritt durch die früheren und jetzt wieder eingeschärften Anweisungen des Papstes berechtigt; fraglich ist freilich, ob er damit den wahren Absichten des Papstes entsprach, der sich lange genug das Verhalten seines Legaten anzuerkennen weigerte. Aber der Cardinal ging muthig auf den einmal betretenen Pfaden weiter. Unter seiner Billigung sprach alsbald auch der Erzbischof von Mainz mit sieben seiner Suffragane über Heinrich, den er als sein Pfarrkind ansah, den Bann aus. Endlich schleuderte noch der Bischof von Würzburg gegen den Zerstörer seines Bisthums das Anathem. Der vom Papste Absolvirte stand wieder unter dreifachem Bann. Mit geflissentlicher Schaustellung ungewöhnlicher Pracht feierte Rudolf das Weihnachtsfest zu Goslar. In der That konnte er seit den gescheiterten Friedensverhandlungen, durch die Heinrich manchen offenen Anhänger und noch mehr stille Freunde verloren hatte, bessere Hoffnungen nähren, doch war seine und seiner Genossen Lage immer noch bedenklich genug. Sie beunruhigten sich vor Allem über die unentschlossene Haltung ihres großen Führers jenseits der Alpen. Deshalb sandten sie alsbald eine Botschaft an ihn, legten ihm die Lage der bedrängten Kirche in Deutschland an das Herz und beschworen ihn die durch den Legaten erneute Excommunication öffentlich anzuerkennen. Die Botschaft schien nicht die eines Königs; nur durch die Vermeidung alles Aufsehens konnte sie an das Ziel ihrer Reise gelangen.

Stattlicher zog zu derselben Zeit eine andere Gesandtschaft über die Alpen. Es waren die Bischöfe Benno von Osnabrück und Dietrich von

Verdun, welche Heinrich nach Rom sandte, um auf der bevorstehenden Fastensynode seine Sache zu führen. Diese Gesandten fanden in Italien eine glänzende Aufnahme. Die lombardischen Bischöfe hatten bereits bald, nachdem sie Heinrich verlassen, auf einer Versammlung in den roncalischen Feldern den Bann gegen Gregor erneuern wollen, und nur der plötzliche Tod Gregors von Vercelli vereitelte die Versammlung und ihre Absicht. Das erfolgreiche Auftreten Heinrichs in Deutschland und die Rückkehr des Papstes nach Rom hatten ihnen dann wieder ein entschiedenes Uebergewicht über die Pataria verliehen. Den Gesandten Heinrichs kam daher jetzt die günstigste Stimmung entgegen, und sie wußten durch reiche Geschenke neue Freunde zu den alten zu gewinnen. Wie im Triumphe zogen sie nach Rom, und auch hier nahm man sie freundlich auf.

Noch einmal ging Heinrich selbst den Papst an, ein entscheidendes Wort in den deutschen Angelegenheiten zu sprechen. Freilich nicht seine Krone wollte er aus den Händen desselben empfangen, aber doch die Unterstützung Roms gegen seine Widersacher gewinnen; er wollte Gregor an den Beistand, den er ihm einst in Canossa versprochen hatte, gleichsam mahnen. Er war nicht mehr derselbe, der einst dort vor dem Papste im Büßerhemde gelegen. Widerwillig hatte er sich mit den simonistischen Bischöfen Italiens verbunden, nur nothgedrungen hatte er sein Schwert gegen deutsche Fürsten gezogen, welche die Reform der Kirche predigten und ihm seine Krone raubten: aber einmal in diesen furchtbaren Kampf hineingerissen, führte er ihn mit solcher Energie und zugleich mit solcher Klugheit, daß seine Feinde bebten und ihn wider Willen bewundern mußten. Kaum war er zum Mann gereift, aber seine Erfolge waren die eines erfahrenen Staatsmannes und Feldherrn. In wenigen Monaten hatte er sich ganz Baiern unterworfen, in Schwaben die Macht seiner Gegner bedroht, in Franken die Bürgerschaften fest an sich gekettet, Böhmen zu stets bereiter Hülfe gewonnen; die Bischöfe der Lombardei und die Großen Burgunds boten ihm die Hand zum Bunde, und das sonst so streitlustige Lothringen ließ gegen ihn die Waffen ruhen.

Das alte Königthum hatte sich in Deutschland wieder erhoben, und wie es mit der Macht jener Partei stand, welche sich als die Getreuen des heiligen Petrus bezeichnete, zeigten die flüchtigen Bischöfe von Salzburg, Passau, Würzburg und Worms. Die Freiheit der Kirche mußte sich hinter die sächsische Freiheit flüchten; den Gegenkönig, welchen die

päpstlichen Legaten und die römisch gesinnten Bischöfe erhoben, schützten nur sächsische Schwerter und Burgen. Der Kampf war freilich nicht ausgekämpft, sondern erst begonnen. Schwaben vor Allem hatte seine traurigen Anfänge gesehen, und die verwüsteten Länder am Neckar und der Donau wiesen nur zu deutlich auf die Schrecken hin, welche er weiter über Deutschland zu bringen drohte.

2.

Gregor inmitten der streitenden Könige.

Gefahrvolle Lage des Papstes.

Seit dem Tage von Canossa hatte das Glück den Erben des Kaiserthums getragen, und die Hoffnungen auf eine Herstellung der alten Kaisermacht konnten neues Leben gewinnen. Dagegen sah sich der Papst, in dessen Hand bereits die Weltgeschicke zu liegen schienen, zu dessen Füßen der erste Fürst der Welt gesunken war, bald darauf von Schwierigkeiten umgeben, die seine freie Entschließung hemmten. Italien, dessen Kräfte er vor Allem gegen das Kaiserthum wenden wollte, entzog sich ihm; rings war er von mächtigen Feinden umdrängt, denen selbst seine Klugheit und unermüdliche Thätigkeit kaum zu begegnen wußte.

Der Widerstand der lombardischen Bischöfe hatte sich gegen ihn gerade damals, als er in ihrer Mitte lebte, aufs Neue belebt. Er verließ endlich diesen Boden, wo ihn das Verderben täglich umlauerte. Aber nicht Furcht war es, was ihn verjagte. Er zog sich zurück, weil er den Gedanken über die Alpen zu gehen aufgeben mußte und zugleich Alles ihn drängte nach seiner Hauptstadt heimzukehren. Denn während seiner Abwesenheit hatten sich in Rom die ihm feindseligen Elemente des Adels abermals erhoben.

Wir wissen, wie sich bald nach Gregors Abreise jener schlimme Cencius, des Stephanus Sohn, mit seinen Mordgesellen wieder in der Stadt zeigte, wie ihm bei St. Peter den Bischof von Como aufzuheben gelang. Fand Cencius auch bald darauf seinen Tod in der Ferne, sein Anhang erstarb nicht und beunruhigte nach wie vor die Stadt; das

Haupt desselben wurde jetzt Stephanus, des Cencius Bruder. Im Sommer 1077 unterlag den Nachstellungen dieses Mannes selbst der Präfect, jener treue Trasteveriner, dem der Papst die Obhut der Stadt anvertraut hatte. Die Masse der Bevölkerung war aber damals noch dem Papste zugethan; sie stürmte die Burg des Stephanus, bemächtigte sich seiner und brachte ihn auf die grausamste Weise um. Auch seine Genossen mußten ihr Verbrechen theils mit dem Leben, theils mit Verbannung büßen. Die Leiche des ermordeten Präfecten wurde mit ungewöhnlichen Ehren bestattet; man legte sie in einen antiken Marmorsarkophag und setzte sie im Paradies von St. Peter neben Päpsten und Kaisern bei. Bald wollte man am Grabe dieses neuesten Märtyrers Wunderzeichen wahrnehmen; denn zu allen Zeiten hat Rom Zeichen und Wunder geliebt.

Als der Papst wenige Tage später nach Rom zurückkehrte, empfing man ihn festlich. Die Stadt war ihm gesichert, aber ein Flüchtling, der sich sogleich einstellte, zeigte ihm andere nahe Gefahren. Es war Gisulf von Salerno, dessen Macht inzwischen zusammengebrochen. Ein Tyrann der rohsten Art, hatte er doch mit Energie die letzten Hülfsmittel seines Fürstenthums zusammengerafft, um sich der immer weiter um sich greifenden Macht der beiden kühnen Normannenführer zu widersetzen und deshalb hatte ihn der Papst von jeher begünstigt. Dennoch konnte sich Gisulf nur so lange behaupten, als Robert Guiscard und Richard von Capua verschiedene Interessen verfolgten; sobald sich Beide gegen ihn die Hände reichten*), war sein Untergang unvermeidlich. Nach langer Belagerung ergab sich Salerno an Robert Guiscard; Gisulf mußte sich und seine Burg seinem ländergierigen Schwager übergeben und hatte von Glück zu sagen, daß dieser ihn nicht zu einem traurigen Ende in einem Kerker Palermos verurtheilte. In das Elend hinausgestoßen, wandte Gisulf zunächst seine Schritte nach Capua; denn er rechnete auf ein neues Zerwürfniß zwischen Richard und Robert, da dieser jenen nicht nach Wunsch bei der Belagerung von Neapel unterstützte. Aber seine Berechnungen waren irrig; der Bund der Normannen zog sich nur fester. Gisulf verließ deshalb Capua und eilte nach Rom, wo er mit offenen Armen empfangen wurde.

Gregor bedurfte eines kriegskundigen und streitlustigen Mannes, wie

---

*) Vgl. S. 334.

der Salernitaner war, gegen den ihm widerstrebenden Adel der Stadt, noch mehr gegen die Normannen, welche des Bannes spottend einen Theil des römischen Gebiets nach dem anderen an sich rissen; noch in jüngster Zeit hatte Richard neue Eroberungen in der Campagna gemacht. Die Streitkräfte des apostolischen Stuhls stellte der Papst deshalb unter Gisulfs Befehl, der so gleichsam des erschlagenen Präfecten Nachfolger wurde. Er überwachte die Stadt und suchte die Normannen aus der Campagna zu vertreiben. Aber er wußte ihnen kaum zu wehren; schon bedrängten sie Rom in unmittelbarster Nähe, und man befürchtete, daß sie in der Stadt selbst Verbindungen unterhielten. Inzwischen hatten sie auch Benevent von Neuem angegriffen. Am 17. November 1077 war Landulf VI., der letzte Fürst des alten Herrscherhauses, der als Vasall Roms das Regiment geführt hatte, ohne Erben gestorben, und am 19. December hatte Robert Guiscard die Stadt, das Eigenthum des Stuhls Petri, rings mit seinen Schaaren umschlossen. Tapfer wehrten sich die Beneventaner gegen ihren alten Feind, doch ihr Widerstand schien hoffnungslos, so lange der Papst die Belagerten nicht zu unterstützen vermochte. Ein neuer großer Verlust drohte dem Stuhle Petri. Und wo auf der Halbinsel hätte er nicht in diesem letzten Jahre schwere Einbußen an Macht und Ansehen erlitten?

Es war nicht so lange, daß Rom geglaubt hatte die Kräfte Italiens sammeln zu können, um das Joch der deutschen Herrschaft abzuschütteln; diese Kräfte wandten sich jetzt gegen den apostolischen Stuhl selbst und hinderten den Papst in die deutschen Angelegenheiten, die sich so heillos verwickelten, mit Entschiedenheit einzugreifen. Wir wissen aus seinem eigenen Munde, daß er unablässig zu Gott betete, dem Blutvergießen in Deutschland Einhalt zu thun, und auch die Fürbitten Anderer dafür in Anspruch nahm; denn von der Fortsetzung des Kampfes fürchtete er nicht nur für das deutsche Volk, sondern für die gesammte Christenheit unermeßliches Elend und grenzenlose Zerrüttung. Was in seinen Kräften stand, hatte er gethan, um in Deutschland einzugreifen, ehe die Schwerter gezückt wurden. Aber sie waren gezogen, und dem Ausgang des blutigen Streits sah er mit stets wachsender Besorgniß entgegen. Weder Heinrichs Sieg noch Niederlage wünschte er. Denn beide mußten ihn gleicher Weise von dem Ziele entfernen, welches er bisher mit so großer Festigkeit verfolgt hatte, und noch immer wollte er nichts Anderes, als den Erben des Kaiserthums demüthigen, um durch ihn das deutsche Reich

und die deutsche Kirche nach seinen Absichten zu lenken, um durch ihn seine Herrschaft über die abendländische Welt zu stützen. Aber er war innerlich ebenso an freier Entschließung behindert, wie äußerlich durch den Zwang der Verhältnisse, die ihn zunächst umgaben, gehemmt.

In dieser inneren und äußeren Bedrängniß schlug er eine Politik ein, welche keinen anderen Zweck haben konnte, als jede große Entscheidung hinzuhalten. Während seine Legaten in Deutschland Nichts versäumten, um die Macht Rudolfs zu befestigen, verweigerte er ihren Schritten, die er nicht offen verwerfen konnte, da sie seinen Weisungen nicht geradezu widersprachen, nicht nur jede Anerkennung, sondern trat sogar selbst immer aufs Neue mit Heinrich in Unterhandlung. Eine Sache, welche die Legaten längst entschieden hatten, bezeichnete er hartnäckig als eine schwebende, deren Entscheidung er sich vorbehalten, und wagte doch die getroffene Entscheidung jener nicht umzustoßen. Es war eine zweideutige Politik, welche die Leiden Deutschlands, so tief von ihm beklagt, nicht minderte, sondern mit jedem Tage vermehrte, um derenwillen viel deutsches Blut umsonst vergossen ist.

Sicher erwartete Gregor doch noch auf diesem Wege an sein Ziel zu gelangen und Heinrich zu seinen Absichten zu nöthigen. Mit geringem Unterschied wiederholten sich auch jetzt nur die alten Praktiken, die den König schon einmal zu den Füßen des Papstes geworfen. Aber die Dinge gewannen von Tag zu Tag eine andere Gestalt. Vor Allem hatte Heinrich Erfahrungen gemacht, die ihm nicht verloren gingen. Wenn er auch mit Rom zu unterhandeln nicht müde wurde, so überwachte er doch mit nur zu gerechtfertigtem Mißtrauen jeden Schritt des Papstes und seiner Legaten und unterhielt unablässig enge Verbindungen mit den Lombarden. Und auch die deutschen Fürsten und die Sachsen waren vorsichtiger geworden; auch sie dachten an den Tag von Canossa und wollten nicht eine zweite Aussöhnung des Papstes mit dem König erleben, die sie noch mehr kosten konnte, als die erste. Bald genug hatte Gregor Reden von ihnen zu hören, wie sie selten zu einem Statthalter Petri gedrungen waren.

Je mehr den Papst die deutschen Angelegenheiten bedrängten, desto schmerzlicher mußte er den Tod zweier Personen empfinden, die, tief in diese Verhältnisse eingeweiht, ihm bis dahin bei der Behandlung derselben den wirksamsten Beistand geleistet hatten. Am 8. December 1077 starb in Rom der Cardinalbischof Gerald, nicht lange nachdem er dem Kerker des Bischofs

von Piacenza entronnen. Nur wenige Jahre hatte dieser Nachfolger des Petrus Damiani auf dem Bischofsstuhle von Ostia gesessen, dennoch dankte ihm Rom manchen wichtigen Dienst; seine Legation nach Deutschland im Jahre 1074 und dann seine letzte nach Mailand kennt die Geschichte. Gerald hatte einst den Weg über Cluny nach Rom gefunden: denselben Weg nahm sein größerer Nachfolger. Es war kein Anderer, als jener Otto, welcher dereinst unter dem Namen Urban II. das Werk Gregors mit eben so viel Geschick als Glück fortsetzen sollte. Der neue Cardinalbischof stammte aus einer französischen Adelsfamilie, die auf ihren Burgen in der Champagne saß; früh war er der Kirche zu Reims übergeben worden, hatte dort die unteren Weihen empfangen und war bis zum Archidiakonus aufgestiegen, als er mit seinem Erzbischof, welcher der kirchlichen Reform durchaus abgeneigt war, in Zerwürfnisse gerieth und in das Kloster Cluny ging. Eine Reise führte ihn bald darauf nach Italien; er besuchte auf derselben die Klöster La Cava bei Salerno und Banzi in Apulien; er besuchte Rom, wo Gregor die bedeutenden Gaben des eifrigen Mönchs erkannte. Nach Cluny zurückgekehrt, erhielt er als Prior auf die Verwaltung des Klosters einen bedeutenden Einfluß und bewahrte denselben, bis er jetzt mit Erlaubniß seines Abts nach Rom eilte, um das Bisthum Geralds zu übernehmen.

Der Deutsche wurde durch einen Franzosen ersetzt. Aber unersetzlich war der Verlust, welcher den Papst wenige Tage später traf. Am 14. December beschloß die Kaiserin Agnes ihr Leben, wenig über funfzig Jahre alt. In unablässigen Kasteiungen hatte sie ihren Leib so geschwächt, daß sie nur noch ein Schatten ihrer selbst war und bei einem Fieberanfall alsbald diese gebrechliche Hülle zusammensank; sie selbst, der Heilwissenschaft nicht unkundig, hatte vergebens die Wuth des Fiebers zu brechen gesucht. Sie starb in Gegenwart des Papstes, aller ihrer Freunde und Getreuen, mit großer Ergebenheit; ihr Ende war erbaulich, wie es ihr Leben in den letzten Jahren allen andächtigen Seelen gewesen war. Unermüdlich in frommen Werken, den Armen und Kranken in aller ihrer Hoheit mit beispielloser Aufopferung dienend, keine Entbehrung und Gefahr scheuend, um im Interesse des Stuhls Petri aller Orten Frieden zu stiften, hatte sie sich da zugleich als die leidenschaftlichste Gegnerin der Simonie und Priesterehe, als eine unversöhnliche Gegnerin Aller gezeigt, welche den Bestrebungen des Papstes sich widersetzten; selbst das Wohl jenes Reichs, welches sie einst beherrscht

hatte, selbst die Zukunft ihres Sohns galten ihr wenig, wo es sich um die Macht des apostolischen Stuhls handelte.

Mitten in den großen Kampf widerstrebender Zeitrichtungen versetzt, hat Agnes Unendliches erlitten, und die Geschichte wird über eine solche Dulderin nicht hart richten, zumal sie selbst ihre Zeitgenossen zu einem milden Urtheil gestimmt hat. Dennoch läßt sich nicht verschweigen, daß es ein unglücklicher Tag für unser Vaterland war, als sie von den Ufern der Loire ihm zugeführt wurde. Ihre Schwäche hat unser nationales Königthum in einem entscheidenden Augenblick so gelähmt, daß es niemals wieder zu seiner früheren Bedeutung erstarken konnte, und zugleich hat sie das kaiserliche Ansehen, erst im Bunde mit Cadalus die Reform der Kirche bekämpfend, dann als Genossin Papst Gregors die neuen Ideen mit Feuereifer verfechtend, auf das Aeußerste gefährdet. Kaum ist irgend eine Persönlichkeit für das deutsche König- und Kaiserthum verhängnißvoller gewesen, als die einst von so vielem Glanz umstrahlte Gemahlin Heinrichs III., die Tochter Wilhelms von Aquitanien. Sie, aus dem Stamm der letzten selbstständigen Könige Italiens entsprossen, schien wie vom Schicksal bestimmt ihr Geschlecht und die Heimath ihrer Ahnen an den Nachfolgern Ottos des Großen zu rächen. Wie anders, als sie, hatte einst jene griechische Theophano als Reichsverweserin ihre Aufgabe erfaßt, neben deren kaiserlichem Gemahl jetzt Agnes ihr Grab fand*). Sie ist die einzige unserer Kaiserinnen, deren Gebeine Rom verblieben sind, und Rom hatte ein Recht sich dieser Reliquien zu rühmen.

Unter ungünstigen Vorzeichen ging Gregor der Fastensynode entgegen, wo er seine Politik der Welt darlegen mußte. Daß er nicht in kampfbereiter Stimmung war, zeigte die ehrenvolle Aufnahme der Gesandten Heinrichs in Rom, zeigte noch deutlicher das in der mildesten Form abgefaßte Einladungsschreiben an Wibert von Ravenna und die lombardischen Bischöfe. Gegen hundert Bischöfe, zahllose Aebte, Kleriker und Laien stellten sich auf der Synode ein; eine stattliche Versammlung, in welcher man freilich viele Häupter der lombardischen Kirche vermißte und in der auch der deutsche Klerus nicht zahlreich vertreten sein konnte.

Die wichtigste Entscheidung war offenbar in den deutschen Angelegenheiten zu treffen. Schon am ersten Tage der Synode wurden Hein-

---

*) Agnes wurde in St. Peter in der Kapelle der heiligen Petronella bestattet.

richs Abgesandte gehört. Sie entwickelten beredt die traurige Lage des Reichs, warfen alle Schuld auf den Treubruch Rudolfs und seiner Anhänger und forderten die Strafen der Kirche gegen die Abtrünnigen; nicht daß ihr König nicht selbst sie mit leichter Mühe niederwerfen könne, sondern weil es geziemend sei, auch das Urtheil des apostolischen Stuhls in einer so wichtigen Sache zu hören. Viele in der Versammlung riethen sogleich den Bann über Rudolf und seine Genossen zu verhängen. Der Papst widersetzte sich einer voreiligen Entscheidung, da die Sache reiflicher Ueberlegung bedürfe; erst am Schluß der Synode werde er seine Entschließung kundgeben. Viele andere Sachen wurden noch an diesem und den folgenden Tagen verhandelt. Bischof Hugo von Die, unter den heftigen Gregorianern der heftigste, war gegenwärtig; als päpstlicher Legat hatte er auf den Synoden zu Dijon, Clermont und Autun zum Mißfallen selbst der Cluniacenser eine lange Reihe von Absetzungen und Excommunicationen verhängt und gab über sein Verfahren Rechenschaft. Auch was in der Lombardei, was im römischen Gebiet und in den Ländern der Normannen vorgegangen war, bot zu manchen traurigen Verhandlungen Anlaß, zugleich aber auch Gelegenheit den Anhängern des Papstes neuen Muth einzuflößen. So verhandelte man in der Synode über die Wunder, welche am Grabe des erschlagenen Präfecten bemerkt sein sollten; auch die Gebeine Erlembalds in Mailand sollten sich wunderthätig erwiesen haben. Man war auf dem Wege diese letzten Märtyrer für Roms Sache selig zu sprechen.

Am Sonnabend den 3. März trat der feierliche Schluß der Synode ein. Nach der Gewohnheit bezeichnete ihn eine lange Reihe von Anathemen. Sie trafen in der Masse alle Normannen, welche die Besitzungen des heiligen Petrus angriffen und die Stadt in Verwirrung zu bringen suchten, dann in Besonderem Thebald von Mailand und Wibert von Ravenna, welche sich ketzerisch und frevelhaft gegen die römische Kirche erhoben, jenen Roland von Parma, der sich durch seine Gesandtschaft im Jahre 1076 das Bisthum Treviso gewonnen*), den Cardinal Hugo, der als Apostel und Häresiarch die Kirche in Verwirrung gebracht, den Bischof Arnulf von Cremona und den Erzbischof Gaufred von Narbonne. In Bezug auf den Streit der Könige bestimmte endlich der Papst, daß demnächst neue Legaten nach Deutschland geschickt werden

*) Man vergleiche S. 349.

sollten, um auf einem Convent aller frommen und die Gerechtigkeit liebenden Männer geistlichen und weltlichen Standes entweder einen gerechten Frieden aufzurichten oder doch sich zu vergewissern, auf welcher Seite das größere Recht sei, damit die andere Partei zur Ruhe verwiesen und durch das päpstliche Ansehen die gerechte Sache geschützt werden könne; welche Macht, hoch oder niedrig, sich diesem Friedenswerk widersetzen würde, die solle an Leib und Seele verflucht, jedes Lebensglücks beraubt sein und ihre Waffen nie wieder der Sieg begleiten. Die Bannstrafen trafen nicht allein die Schuldigen, sondern auch die, deren Vergehen noch im Dunkel der Zukunft ruhten. Die brennenden Kerzen in den Händen des Papstes und seiner Suffragane wurden darauf zur Erde gesenkt und verlöscht; die Gebannten sollten wie diese Lichter auf ewig vernichtet sein.

Inmitten der schwersten Bedrängnisse hat Gregor, wie man sieht, das Bewußtsein seiner Stellung nicht verloren; allen Gefahren bietet er im Gefühl der gerechten Sache die Stirn. Aber so kühn er, die Blitze des Anathems nach allen Seiten schleudernd, auch aufzutreten scheint, handelt er doch nicht mehr in der alten Siegesgewißheit, sondern mit sehr bemerkenswerther Vorsicht. Auf derselben Synode hat er Bestimmungen getroffen, welche den Umgang mit den Gebannten in manchen Fällen gestatteten und vielfachen Tadel von den strengen Verfechtern des kanonischen Rechts erfuhren. Die harten Strafbestimmungen Hugos von Die für Frankreich und Burgund bestätigte er nicht allein nicht, sondern hob sie sogar gleich darauf zum großen Theil auf. Nicht massenweise wurde der Bann aufs Neue über die Lombarden verhängt, sondern traf nur einige wenige Häupter, welche den Zorn des Papstes besonders gereizt. Keinen deutschen Bischof — und der ungehorsamen gab es Viele — erreichte die Strafe. Gewiß ist auch das nicht ohne Bedeutung, daß Gregor auf dieser Synode das Investiturverbot zu erneuern unterließ und zu derselben Zeit sich gefügig genug gegen Bischöfe erwies, welche wie Heinrich von Aquileja und Huzmann von Speier Ring und Stab vom Könige trotz des Verbotes genommen hatten.

Und wie verhielt sich der Papst in dem Streite Heinrichs und Rudolfs? Er gab es endlich auf, persönlich den verhängnißvollen Hader zu schlichten; statt seiner sollten Legaten in Gemeinschaft mit den deutschen Fürsten den Frieden Deutschlands herstellen. Aber nicht jene Legaten, welche bei Rudolfs Wahl und Krönung zugegen gewesen waren und sich so

entschieden auf dessen Seite gestellt hatten. Unzweifelhaft erklärte schon damals Gregor, wie er es später öfters gethan hat, daß die Wahl und Weihe Rudolfs nicht auf seinen Befehl oder Rath erfolgt sei. Die Erneuerung des Bannes durch seinen Legaten erkannte er, so sehr die Sachsen darauf drangen, nicht nur nicht an, sondern gab sich sogar den Anschein, als ob er von derselben Nichts wisse. Mit den Gesandten Rudolfs verkehrte er nur im Geheimen; vor der Synode waren sie gar nicht erschienen. Es konnte dem Gegenkönig wenig nützen, wenn sie ihm nur den Segen und Gruß des heiligen Vaters heimbrachten.

Von ganz anderer Bedeutung war es, wenn der Papst offen Heinrichs Gesandte empfing, wenn er mit ihnen einen besonderen Legaten an ihn zurücksandte, wenn er endlich einen offenkundigen Anhänger Heinrichs mit den Einleitungen zu jenem Convent beauftragte, auf welchem über die Zukunft des Reichs entschieden werden sollte. Es war der Erzbischof Udo von Trier, der Bruder jenes Eberhard von Nellenburg, der noch immer im Rathe des Königs am meisten vermochte. In einem besonderen Schreiben wurde Udo angewiesen sich mit irgend einem Bischof der Gegenpartei zu verständigen; gemeinschaftlich sollten sie dann eine Zusammenkunft beider Parteien herbeiführen, auf welcher Zeit und Ort des Friedensconvents bestimmt, ein Waffenstillstand bis auf zwei Wochen nach Auflösung desselben geschlossen und Sicherheit für die Legaten bestellt würde, welche der Papst zu dem Convent entsenden wolle. Diese Bürgschaften sollte Udo persönlich — entweder in Gemeinschaft mit dem anderen Unterhändler oder allein — nach Rom überbringen und die Legaten dann unter seinem Geleit über die Alpen ziehen. Von diesen seinen Entschließungen unterrichtete der Papst in einem zweiten Schreiben auch die deutschen Fürsten.

Offenbar waren alle Hoffnungen, welche Rudolf und die Sachsen auf die Botschaft nach Rom gesetzt hatten, bitter getäuscht. Weder hatte der Papst die Wahl von Forchheim anerkannt, noch den Bann über Heinrich erneuert. Allerdings hatten sie früher bereits in einen Fürstentag zur Entscheidung des Thronstreits gewilligt, aber sie dachten dabei nur an Verhandlungen unter dem Einfluß jener Legaten, welche Rudolf bisher auf alle Weise unterstützt hatten, deren Ansicht unzweifelhaft war. Fast mit Sicherheit war zu erwarten, daß die neuen Legaten, von Udo über die Alpen geführt, die Wege ihrer Vorgänger, welche der Papst jetzt zu billigen beanstandete, nicht weiter beschreiten würden. Maßregeln,

welche wesentlich unter dem Einfluß Udos durchgesetzt werden sollten, verhießen von vornherein einen Heinrich günstigen Ausgang.

Die Mißstimmung der Sachsen gegen den Papst gibt sich am deutlichsten in einem Schreiben zu erkennen, welches sie bald nach der Synode an ihn richteten. Es ist voll der bittersten Vorwürfe, und Niemand wird sie unbegründet nennen wollen. Ohne Rückhalt halten hier die Sachsen dem Papste vor, wie sie ihm den Triumph von Canossa bereitet und zum Dank dafür nun in der Noth verlassen würden, wie er die von ihm selbst angeordneten Maßregeln seiner Legaten anzuerkennen sich weigere und in das Dunkel einer unverständlichen Politik zurückweiche. „Wir unerfahrenen Leute," sagen sie, „vermögen eure geheimen Absichten nicht zu durchschauen, aber wir müssen auch vorstellen, was aus dieser Vertröstung beider Parteien, aus dieser unentschiedenen Verschleppung bereits entschiedener Sachen entstanden ist und, wie wir sehen und hören, täglich entsteht. Daher stammt ein furchtbarer Bürgerkrieg, unzählige Mordthaten, der Gräuel der Verwüstung, die Einäscherung der Kirchen und Wohnhäuser, unerhörte Bedrückung der Armuth und Belastung des Kirchenguts, die Ohnmacht aller staatlichen und kirchlichen Gesetze, endlich durch den Kampf der beiden Könige, denen ihr in gleicher Weise mit Hoffnungen schmeichelt, eine solche Verschleuderung des Kronguts, daß unsere Könige fortan werden vom Raube leben müssen. Dies Alles würden wir gar nicht oder doch in viel geringerem Maße zu beklagen haben, wenn ihr, ohne zur Rechten oder zur Linken zu weichen, auf dem betretenen Pfade verharrt hättet. Allerdings habt ihr im Eifer für die Kirche einen gefahrvollen Weg beschritten: ihn zu verfolgen wird mühevoll sein, aber auf ihm umzuwenden ist schmachvoll." Wenn Rudolfs Anhänger dann im Verlauf des Schreibens dem Papste zur Last legen, daß er sie nicht einmal mit gleichem Maße, wie ihre Gegner, messe, daß er Heinrich, wenn er von beiden Königen spreche, in erster Stelle nenne, daß er Heinrichs Gesandte gnädig aufnehme, während die ihrigen als unbedeutende und ungeschickte Leute geringschätzig behandelt würden, so waren sie auch da in ihrem Rechte. Von dem Convent enthält das Schreiben nicht ein Wort; sie wollten Nichts von demselben wissen.

Freilich waren auch Heinrichs Absichten auf der Synode nicht erreicht: der Papst hatte weder über den Gegenkönig den Stab gebrochen, noch sich völlig von denen getrennt, die ihn erhoben hatten, die Schritte seiner

Legaten nicht gebilligt, aber auch nicht verworfen. Aber klar ist doch, daß sich Rom, so weit es möglich war, ihm genähert hatte, daß sich ihm neue Aussichten eröffneten, die Autorität des apostolischen Stuhls gegen seinen Widersacher wenden zu können. Nie war Heinrich in seinen Mitteln besonders wählerisch gewesen, und er verschmähte auch die Entscheidung eines Convents nicht, wenn er nur sicher war, daß sie ihm die volle Regierungsgewalt zurückgab; selbst das Eingreifen des Papstes hatte er unter dieser Voraussetzung mehr als ein Mal in Anspruch genommen.

Nicht Geringes gewann Gregor seinem Herzen ab, indem er von seiner bisherigen Bahn, wenn auch nur um einige Schritte, abwich. Jeden Anspruch, jedes wahre oder vermeintliche Recht seines Amtes opferte er nur mit bekümmerter Seele; Nachgiebigkeit und Mäßigung waren, wo es die Macht der Kirche galt, seinem Sinne nicht eigen, eine zögernde und zuwartende Politik seinem lebhaften Charakter wenig entsprechend. Was mußte es ihn nicht kosten, einen Lieblingsgedanken aufzugeben, der ihm so lange geschmeichelt, jene Reise nach Deutschland, auf welcher er als Richter über Deutschland dem apostolischen Stuhl den glänzendsten Triumph bereiten konnte! Die Noth der Zeit forderte von ihm neben anderen Opfern auch dieses.

Man ermißt die Kämpfe, welche in diesen Tagen sein Inneres durchtobten, aus einem Schreiben, welches er einige Wochen nach der Synode an den Abt von Cluny richtete. „Unter so vielen Bedrängnissen und Mühseligkeiten," schreibt er, „leiden wir, wie sie unsere Umgebung nicht mitzudulden, ja nicht einmal anzuschauen vermag. Oft ist mir das Leben zum Ekel und des Leibes Tod mein Verlangen. Nur der leidende Jesus, jener liebreiche Tröster, wahrer Gott und wahrer Mensch, wenn er mir dann seine Hand entgegenstreckt, richtet mich wieder von meiner großen Trübsal auf; sobald er mich aber verläßt, ist meine Seele von Neuem verzagt. Denn in mir herrscht der Tod, und nur in dem Herrn finde ich bisweilen das Leben. Wenn alle meine Kräfte mir versagen, rufe ich seufzend zu ihm: Hättest du Moses und Petrus solche Bürde aufgelegt, sie würden ihr, wie ich glaube, unterlegen sein: was vermag also ich, der ich gegen sie Nichts bin? Entweder mußt du selbst jetzt herabsteigen und mit Petrus den Pontificat verwalten, oder du mußt meinen Fall und den Untergang des Pontificats sehen. Dann aber gedenke ich der Worte: „Herr, sei mir gnädig, denn ich bin

schwach"*), und jener anderen: „Ich bin vor Vielen wie im Wunder, aber du bist meine starke Zuversicht"**). Und auch deren vergesse ich nicht: „Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken""***).

Aus diesem Erguß seiner innersten Gefühle wird klar, wie schwach Gregor sich selbst erschien, aber nicht minder deutlich erhellt, was ihn stärkte und hob. Es war der Glaube an Christus, nur verstand er nicht jenes Christuswort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Denn was Anderes war die Quelle seiner Leiden und Aengste, als daß er sich berufen hielt als Haupt der Kirche auch über die Reiche dieser Welt zu gebieten?

Eitele Friedensbestrebungen und vergebliche Kämpfe.

Heinrich empfing in Regensburg die ersten Nachrichten von den Beschlüssen der römischen Synode. Er war durch sie nicht befriedigt, aber er verkannte keinen Augenblick alle Vortheile, die sie ihm boten. Sofort entschloß er sich selbst in Verhandlungen mit den Sachsen zu treten, um den Convent zu ermöglichen, von dem er jetzt kein anderes Resultat als die Unterwerfung aller seiner Widersacher erwartete. Ohne Verzug begab er sich in die rheinischen Gegenden, wo die Friedensbestrebungen die meisten Anhänger hatten, wo man sich am meisten um eine Ausgleichung des traurigen Streits bemühte. Ostern (8. April) feierte der König zu Köln, und erst hier kehrten seine Gesandten zu ihm zurück. Der päpstliche Legat, der sie begleitete, überbrachte dem Könige die dringenden Aufforderungen des Papstes in einen Waffenstillstand zu willigen und dem in Aussicht genommenen Convent kein Hinderniß zu bereiten; einen Beweis der Liebe werde der Papst darin sehen, wenn sich der König seinen Wünschen füge.

Heinrich war so fügsam, wie der Legat nur irgend erwarten konnte. Sogleich ging er nach Mainz und betrieb selbst das Friedenswerk, bei welchem ihm ohne Zweifel Erzbischof Udo als Unterhändler diente. Eine

*) Psalm 6, 3.
**) Psalm 71, 6.
***) Matthäus 3, 9.

Zusammenkunft von Vertrauensmännern beider Parteien wurde verabredet, um eine Verständigung darüber herbeizuführen, wie man den Forderungen des Papstes entsprechen könne. Die Zusammenkunft fand in Fritzlar statt. Aber die Sachsen fanden dort nur Männer, die sie als ihre erbitterten Feinde anzusehen gewohnt waren, sie hörten von ihnen eine Sprache, als ob die Beschlüsse der römischen Synode nur gegen Rudolf und seinen Anhang gerichtet, als ob es bei dem Convent lediglich auf die Unterwerfung des Gegenkönigs abgesehen sei. Dennoch wagten sie aus Furcht vor den vom Papste angedrohten Strafen nicht die Verhandlungen abzubrechen, sondern erklärten sich zu einem Waffenstillstand und zur Beschickung des Convents bereit. Um Zeit, Ort und andere Bedingungen desselben näher zu bestimmen, begleitete ein Gesandter der Sachsen die Vertrauensmänner des Königs an den Rhein zurück. Die Unterhandlungen wurden nun am königlichen Hoflager fortgeführt, aber sie zeigten sich bald als erfolglos*); unverrichteter Sache reiste der Gesandte der Sachsen ab. Weder über Ort noch Zeit des Convents war man übereingekommen; auch vom Waffenstillstand war nicht mehr die Rede.

Die Chronisten jener Zeit klagen Heinrich an, die Friedensbestrebungen des Papstes damals, wie immer in der Folge, vereitelt zu haben. Aber sie sind gegen ihn sehr parteiische Zeugen, und hinreichende Beweise liegen vor, daß gerade die Sachsen einem Convent, wie ihn der Papst beabsichtigte, durchaus abgeneigt waren. Auch blieb der Legat nach dem Abbruch der Verhandlungen ohne Scheu, bis er Deutschland verließ, an Heinrichs Seite, und sein Bericht in Rom scheint dann den Sachsen nicht eben günstig gewesen zu sein. Denn am 1. Juli erließ Gregor ein neues Schreiben an die Deutschen, worin er abermals auf den Convent drang und die Androhung des Bannes gegen Alle wiederholte, die sich demselben widersetzen würden; zugleich betheuerte er, daß er der ungerechten Sache damit in keiner Weise Vorschub zu leisten beabsichtige und alle derartige Voraussetzungen ungerechtfertigt seien.

Die Sachsen müssen sich besonders durch dieses Schreiben getroffen gefühlt haben; denn sie hielten eine Rechtfertigung für erforderlich. Wir besitzen das merkwürdige Schriftstück, welches ein helles Licht auf die

*) Wahrscheinlich hat schon damals, wie später, sich die Unterhandlung zerschlagen, weil die Sachsen auf der Stellung von Geißeln bestanden.

Lage der Dinge wirft. In sehr bestimmter Weise erklären hier die Anhänger Rudolfs dem Papste, daß ein Convent unmöglich sei, auf welchem die vertriebenen Bischöfe mit ihren Verfolgern, die Vertheidiger der Kirche mit Excommunicirten sich verständigen sollten, daß dieser Convent überdies Nichts mehr entscheiden könne, nachdem ein Legat des Papstes nach den ihm ertheilten Weisungen den Bann über Heinrich erneuert und das Reich Rudolf bestätigt habe, daß jedes weitere Schwanken von Seiten des heiligen Vaters die Verwirrung nur steigere und er bei seinem früheren Verhalten beharren müsse, wenn nicht Alles zu Grunde gehen solle. „Denn wenn ihr — so schließen sie — euch nicht zu dem bekennen wollt, was ihr selbst geboten habt, wenn ihr uns in der Gefahr, in die wir uns nur euretwillen gestürzt haben, verlaßt, so ist Himmel und Erde uns Zeuge, daß wir ungerecht untergehen."

Ehe noch dieser Brief an den Papst abging, hatte man wieder zu den Waffen gegriffen. Die nächste Folge der gescheiterten Verhandlungen war gewesen, daß sich Bischof Hermann von Metz mit mehreren lothringischen Herren, die sich während derselben an Heinrichs Hof begeben, diesen verließen und in ihre Heimath zurückkehrten. Heinrich fürchtete eine allgemeine Erhebung Oberlothringens; denn schon seit längerer Zeit bemühte sich der Legat Abt Bernhard von Hirschau aus die überrheinischen Gegenden gegen ihn in die Waffen zu bringen. Eilends folgte er deshalb, begleitet vom Herzog Theoderich, dem Grafen Folkmar und einem kleinen eilig zusammengerafften Heere, dem Bischof, nöthigte ihn durch einen unerwarteten Ueberfall zur Flucht, bemächtigte sich der Stadt Metz und legte eine Besatzung hinein. Dann führte er seine Schaaren nach dem Elsaß ab, dessen Sicherung jetzt von außerordentlicher Wichtigkeit für ihn war. Bischof Werner von Straßburg war gestorben, und an seiner Stelle bedurfte der König eines Mannes, dem er unbedingtes Vertrauen schenken konnte. Er setzte deshalb seinen Kapellan Dietpald, bisher Propst zu Konstanz, in das dortige Bisthum ein. Von einem Einfall in Schwaben stand er, da ihm ein genügendes Heer fehlte, auch diesmal ab; er entließ die geringe Mannschaft, die er am Rheine gesammelt, und ging durch die fränkischen Länder nach Regensburg zurück, wo er das Pfingstfest (27. Mai) feierte.

Inzwischen war der Gegenkönig, der sich während dieser ganzen Zeit in Goslar aufhielt, mit Zurüstungen zu einem großen Heereszuge beschäftigt. Da er in Deutschland selbst nicht auf eine ausreichende Unter-

stützung gegen Heinrich zählen konnte, hatte er sich nach auswärtigen Bundesgenossen umgesehen und sie gefunden. König Philipp von Frankreich und Graf Robert von Flandern boten ihm die Hand. Jener hoffte bei den Wirren Deutschlands zu gewinnen; dieser suchte mit seinem Stiefsohn Graf Dietrich schon seit geraumer Zeit eine Gelegenheit, um den jungen Gottfried von Bouillon aus den friesischen Gegenden zu verdrängen*), und hatte sich zu dem Ende mit den Westfriesen verbündet. Noch wichtiger aber war, daß der König Ladislaw von Ungarn, der vor Kurzem seinem Bruder Geisa gefolgt war und in stäter Besorgniß vor einem erneuten Versuch Heinrichs die Rückkehr des entthronten Salomo zu bewirken stand, die Bundesgenossenschaft Rudolfs und des Markgrafen Liutpold von Oesterreich suchte. Auch König Boleslaw von Polen, damals auf der Höhe seiner bald zusammenbrechenden Macht stehend, trat dadurch Rudolf näher. Denn der Pole war Ladislaws Vetter, und Beider Macht stützte sich gegenseitig**); überdies war der Böhmenherzog, der treue Bundesgenosse Heinrichs, der schlimmste Widersacher der Polen, und diesem blieb kaum eine andere Wahl, als Rudolfs Sache zu unterstützen. Der Gegenkönig war so ein Mittelpunkt für Alle geworden, die sich durch Heinrichs Macht in ihrem Interesse bedroht fühlten. Als er das Pfingstfest 1078 nicht ohne Glanz in Goslar feierte, erschienen vor ihm Gesandte der Könige von Frankreich und Ungarn, wie der Westfriesen von Vlaardingen und mehrerer lothringischer Herren; sie alle entboten ihm Freundschaft und versprachen ihm Beistand gegen seine Feinde***).

Noch war Rudolf mit seinen Rüstungen beschäftigt, als seine Freunde in Schwaben bereits losschlugen. Zuerst machte der junge Berchthold von Zähringen, Herzog Berchtholds Sohn, einen Angriff auf den Elsaß. Heinrich hatte hier die Bauern nach Grafschaften zu den Waffen gerufen und eine Art Landwehr organisirt. Mit diesem Bauernheere traten die Bischöfe von Basel und Straßburg dem Zähringer entgegen. Aber schon beim ersten Zusammenstoß hielten die Elsasser Bauern gegen die schwäbischen Ritter nicht Stand; ein großes Blutbad wurde unter ihnen angerichtet, und die in die Gefangenschaft der gewappneten Herren

*) Vgl. S. 359—361.
**) Vgl. S. 299. 300.
***) Damals oder wenig später vermählte Rudolf seine Tochter Adelheid dem König Ladislaw von Ungarn.

fielen, wurden für ihren Waffengang mit Entmannung bestraft. Nur mit Mühe waren die Bischöfe selbst den Feinden entronnen. Gleich darauf warfen sich der alte Berchthold und Welf mit einem stattlichen Heere nach dem rheinischen Franken und durchzogen es unter furchtbaren Verwüstungen. Mit ihnen zog in das Feld der päpstliche Legat Abt Bernhard, welcher das Kloster Hirschau verlassen hatte, um am Rhein entlang den Aufstand gegen Heinrich zu schüren. Die Absicht der aufständigen Herzöge war vom Rhein nach Ostfranken vorzubringen und sich hier um den 1. August mit dem Gegenkönige zu vereinigen.

Für Rudolf lagen die Verhältnisse günstig genug. Lothringen, selbst bedroht, vermochte Heinrich keine Hülfe zu gewähren; gelang es Rudolf nur die Verbindung mit Berchthold und Welf zu bewirken, so ward er leicht Herr in Ostfranken, konnte Heinrich in Baiern angreifen und dort mit Unterstützung des Ungarnkönigs und des Markgrafen Liutpold gegen ihn den entscheidenden Schlag führen. Heinrich sah, daß die Sicherung Ostfrankens allein die ihm drohende Gefahr beseitigen konnte; er mußte sich den Besitz desselben wahren, ehe sich das sächsische und schwäbische Heer vereinigen konnten. Mit so starker Macht, als er in Baiern nur aufbringen konnte, eilte er deshalb in die Maingegenden, um hier Rudolf selbst entgegenzutreten; inzwischen sollten die Bauernschaften am Neckar die Herzöge aufhalten. Denn auch hier hatte er die Bauern nach Grafschaften und Zehnten aufbieten und mit ritterlichen Waffen versehen lassen, wie im Elsaß. 12,000 Mann stark, hielt dieses Bauernheer die Uebergänge am unteren Neckar besetzt und hemmte in der That einige Zeit das weitere Vordringen der schwäbischen Ritterhaufen. Inzwischen rückten die Sachsen unter Rudolfs Führung über das Thüringer Waldgebirge und betraten die fränkischen Grenzen: hier stießen sie bei Melrichstadt an der Streu auf Heinrich und seine Baiern. Durch trügerische Friedensverhandlungen soll sich Rudolf erst einige Tage haben täuschen lassen; dann aber griff ihn Heinrich am 7. August unerwartet an.

Es war ein völlig ungeordneter Kampf, der nun entbrannte. Rudolf fand nicht Zeit seine Schaaren planmäßig zu ordnen. Deshalb wichen gleich beim ersten Angriff Heinrichs die Haufen der Erzbischöfe von Magdeburg und Merseburg, welche sich nach des Chronisten Bruno Ausdruck besser auf Psalmensingen als Kriegsführung verstanden und wohl gethan hätten zu Hause zu bleiben. Diese Bischöfe selbst suchten

sofort das Weite, und mit ihnen der Cardinal Bernhard, der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Worms. Vergebens bemühte sich König Rudolf der Flucht Einhalt zu thun. Immer allgemeiner wurde der Schrecken um ihn; auch Herzog Magnus und dessen Oheim Hermann hielten dem Feinde nicht Stand. Schon glaubte sich Rudolf ganz verlassen und wandte sich mit denen, die um ihn noch stritten, zum Rückzug.

Aber an anderen Stellen hatten die Sachsen mit besserem Erfolge gekämpft. Vor Allem hatte Otto von Nordheim mit seinen Rittern sich nicht nur wacker gehalten, sondern auch die Feinde zurückgedrängt und ziemlich weit verfolgt. Erst bei Einbruch der Nacht trat er den Rückweg nach dem Schlachtfelde an. Er fand es besetzt. In der Meinung, daß es Feinde seien, schickte er Kundschafter aus, und da deren Rückkunft sich verzögerte, hielt er für das Gerathenste sich weiter zurückzuziehen. Aber nicht der Feind, sondern der sächsische Pfalzgraf Friedrich stand mit seinen Schaaren damals auf dem Schlachtfeld. Auch er hatte sich tapfer geschlagen, die Feinde zurückgetrieben und verfolgt, dann aber sich gewandt, um das Schlachtfeld zu behaupten. Gott für den Sieg des heiligen Petrus preisend — denn unter diesem Namen hatten die Sachsen gekämpft — brachte er die Nacht bei Melrichstadt zu und trat erst am folgenden Tage den Rückweg an. Er nahm ihn durch Thüringen, wo er Schmalkalden und mehrere benachbarte Ortschaften mit Feuer und Schwert verwüstete.

Denn wie nach der Schlacht bei Homburg*) behandelten die Thüringer die flüchtigen Sachsen übel genug; sie griffen sie auf den Straßen auf und beraubten sie ihrer Habe. Gerade die hervorragendsten Männer wurden am ärgsten mißhandelt. Den Bischof von Merseburg hatte man nackt ausgezogen und so entlassen; ein ähnliches Schicksal traf Herzog Magnus. Der Erzbischof von Magdeburg wurde auf der Flucht erschlagen; man schob die Schuld auf Wenden, deren es auch damals noch Viele in diesen Gegenden gab. Den Cardinal Bernhard, den Erzbischof Siegfried von Mainz und viele Andere hatte man festgehalten, um ein hohes Lösegeld zu gewinnen, aber Pfalzgraf Friedrich befreite sie jetzt aus den Händen ihrer Bedränger. Für andere Gefangene kam die Stunde der

*) Vgl. S. 306.

Erlösung nicht so bald; der Bischof von Worms und Graf Hermann der Billinger wurden von den Thüringern dem Könige ausgeliefert.

Nach einer späteren Aufzeichnung soll Heinrich am Tage nach dem Kampfe auf das vom Pfalzgrafen geräumte Schlachtfeld zurückgekehrt sein und sogar an die Verfolgung der Sachsen gedacht haben, als ihm eben damals der Böhmenherzog mit einem starken Heere zuzog. Ist dies begründet, so mußte er doch bald seine Absicht aufgeben. Denn auch er hatte schmerzliche Verluste erlitten. Nach rühmlichen Kämpfen war Graf Eberhard von Nellenburg gefallen, seit langer Zeit der erste Mann im Rathe des Königs; wie Eberhards beide Söhne bei Homburg, so hatte er selbst jetzt mit seinem Blute die Treue besiegelt. Auch der Markgraf Dietpold vom Nordgau, die Grafen Poppo von Henneberg und Heinrich von Lechsgemünd hatten im Kampfe ihr Ende gefunden. Die hervorragendsten Männer hatten sich auf Rudolfs Seite zuerst in die Flucht geworfen; auf Heinrichs Seite kämpften gerade sie bis zum letzten Athemzug.

Noch mehr als solche Verluste mußte Heinrich zur Vorsicht die schlimme Nachricht bewegen, daß an demselben Tage, an welchem er an der Streu geschlagen, die fränkischen Bauern am Neckar von den schwäbischen Rittern überfallen und nach hartem Kampf überwältigt waren. Die Ritter mißhandelten das geringe Volk, welches sich ritterliche Waffen zu tragen erkühnte, auf unmenschliche Weise; die nicht niedergemacht wurden, entmannten sie nach dem traurigen Beispiel, welches bereits im Elsaß gegeben war. Wäre Heinrich jetzt vorgedrungen, so hätte er, da Berchthold und Welf der Weg offen lag, zwischen zwei Heeren in eine sehr gefahrvolle Lage gerathen müssen: er beschloß deshalb den Rückzug nach Baiern anzutreten. Berchthold und Welf befürchteten einen neuen Einfall in Schwaben; auch sie verließen deshalb sofort den fränkischen Boden und zogen unter entsetzlichen Verwüstungen in ihre Heimath zurück.

Das Waffenglück war Heinrich nicht günstig gewesen; an der Streu war er mindestens nicht im klaren Vortheil geblieben und sein Bauernheer am Neckar war aufgerieben. Aber doch hatten seine Gegner sich nicht vereinigen, ihm nicht Ostfranken entreißen, ihn nicht in Baiern angreifen können. Sein Uebergewicht über seine Widersacher war nicht mehr so stark, wie ein Jahr zuvor, — in Schwaben, wie in den rheinischen Gegenden, hatten diese weiteren Raum gewonnen — doch stand er aufrecht, und nicht wenig fürchteten ihn die, welche einst seine Heere

zum Siege geführt hatten und die er nun mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen mußte.

Im October sammelte Heinrich in Regensburg ein neues Heer, angeblich um es gegen Rudolf und die Sachsen zu führen, in Wahrheit aber zu einem Rachezug gegen seine Widersacher in Schwaben. Er hatte es darauf abgesehen, die Macht Berchtholds, Welfs und ihrer Anhänger jetzt gründlich zu brechen. Während deshalb von anderen Seiten auf sein Geheiß die Burgunder und Franken in Schwaben einfielen, brach er selbst mit einem baierischen und böhmischen Heere gegen den 1. November vom Osten her in das unglückliche Land, welches nun zum dritten Mal alle Gräuel der Verwüstung sah. Schonungslos wurde gehaust, wo man auf welfische oder zähringische Besitzungen stieß. Auch der Wehrlosen, die in die Kirchen sich flüchteten, erbarmte man sich nicht. Die Weiber schändete das rohe Kriegsvolk, steckte sie in Mannstracht und schleppte sie mit sich fort. Die Kirchen benutzte man als Pferdeställe oder zu noch niedrigeren Zwecken; mehr als hundert von ihnen sollen ruchlos entweiht sein. Die Priester wurden mißhandelt. Und dies geschah vor den Augen der Bischöfe, welche dem Könige dienten. Selbst Erzbischof Udo von Trier nahm keinen Anstoß an solchen Freveln; man hielt es deshalb für eine göttliche Strafe, daß er auf diesem Zuge einen plötzlichen Tod fand. Er starb vor Tübingen, einer Burg des Grafen Hugo, am 13. November; seinem Bruder Graf Eberhard folgte er schnell in das Grab.

So furchtbar die Verwüstung Schwabens war, sah der König seine Absicht, die Macht seiner Widersacher völlig zu vernichten, doch vereitelt. Die alten Stammsitze der Welfen um Altdorf und Ravensburg wurden arg heimgesucht, aber Welf nicht überwunden. Der alte Herzog Berchthold, als er von der Lintburg*) die Verheerung seiner Länder sah, verfiel in Irrsinn und hauchte alsbald den letzten Athem aus (6. November), aber in seine Stellung trat sein Sohn gleichen Namens, der sich schon als ein mannhafter Kriegsführer erprobt hatte. Von den Widersachern des Königs hatte sich nur der Graf Hugo, als die fremden Schaaren bei Einbruch der strengen Jahreszeit Schwaben wieder räumen mußten, zur Unterwerfung bequemt.

Die Waffen hatten so wenig, wie die Friedensbestrebungen des

*) Oberhalb Weilheim, jetzt in Ruinen.

Papstes, eine wesentliche Entscheidung herbeigeführt, und kein Ende dieser Wirren schien abzusehen, wenn nicht der Papst aus seiner schwankenden Haltung trat. Abermals wandten sich die streitenden Parteien an ihn, um ihn zu einer bestimmten Erklärung zu drängen.

Gregor konnte im Sommer 1078 freier das Haupt erheben, als zur Zeit der Fastensynode. Der Bann, den er damals auf die Normannen geschleudert, war nicht wirkungslos geblieben. Unmittelbar in Folge desselben hatten sich Roger von Sicilien, der Bruder Robert Guiscards, und Jordan, der Sohn Richards von Capua, dem Stuhle Petri unterworfen, und auch Richard selbst gab, als er bald darauf in eine schwere Krankheit verfiel, dem Papste reuig die ihm entrissenen Besitzungen zurück. Mit der Kirche versöhnt, starb am 5. April dieser rastlose und ehrgeizige Kriegsmann, der so viel dazu beigetragen hatte, die Herrschaft der französischen Ritter im südlichen Italien zu befestigen; bisweilen hatten die Nachfolger Petri einen zweideutigen Bundesgenossen, öfter noch einen schlimmen Widersacher an ihm gehabt, seine Vasallentreue war zu allen Zeiten nicht probehaltig befunden worden. Jordan überkam die Länder des Vaters, und alsbald eilte der Papst selbst nach Capua, um sich der Treue des neuen Vasallen zu versichern. Er baute um so fester auf sie, als sich Jordan sogleich in den Kampf gegen Robert Guiscard, seinen Oheim, warf. Denn er hob die Belagerung Neapels auf und zog den Beneventanern, die ihn durch eine große Geldsumme gewonnen, zur Hülfe. Die Thürme Herzog Roberts vor der Stadt wurden zerstört, er von den Mauern derselben abzuziehen gezwungen. Und schon erhob sich, von Jordan genährt, ein weitverbreiteter Aufstand unter den normannischen Baronen Apuliens; auch Abälard, Humfreds Sohn, der sich noch vor Kurzem mit seinem Oheim ausgesöhnt hatte, beanspruchte von Neuem die unterschlagene Erbschaft des Vaters. Noch einmal wurde Roberts Macht, so gesichert sie schien, tief erschüttert; fast zwei Jahre bedurfte er zur Bewältigung der aufständigen Großen.

Da die Normannen ihre Schwerter gegen einander wandten, hatte sie der Papst jetzt weder in Rom noch im Patrimonium Petri sehr zu fürchten. Schwerere Besorgnisse erweckte ihm der hartnäckige Widerstand

der lombardischen Bischöfe, aber auch er konnte ihm kaum unmittelbar gefährlich werden, so lange Heinrich in Deutschland festgehalten wurde. Von den Vorgängen an der Streu war der Papst unterrichtet. Heinrich hatte gleich nach der Schlacht dieselben den Lombarden, den Römern und ihm als einen vollständigen Sieg dargestellt, aber der Abt Bernhard, der bald darauf von seiner Legation zurückkehrte, und andere Männer, welche nach Rom den Weg fanden, hatten andere Nachrichten gebracht. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß der Kampf beide Theile nur geschwächt hatte, und um so mehr Hoffnung auf ihre Nachgiebigkeit mochte der Papst hegen.

So faßte Gregor den Entschluß, gegen die Gewohnheit auf die Mitte des November eine zweite Synode nach Rom zu berufen, auf welcher auch die deutschen Angelegenheiten aufs Neue zur Verhandlung kommen sollten.

Am 19. November wurde die Synode im Lateran gehalten. Sie war nicht zahlreich besucht, aber dies hinderte den Papst nicht eine lange Reihe bedeutender Beschlüsse fassen zu lassen. Für die Reform der Kirche, wie Gregor sie auffaßte, ist keine seiner Synoden bedeutender gewesen; auf keiner sind die reformatorischen Kanones vollständiger veröffentlicht worden. Das Investiturverbot wurde erneuert und erhielt nun erst allgemeine Verbreitung, doch wurden auch jetzt nur die Geistlichen, welche die Investitur aus Laienhand nähmen, mit Strafen bedroht, nicht die Laien, welche sie ertheilten. Mit der größten Entschiedenheit trat der Papst abermals der Simonie und dem Nicolaitismus entgegen. Jedes kirchliche Eigenthum, vor Allem freilich das Patrimonium Petri, wurde gegen Eingriffe der Laien geschützt, nur zu kirchlichen Zwecken sollte fortan Kirchengut verwendet werden; aber man darf nicht vergessen, daß dabei den Bischöfen die Fürsorge für den Unterricht in den freien Wissenschaften besonders an das Herz gelegt wurde. An Excommunicationen fehlte es abermals nicht, nur verschonten sie mindestens den deutschen Klerus. Wie weit die Blicke des Papstes jetzt wieder schweiften, zeigt der Bannfluch, den er gegen Nicephorus Botaniates, den Usurpator des byzantinischen Throns, schleuderte; denn dieser hatte vor wenigen Monaten Kaiser Michael entthront, ihn in ein Kloster zu gehen genöthigt und mit dessen Gemahlin Maria eine alle Ordnungen der Kirche verhöhnende Ehe geschlossen. Auch über die Lehre des Berengar von Tours, der schon seit längerer Zeit in der Nähe des Papstes lebte, wurde aufs Neue ver-

handelt; gegen die heftigsten Angriffe wußte Gregor den französischen Theologen, den er als seinen Schützling ansah, zu vertheidigen und erwirkte ihm zu seiner Rechtfertigung einen Aufschub bis zur nächsten Fastensynode.

Die Versammlung hatte ihren Geschäftskreis weit genug gezogen und faßte folgenreiche Beschlüsse. Aber was für die Beilegung der deutschen Wirren geschah, hatte wenig Bedeutung. Die Erneuerung des Investiturverbots schien nur geeignet, diese zu vergrößern, und wenn man sich Hoffnung gemacht hatte, daß der Papst jetzt mit einer entschiedenen Erklärung für Heinrich oder Rudolf hervortreten würde, sah man sich abermals getäuscht. Daß Alle, welche den Friedensconvent gehindert hatten, excommunicirt wurden, schien eine gleichgültige Maßregel, da die Friedensstörer nicht näher bezeichnet wurden; entmuthigen mußte dagegen, wenn der Papst noch immer an der Entscheidung durch den Convent festhielt, obwohl sich die Unmöglichkeit desselben hinreichend herausgestellt hatte.

Beide Könige hatten Gesandte geschickt, und beide Gesandtschaften wurden dies Mal von der Synode gehört. Die Gesandten Rudolfs verlangten die Bestätigung des Bannes, welchen der Legat über Heinrich erneuert; Gregor wollte auch jetzt noch nichts von diesem Schritt seines Legaten wissen und erklärte, daß er vor Allem Heinrichs Rechtfertigung vernehmen müsse, ehe er mit neuen Strafmaßregeln gegen ihn vorgehen könne. Die Gesandten Heinrichs drängten den Papst gegen Rudolf und seine Anhänger als Meineidige das Anathem zu schleudern; der Papst erwiderte, daß er die Beschuldigten erst hören, aber die Erzbischöfe und Bischöfe des Reichs, welche Rudolf geweiht, ihrer Würden entsetzen und Rudolf das Reich absprechen wolle, wenn sie nicht sich zu rechtfertigen vermöchten. Jede weitere Entschließung verwies er auf die nächste Fastensynode; bis dahin sollte Heinrich zuverlässige Männer nach Rom senden, unter deren Geleit die Legaten, welche für den Convent bestimmt, sicher nach Deutschland ziehen könnten.

In der Hauptsache, wie man sieht, blieb der Papst in seiner abwartenden Stellung. Aber ganz ungetröstet blieben doch diejenigen nicht, die für den heiligen Petrus in Deutschland litten, namentlich nicht jene Bischöfe und Priester, die Heinrich ihrer Güter beraubt und in das Exil gejagt hatte. Schon längst war der Bischof Adalbert von Worms nach Rom gekommen und hatte dort die schwersten Anklagen gegen die Zer-

störer seines Bisthums erhoben; der Papst hatte ihm Beistand versprochen, aber bald war Adalbert in die Hände des Königs gefallen und Rom konnte ihm wenig helfen. Jetzt tönten die lautesten Klagen auch der anderen vertriebenen Bischöfe aus Deutschland herüber. In einem Schreiben schilderten sie dem Papste alle Leiden, die sie um ihrer Treue willen erduldet, und zwar von Männern, die ihren Ungehorsam gegen Rom deutlich kundgegeben und denen der Papst entgegentreten müsse und könne; da er dies verabsäume, müsse man glauben, daß er ihnen absichtlich Raum zur Vernichtung der Getreuen ließe. „Eure hochgerühmte Tapferkeit" — so schließt der Brief — „welche nach dem Apostel*) allen Ungehorsam zu rächen bereit ist, weshalb züchtigt sie ihn nicht hier? Weshalb läßt sie ihn hier unbeachtet, obschon er so groß ist, daß zahllose unerhörte Uebel aus ihm erwachsen? Wenn wir armen Schafe auch nur in einer Kleinigkeit einmal fehlen, kommt sogleich über uns die Zuchtruthe mit apostolischer Strenge. Nun es aber den Wölfen gilt, die mit gierigem Rachen unter der Heerde des Herrn wüthen, wird jedes Einschreiten langmüthig verschoben, Alles im Geiste der Sanftmuth ertragen. Mag euch aber die Furcht vor dem Manne, dessen Herrlichkeit Koth und Würmer ist**), verleitet oder die Ueberredungskunst vertrauter Personen***) erweicht haben, wir bitten euch bei dem Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr euch ermuthigt, der Ehre und Gottesfurcht gedenket, und wenn ihr euch unserer um unserwillen nicht erbarmt, mindestens eure Unschuld bei solchem Blutvergießen wahret. Denn laßt ihr ferner diejenigen, die ihr daran hindern müßt und könnt, ungestraft gegen uns wüthen, so ist zu befürchten, daß ihr vor dem gerechten Richter wegen unseres Ungemachs keine Entschuldigung finden werdet." Dieses Schreiben erweichte doch den Papst; auf der Synode sprach er den Bann aus über alle Ritter, welche ohne Zustimmung der Bischöfe vom König oder sonst einem Fürsten Kirchengut zu Lehen genommen oder sonst unrechtmäßiger Weise Kirchengut an sich gebracht hätten.

Für die Anhänger Rudolfs war damit freilich nur wenig gewonnen, und ihr Unmuth über den Erfolg der Synode ist sehr erklärlich. Diesem Unmuth lieh Welf in einem Schreiben an den Papst Ausdruck, zog sich

*) 2. Korinther 10, 6.
**) 1. Makkabäer 2, 62.
***) An die Gräfin Mathilde dachte man dabei wohl vorzüglich.

aber dadurch nur eine zurechtweisende Antwort zu. Zugleich ermunterte ihn jedoch der Papst in seinem Eifer für die Kirche nicht nachzulassen. Sollte Welf damit zu einem neuen Waffengange aufgefordert sein, so leistete er Gehorsam. Noch im Winter durchzog er verwüstend Churrhätien und zwang hier mehrere Herren auf Rudolfs Seite zu treten.

Rudolf selbst konnte den Kampfplatz nicht so bald wieder betreten. Erst hemmte ihn eine schwere Krankheit, dann die Ungunst der Verhältnisse. Der ihm von Frankreich und Ungarn zugesagte Beistand konnte ihm, nachdem seine Unternehmung gegen Franken und Baiern gescheitert, wenig nützen, und die Sachsen zeigten zu einem neuen Zuge außerhalb Landes wenig Neigung. Sie waren schon zum Theil der aufreibenden Kämpfe müde, und ihre Stimmung erschien so schwankend, daß sich Heinrich sogar Hoffnungen eröffneten, sie auch ohne den Papst wieder auf seine Seite zu ziehen.

Sehr unzufrieden mit den Beschlüssen der Synode hatte sich Heinrich gegen Weihnachten nach Franken begeben und das Fest in Mainz gefeiert. Lebhaft beschäftigte ihn damals die Besetzung der beiden Erzbisthümer Köln und Trier. In Köln war der ihm ergebene Hildulf gestorben und hatte Siegwin, den Dekan des dortigen Domstifts, zum Nachfolger erhalten. In Trier trat an Udos Stelle der Propst Eigilbert von Passau, der eben von der Gesandtschaft nach Rom zurückgekehrt war. Obwohl Eigilbert bei der Verkündigung des Investiturverbots selbst zugegen gewesen war, weigerte er sich so wenig, wie Siegwin, Ring und Stab aus der Hand des Königs zu nehmen. Gleichzeitig eröffnete Heinrich mit den Sachsen Friedensverhandlungen; wahrscheinlich durch den Grafen Hermann den Billinger, welchen er, nachdem derselbe Unterwerfung gelobt, der Haft entlassen hatte. Heinrich trug auf eine Zusammenkunft von Vertrauensmännern beider Theile in Fritzlar an und versprach in Allem, was billig sei, sich nachgiebig zu erweisen. In der That gingen die Sachsen auf dieses Anerbieten ein. Abermals wurde nun in der Mitte des Februar 1079 in Fritzlar getagt, doch abermals zeigten sich die Verhandlungen als vergeblich. Heinrich wollte nur die Unterwerfung seiner Widersacher, und diese bedurften Sicherungen, welche ihnen der König entweder nicht geben wollte oder nicht konnte. Nur den Erfolg hatte der Tag von Fritzlar, daß sich Manche, die es bis dahin mit Rudolf gehalten, jetzt wieder dem rechtmäßigen König zuwandten, namentlich in Hessen und Westfalen. Gegen diese Abtrünnigen unternahm

Rudolf bald darauf eine Heerfahrt, auf welcher Fritzlar mit dem Münster, welchen der heilige Bonifacius errichtet hatte, eingeäschert wurde.

Zu derselben Zeit, als die Besprechungen in Fritzlar stattfanden, wurde auch in Rom wieder über die Geschicke des deutschen Reichs verhandelt. Am 11. Februar wurde im Lateran die Fastensynode eröffnet. Eine sehr zahlreiche Versammlung — 150 Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte — begrüßte den Papst. Vor Allem wichtig war, daß sich der Cardinal Bernhard, der bisher in Sachsen eine so wichtige Rolle gespielt, mit den vertriebenen Bischöfen von Passau und Metz eingestellt hatte; nur auf Umwegen unter manchen Fährlichkeiten soll ihnen nach Rom zu kommen gelungen sein. Ihre Worte mußten schwerer in das Gewicht fallen, als Alles, was die Gesandten der Sachsen, die auch diesmal nicht fehlten, für ihre Sache sonst anführen mochten. Heinrich hatte ebenfalls Boten geschickt, aber nur mit dem Auftrag, ihn zu entschuldigen, daß er das versprochene Geleit für die Legaten noch nicht habe abgehen lassen können; in der nächsten Zeit werde er eine Zahl angesehener Männer nach Rom senden, mit denen sich der Papst über die Herstellung des Friedens zwischen Kirche und Reich verständigen könne. Diese Boten waren wahrscheinlich einige Kleriker des Bischofs Robert von Bamberg; sie hatten zugleich den Auftrag Protest einzulegen, wenn der Papst sich zu der Erneuerung des Bannes sollte hinreißen lassen. Unfraglich wollte Heinrich, da er den Ausgang der Unterhandlungen in Fritzlar damals noch nicht voraussehen konnte, nur Zeit gewinnen, aber gerade wegen dieser Verhandlungen, welche auch dem Papste nicht verborgen bleiben konnten, mußte er vor einem raschen Schritte desselben Besorgniß hegen.

Nur mit zwei Angelegenheiten von Bedeutung beschäftigte sich die Synode. Die Sache Berengars wurde in einer so wenig für ihn, wie für seine Widersacher, ehrenvollen Weise ausgetragen. Berengar ließ sich zur Beschwörung eines vieldeutigen Glaubensbekenntnisses bewegen, welches er denn doch bald wieder zurücknahm. Seine Nachgiebigkeit war besonders durch den Papst veranlaßt, der Nichts unterließ, um diesen ihn auch persönlich tief berührenden Handel zu beseitigen. Wenn Berengar trotz der Rückkehr zu seinen früheren Lehren in der Folge nicht neuen Anfechtungen unterlag, so dankte er es der Fürsorge des Papstes, der einen die Kirche schon zu lange aufregenden Theologenstreit nicht neue Nahrung gewinnen lassen wollte. Für seine Person hielt Gregor an der Mei-

nung fest, daß Berengars Lehre nicht häretisch sei; er glaubte durch die heilige Jungfrau selbst in dieser Meinung bestärkt zu sein. Er ließ es über sich ergehen, daß seine Gegner nun selbst seine Rechtgläubigkeit in Zweifel zu ziehen suchten.

Schwerere Sorgen, als Berengars Handel, bereiteten dem Papste die deutschen Angelegenheiten, die zu einer Entscheidung drängten. Dem Cardinal Bernhard und den Bischöfen, die mit ihm bei Rudolfs Krönung assistirt hatten und nun vor der Synode standen, konnte es nicht schwer fallen, ihr Verfahren mit Gregors eigenen Anweisungen zu rechtfertigen; die Schilderung der Verfolgungen, welche die Getreuen des heiligen Petrus von Heinrich erlitten, mußten überdies auf den Papst und die Synode einen tiefen Eindruck machen. Dagegen hatte sich Gregor von Heinrich, so sehr er ihn bisher geschont zu haben glaubte, kaum noch die Unterwürfigkeit zu versprechen, die er forderte. Das verlangte Geleit für die Legaten war ausgeblieben, und die Unterhandlungen mit den Sachsen zeigten, daß Heinrich bereits ohne Einmischung Roms die Ordnung in Deutschland herzustellen suchte. Gelang ihm dies und kam er dann über die Alpen, wo man längst seiner harrte, so mußte der Papst in die bedenklichste Lage gerathen. So groß war sein Mißtrauen, daß er öffentlich aussprach, er halte alle Versprechungen Heinrichs für trügerisch. Dennoch schien es ihm auch jetzt noch nicht an der Zeit mit dem König völlig zu brechen.

Aufs Neue drang man in den Papst und die Synode das Anathem über Heinrich zu erneuern, und es wurde förmlich hierüber verhandelt. Aber Gregor war nicht dazu zu bewegen, vielmehr nahm er die Frist an, die Heinrich für die Sendung einer neuen Gesandtschaft gestellt hatte, und setzte jede weitere Entscheidung über ihn bis auf die Pfingstwoche aus, wo abermals eine Synode in Rom gehalten werden sollte. Im Uebrigen verharrte er durchaus bei allen früheren Bestimmungen in Betreff des Convents und excommunicirte Alle, die denselben verhindert hätten oder verhindern würden. Die Boten Heinrichs mußten schwören, daß bis Himmelfahrt das versprochene Geleit eintreffen und ihr König sich dann dem Richterspruch der Legaten auf dem Convent fügen werde. Ingleichen leisteten die Gesandten Rudolfs einen Eid, daß auch er sich dem Urtheile des Convents unterwerfen würde, sei es nun, daß der Papst selbst oder dessen Legaten auf demselben erscheinen würden. Man sieht, auch der Fall wurde noch einmal ins Auge gefaßt, daß der Papst

selbst über die Alpen käme und die Entscheidung über das deutsche Reich unmittelbar in die Hand nähme.

Es könnte scheinen, als ob sich Gregors Stellung inmitten der Parteien auch jetzt noch im Wesentlichen nicht geändert habe; in Wahrheit war dem nicht so, in Wahrheit ergriff der Papst bereits entschieden für Rudolf Partei. Nicht allein daß er den Bann bestätigte, welchen der Bischof Hermann von Metz über den Herzog Theoderich und den Grafen Folkmar ausgesprochen hatte, daß er das Anathem gegen Alle schleuderte, welche die Kirchengüter der anderen vertriebenen Bischöfe an sich gerissen hatten, er erließ auch sofort ein Schreiben an Rudolf und die Sachsen mit der Aufforderung zu den Waffen zu greifen und der ausdrücklichen Zusicherung treuen Beistands; in seinem Vertrauen auf diesen Beistand sollte sich Rudolf durch keine Täuschungen Anderer beirren lassen; wenn er im Kampfe nur beharre, werde das Ende seiner Leiden nicht fern sein. Es steht hiermit im Zusammenhange, daß Gregor alsbald dem König von Ungarn an das Herz legte sich des Grafen Ekbert von Formbach und der anderen baierischen Flüchtlinge thatkräftig anzunehmen, daß er sofort Anstrengungen machte die Pataria diesseits und jenseits der Alpen wieder in das Leben zu rufen, indem er noch von der Synode ein Schreiben erließ, worin er die Messen der verheiratheten Priester zu hören verbot, daß er endlich abermals mit den schärfsten Strafen gegen die simonistischen Bischöfe der Lombardei einschritt.

Sichtlich faßte der Papst alle Mittel des Widerstands gegen Heinrich scharf in das Auge — und doch begann gerade er selbst jetzt neue Unterhandlungen mit diesem Könige und sandte neue Legaten an ihn ab, um wo möglich noch eine Verständigung zu erzielen. Sie sollten mit dem König sich über Ort und Zeit des Convents verständigen, die Einsetzung der vertriebenen Bischöfe und den Abbruch des Verkehrs mit den Gebannten von ihm fordern, im Uebrigen sich in die Angelegenheiten des Reichs nicht mischen und namentlich die Investiturfrage unberührt lassen: so lauteten ihre uns hinreichend bekannten Anweisungen. Die Träger dieser Botschaft waren der Cardinalbischof Petrus von Albano, ein einfacher Mönch, der sich im Kampfe gegen die Simonie einen Namen gemacht und dadurch seine hohe Stellung gewonnen hatte, und der Bischof Udalrich von Padua, ein eifriger Gegner Berengars, sonst ein Mann von losen Grundsätzen. Die Fürsorge für diese Legaten wurde dem Patriarchen Heinrich von Aquileja befohlen, der sich in letzter Zeit

durch Unterwürfigkeit nicht geringe Gunst zu Rom gewonnen hatte. Durch Heinrich eingesetzt, hatte er Ring und Stab doch aus der Hand des Papstes genommen und ihm einen förmlichen Lehenseid geleistet. Ob dem so war, kannte der Papst die Beziehungen des Patriarchen zu Heinrich gut genug, um zu wissen, daß er am leichtesten den neuen Legaten den Zugang zu ihm eröffnen konnte. Auch versäumte man zu Rom nicht andere beim Könige einflußreiche Personen zu gewinnen, namentlich den Bischof Robert von Bamberg, der über sieben seiner Vasallen, welche unrechtmäßiger Weise Kirchenbesitzungen an sich gerissen, Beschwerde geführt hatte; sie wurden, wenn sie ihren Raub nicht auslieferten, mit dem Bann bedroht.

So schürte der Papst mit der einen Hand das Kriegsfeuer, in der anderen erhob er die Friedenspalme. Wer glauben wollte, daß er Heinrich durch neue Unterhandlungen nur in trügerische Sicherheit habe einschläfern wollen, würde sich sicherlich irren. Wie sehr seine Aussichten auf eine gütliche Unterwerfung Heinrichs unter die Entscheidung der römischen Kirche herabgestimmt sein mochten, er hatte doch nicht alle und jede Hoffnung aufgegeben. Aber man wird fragen, welche Entscheidung er für den Fall, daß diese Unterhandlungen Erfolg haben sollten, hätte treffen können. Denn augenscheinlich konnte er Rudolf jetzt nicht mehr fallen lassen und auf einen freiwilligen Rücktritt Heinrichs von der Herrschaft war bei der Lage der Verhältnisse nicht von fern zu denken. Es liegt die Vermuthung nahe, daß Gregor unter diesen Umständen eine Theilung des deutschen Reichs in Aussicht nahm, und nicht ohne Befremden bemerkt man, daß in seinen Schreiben aus dieser Zeit öfters von einem Sachsenreich die Rede ist und dieses sogar ausdrücklich neben dem deutschen Reiche genannt wird*). Wir wissen, daß der Papst damit nur Gedanken begegnet wäre, die sich längst in dem sächsischen Stamm regten. Der Tag zu Forchheim hatte Deutschland zwei Könige gegeben; schlimmer wäre es gewesen, wenn der Convent, welchen der Papst so eifrig betrieb, das deutsche Reich in zwei Theile für alle Folge zerrissen hätte. Gewiß war es ein Glück für Deutschland, daß der Convent auch jetzt unterblieb.

*) Es muß dabei erwogen werden, daß Gregor Sachsen als ein besonderes Eigenthum des heiligen Petrus nach einer angeblichen Schenkung Karls des Großen ansah.

König Heinrich war um Ostern nach Baiern zurückgekehrt und feierte zu Regensburg das Fest (24. März). Bald erfuhr er von den Vorgängen auf der Synode und daß die neuen Legaten sich schon auf dem Wege zu ihm befänden. Er vermochte den Patriarchen von Aquileja ihre Reise aufzuhalten, und sandte den Bischof Benno von Osnabrück, seinen geschicktesten Unterhändler, schleunigst nach Rom, um das Ausbleiben des zur Himmelfahrt angekündigten Geleits — der Papst hatte verlangt, daß es aus sieben Männern von hervorragender Bedeutung bestehe, — zu entschuldigen und die Pfingstsynode zu vereiteln. Als Entschuldigungsgrund konnte Heinrich anführen, daß er in einen unausweichlichen Kampf verwickelt sei, der ihn anderen Geschäften entziehe.

Der König Ladislaw von Ungarn hatte nämlich im Bunde mit dem Markgrafen Liutpold von Oesterreich und den vertriebenen baierischen Grafen eine den König bedrohende Stellung eingenommen. Heinrich beabsichtigte ihm durch einen Angriff auf Ungarn zuvorzukommen, zugleich aber seine Widersacher in Schwaben durch einen Einfall zu beschäftigen. Da er den letzteren nicht selbst leiten konnte, übergab er ein aus Baiern, Ostfranken und dem Augsburgischen gesammeltes und durch die aus Churrhätien vertriebenen Herren verstärktes Heer dem Grafen Friedrich von Staufen, den er zugleich mit dem Herzogthum Schwaben belehnte und mit seiner Tochter Agnes, obwohl sie noch Kind war, verlobte.

Das Geschlecht Friedrichs war nicht von altem Ruhme, aber es zählte zu den angesehenen des schwäbischen Adels. Die nicht sehr ausgedehnten Besitzungen desselben lagen um die Alp, wo sich zwischen dem Rems- und Filsthal der Staufenberg stattlich erhebt. Der Vater des neuen Herzogs wurde Friedrich von Büren*) nach einer Burg zwischen dem Staufenberg und dem Marktflecken Lorch genannt, von der sich noch jetzt Ruinen vorfinden; er vermählte sich mit der im Elsaß reich begüterten Hildegard, und aus dieser Ehe entsprangen mehrere Kinder, welche in das Geschlecht neuen Glanz brachten. Vor Allem geschah dies durch den Sohn, welcher den Namen des Vaters trug. Er baute die Burg auf dem Staufen, nach welcher sich das Geschlecht fortan nannte**). Er wird zuerst als Graf bezeichnet, vertauschte diesen Titel aber bald ge-

*) Jetzt Wäscherschlößchen bei Wäschenbeuern.

**) Die Burg ist im Bauernkrieg zerstört worden; nur wenige Mauerreste sind noch von derselben erhalten.

nung mit dem herzoglichen; zugleich verband ihn das Glück mit dem königlichen Geschlecht. Nur seiner Treue und Tapferkeit konnte Friedrich diese schnelle Erhebung zu danken haben. Aber so rasch gewonnene Ehren pflegen nicht ohne Kampf behauptet zu werden, und auch Friedrich wurde mit ihnen ein mühevolles Dasein zu Theil.

Denn alsbald erhob Rudolfs Anhang einen anderen Herzog, da Rudolf selbst in der Ferne weilen mußte und seine Gemahlin Adelheid, die als seine Stellvertreterin in den letzten Jahren gelten konnte, vor Kurzem ihr peinvolles Leben beendet hatte. Ihren jungen Sohn Berchthold, dem schon früher von Heinrich die Nachfolge im Herzogthume zugesagt war, führte Welf jetzt mit einigen anderen Großen nach Ulm, wo er ihn zum Herzog wählen und ihm huldigen ließ. Nach Welfs Abzug erschien der Staufener mit seinem Heere vor Ulm und besetzte die Stadt, mußte aber dieselbe bald wieder räumen, als Welf mit kriegerischer Macht zurückkehrte. Um den Zähringer fester an sein Haus zu fesseln, vermählte ihm König Rudolf seine Tochter Agnes. Die vereinte Macht des Welfen und Zähringers schien mehr als hinreichend, um das Aufkommen des Staufeners niederzuhalten. Der Kampf tobte in Schwaben um Herzog und Gegenherzog fort; besonders litten dabei die Gegenden um Ulm und Augsburg. Schwer seufzte man über den Mißstand der Zeiten, wo man zwei Könige, zwei Herzoge und zwei Bischöfe hatte; bald mußte man auch über zwei Päpste seufzen.

Indessen war König Heinrich gegen Osten gezogen und hatte die Grenzen Ungarns mit seinem Heere überschritten. Zu einem offenen Kampf mit Ladislaw scheint es nicht gekommen zu sein, auch wurde die Unterwerfung desselben nicht erreicht. Aber erfolglos war der Zug nicht, da Markgraf Liutpold seinem Bunde mit Ladislaw und Rudolf entsagen mußte, und der Ungarnkönig zunächst Ruhe hielt. Um dieselbe Zeit war die Macht Boleslaws in Polen, an welcher er bisher eine Stütze gehabt hatte, zusammengebrochen, und er bedurfte Zeit, um sich in seinem eigenen Reich zu schützen. Zur Pfingstzeit kehrte Heinrich nach Regensburg zurück und empfing hier die Legaten des Papstes, die mit dem Patriarchen die Alpen endlich überstiegen hatten. Sie fanden die beste Aufnahme, und der König erklärte sich abermals den Convent zu fördern bereit; er schlug vor, daß Männer beider Parteien mit den Legaten eine neue Besprechung in Fritzlar halten sollten, um über die Bedingungen desselben das Nähere zu bestimmen.

Heinrichs Vorschlag fand Beifall, und abermals beschloß man in Fritzlar zu tagen. Die Legaten begaben sich dorthin und wurden vom Erzbischof von Mainz mit allen Ehren empfangen. Welf stellte sich mit den Schwaben nicht ein; angeblich weil ihm der König freies Geleit versagte. Auch Ekbert von Meißen und seine Freunde fehlten, da um diese Zeit Herzog Boleslaw von Böhmen einen Versuch machte, sich in den ihm früher zugetheilten Marken festzusetzen*). Dieser Angriff machte Ekbert, seine Schwiegermutter Adela und ihre ganze Sippe bedenklich, und sie sannen bereits auf einen Vergleich mit Heinrich. Die von Rudolfs Seite zu Fritzlar erschienen waren, zeigten sich aus diesen und anderen Gründen von Mißtrauen erfüllt und erklärten sich erst dann auf weitere Verhandlungen einlassen zu können, wenn Heinrich ihnen durch Geißeln und eidliche Versprechungen genügende Sicherheit böte; sie selbst seien bereit ihm gleiche Bürgschaften zu stellen. Die Gegenpartei weigerte sich Zusicherungen zu geben, von denen vorauszusehen war, daß sie der König nicht billigen würde. Aber die Legaten drangen darauf, und man gab ihnen endlich nach; wohl um so eher, als die neue Zusammenkunft, die auf die Mitte des August anberaumt war, zu Würzburg, einer Heinrich ganz ergebenen Stadt, stattfinden sollte.

Um die bestimmte Zeit zog Heinrich selbst, von den Legaten, vielen Bischöfen und einem stattlichen Heere begleitet, nach Würzburg. Geißeln hatte er nicht gestellt, und die Sachsen erschienen, wie zu erwarten stand, deshalb nicht auf dem Tage; sie sandten dagegen Botschaft nach Rom, um ihr Verfahren zu rechtfertigen und die Legaten anzuklagen, deren Zusammenhalten mit Heinrich sie mit Besorgniß erfüllte. Jetzt schob Heinrich alle Schuld, daß die Friedensverhandlungen vereitelt seien, auf Rudolf und die Sachsen und verlangte, daß die Legaten sofort über sie als Ungehorsame gegen die Befehle des Papstes den Bann verhängen sollten. Er meinte, daß sie dazu mindestens gleich berechtigt wären, wie früher der Cardinal Bernhard zu dem unter ähnlichen Umständen eingeschlagenen Verfahren, und wollte Gleiches mit Gleichem vergolten wissen. Aber die Legaten weigerten sich hartnäckig, so weit ihre Aufträge zu überschreiten.

Mit einer Kriegesmacht war Heinrich ausgezogen und traf nun Anstalten, sogleich die Sachsen in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Rudolf war zu einem Kampfe nicht hinreichend gerüstet, zog aber dem an-

*) Vgl. S. 312.

rückenden Feind entgegen. Auf einen Zusammenstoß mit demselben konnte er es nicht ankommen lassen: deshalb wandte er sich alsbald an die weltlichen Fürsten in Heinrichs Lager mit dem Begehren, die Waffen ruhen zu lassen, um die Sache in Güte auszutragen; er sei entschlossen unter erträglichen Bedingungen auf den Convent einzugehen und wolle sich jeder Entscheidung des Papstes gern unterwerfen. Rudolfs Worte fanden Gehör. Die weltlichen Fürsten an Heinrichs Seite drangen auf einen Waffenstillstand. Der König widerstrebte, noch mehr die Bischöfe, aber ihr Widerstand brach sich an den Legaten, die beiden Theilen vom Kampfe abzustehen geboten. Ein Waffenstillstand, wie es scheint auf unbestimmte Dauer, wurde von den Fürsten geschlossen; während desselben sollten abermals Vertrauensmänner von beiden Seiten zusammentreten, um Zeit und Ort des Convents zu bestimmen. Die Heere zogen ab; Rudolf kehrte im October nach Sachsen, Heinrich nach Baiern zurück.

Von der Zusammenkunft der Vertrauensmänner, von dem Convent ist dann nicht mehr die Rede gewesen; wohl auf beiden Seiten war man endlich des unseligen Spieles müde, in welches man durch die Forderungen des Papstes immer von Neuem verwickelt wurde. Auch die Legaten desselben mußten die Ueberzeugung gewinnen, daß sie ihre Aufträge nimmermehr ausführen könnten. Sie zogen im Herbste ohne Dank, aber nicht ohne Lohn über die Alpen heimwärts; denn beide Parteien hatten das Gold nicht geschont, um sich Vortheile zu gewinnen. Der Patriarch blieb am Hofe Heinrichs zurück; er war bereits ganz in dessen Interesse gezogen.

Noch immer glaubte der Papst mit den Mitteln der Politik den Streit schlichten zu können. Schon bald nach der Fastensynode hatte der Herzog Theoderich von Oberlothringen ihm durch die Markgräfin Mathilde seine Dienste angeboten, um einen ihm günstigen Frieden mit dem Könige zu vermitteln; der Papst mußte dieses Anerbieten, da es von einem Manne kam, den er vor Kurzem noch excommunicirt hatte, zurückweisen. Dagegen fand Benno von Osnabrück, als er nach Rom kam, dort keine ungünstige Aufnahme; die Entschuldigungsgründe, die er geltend machte, gewannen Anerkennung. Die Pfingstsynode unterblieb, das Strafverfahren gegen Heinrich wurde vertagt. Von der neuen Legation versprach sich der Papst die besten Erfolge. Die Bemühungen des Patriarchen belohnte er durch ein Dankschreiben vom 16. Juni und durch die Verleihung von Ehrenbezeugungen; zu derselben Zeit wies er die

Legaten aufs Neue an, das Investiturverbot Heinrich gegenüber nicht in Erwägung zu bringen und nur ihre besonderen Aufträge im Auge zu behalten. Inzwischen drangen Rudolf und die Sachsen immer heftiger in den Papst die Excommunication Heinrichs zu erneuern. Wir besitzen ein langes Schreiben, worin sie alle Gründe für die Nothwendigkeit der Excommunication erörtern; wahrscheinlich war es für jene vereitelte Pfingstsynode bestimmt, deren eben erwähnt ist. Sie erreichten damit so wenig etwas vom Papste, wie mit den Klagen, welche sie dann gegen das auffällige Benehmen seiner Legaten erhoben. Allerdings sprach er in einem Schreiben vom 1. October sein Bedauern aus, wenn die Legaten ihre Vollmachten überschritten haben sollten, und forderte die Getreuen des heiligen Petrus auf sich in dem begonnenen Kampf dadurch nicht beirren zu lassen: aber bestimmte Schritte gegen Heinrich vermied er auch jetzt noch und rechtfertigte sein Zögern mit der fast einmüthigen Geneigtheit der Italiener zu Heinrichs Sache, mit den Vorwürfen zu großer Härte und Lieblosigkeit, die er sogar an seiner Seite vernehmen müsse.

So zögerte Gregor, bis seine Legaten zurückkehrten. Zuerst erschien Udalrich von Padua in Rom allein; er hatte Petrus, den anderen Legaten, auf der Reise zurückgelassen. Seine Mittheilungen waren Heinrich durchaus günstig; er bürdete die Schuld, daß der Convent nicht zusammentreten könne, vor Allen den Sachsen auf. Aber ein Mönch, der als Rudolfs Abgesandter in Rom verweilte, trat ihm entgegen; Petrus wurde darauf beschieden, verhört und seine Aussagen richteten sich gegen Heinrich. Wie der Papst auch über die Thätigkeit seiner Legaten nun denken mochte, er mußte endlich begreifen, daß er auf dem bisher eingeschlagenen Wege zu keinem anderen Ziele gelangen könne, als die Entscheidung ganz aus den Händen zu verlieren; griff er nicht bald ein, so schlichteten die Fürsten Deutschlands ohne Rom den verderblichen Streit oder ein glücklicher Waffengang machte einen der beiden Könige vollständig zum Herrn des Reichs.

Und schon dachte Heinrich an eine große Heeresfahrt nach Sachsen und knüpfte Verbindungen dort mit Allen an, deren Treue gegen Rudolf zu wanken schien. Kaum von einem Streifzug in die schwäbischen Gegenden zurückgekehrt, begab er sich um Weihnachten nach Franken und feierte das Fest in Mainz. Um ihn sammelte sich hier ein Heer von Baiern, Franken und Schwaben, welche der Staufener führte, von Böhmen unter Herzog Wratislaw, und selbst aus dem fernen Burgund; auch der Patriarch von

Aquileja war und blieb in der Nähe des Königs. Mitten im Winter brach Heinrich mit diesem Heere auf, zog durch Hessen und überschritt die Grenzen Thüringens. Er hoffte Rudolf unvorbereitet zu finden, sah sich aber in dieser Hoffnung getäuscht.

Auch Rudolf hatte längst mit Eifer gerüstet und ein stattliches Heer aus Sachsen zusammengebracht. Freilich verweigerten ihm Manche jetzt den Dienst, die noch bei Melrichstadt für ihn in den Kampf gezogen waren. Die Billinger hatten sich schon mit Heinrich vertragen; Adela und der Markgraf Ekbert dachten nur an einen vortheilhaften Frieden; Ekbert folgte wohl dem Heere, aber lediglich um den rechten Moment zu wählen, wo er Rudolf verlassen könne. Auch Dietrich, der Sohn des Grafen Gero von Brena, sagte sich alsbald von dem Gegenkönige los, und mit ihm einige andere Herren, wie Wiprecht von Groitsch. Dennoch hatte Sachsen Rudolf noch große Streitkräfte gestellt; mit einer bedeutenden Macht zog er seinem Widersacher nach Thüringen entgegen, bis er dessen Heer vor sich sah. Im Angesicht desselben zog er sich dann wieder bis gegen die sächsischen Grenzen zurück; er wollte die schlimmen Thüringer nicht abermals, wie bei Melrichstadt, im Rücken haben.

Heinrichs Schaaren ergossen sich nun verheerend über Thüringen; besonders hatten sie es auf die Besitzungen des Mainzer Erzbischofs abgesehen. Erfurt wurde in Brand gesteckt; zwei Kirchen dort eingeäschert, in deren Flammen auch zahlreiche Flüchtlinge den Untergang fanden. Die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg sprachen über Heinrich und seine Anhänger als Tempelschänder aufs Neue den Bann aus. Erst in der Nähe der Unstrut wenig oberhalb der Stelle, wo Heinrich den Sieg bei Homburg erfochten hatte, auf halbem Wege zwischen Mühlhausen und Langensalza unfern des Dorfs Dorla fand Heinrich den Feind in fester Stellung, einen Kampf erwartend; er bezog darauf in der Nähe bei dem Dorfe Flarchheim ein Lager. Zwischen beiden Heeren floß ein kleiner Bach, dessen Rand sich auf der Seite nach Dorla zu steil erhob. Hier hatte Otto von Nordheim Fuß gefaßt; denn er wollte zuerst dem Feinde entgegentreten, und man erwartete, daß Heinrich zunächst den Uebergang über den Bach erzwingen würde.

Kein Zweifel kam bei Heinrich auf, daß er jetzt den Feind angreifen müsse; nur wollte er den Kampf nicht da annehmen, wo er ihm angeboten wurde. Er umging den Bach und erschien plötzlich im Rücken des sächsischen Heeres. Rudolf ließ Otto auffordern, schnell seine Stel-

lung zu ändern und der bedrängten Nachhut zur Hülfe zu eilen. Es bedurfte einiger Zeit, ehe Otto die nothwendige Schwenkung ausführen konnte; inzwischen hatten Heinrichs Ritter die Nachhut zersprengt und waren schon bis zu den Schaaren, welche Rudolf selbst befehligte, vorgedrungen. Ein furchtbares Gemetzel entstand; die Schrecken desselben vermehrte, daß sich ein Wirbelwind erhob und so dichten Staub aufwühlte, daß man Freund und Feind nicht mehr unterscheiden konnte. Besonders hitzig drangen die Böhmen vor; Herzog Wratislaw kam bis in Rudolfs Nähe und gewann dessen Königslanze, ein kostbares Beutestück, welches sich in der Folge die böhmischen Herzöge bei feierlichen Gelegenheiten vortragen ließen. Heinrichs Schaaren waren entschieden im Vortheil, bis der Kampf plötzlich eine andere Wendung gewann; wie es scheint dadurch, daß sich Otto noch rechtzeitig mit den Seinen in das Waffengetümmel mischen konnte. Die Schaaren Heinrichs stoben plötzlich auseinander; die sich eben noch Sieger geglaubt hatten, dachten alsbald nur an Flucht. Es war ein Wintertag (27. Januar 1080), an dem so zum zweiten Male die Könige ihre Waffen maßen; erst am Nachmittag hatte die Schlacht begonnen, und in kaum einer Stunde war sie entschieden. Rudolf behauptete das Schlachtfeld und hatte volles Recht sich des Sieges zu rühmen.

Auf beiden Seiten war viel Blut geflossen. Von den Böhmen allein sollen über dreitausend Mann auf dem Kampfplatz geblieben sein, unter ihnen der Burggraf von Prag; auch von seinen deutschen Leuten verlor Heinrich nicht wenige. Rudolfs Verlust scheint etwas geringer gewesen zu sein; der vornehmste Mann, der in seinem Heere fiel, war der Burggraf Maginfred von Magdeburg. Er hatte einst den Aufruhr der Sachsen gegen den König schüren helfen, sich dann aber vom weltlichen Leben zurückgezogen. Nachdem er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem aufgegeben, war er in ein Kloster getreten; hier ergriff ihn von Neuem die Lust zum Kriegshandwerk, er warf die Kutte ab und eilte in den Kampf, um mit den Waffen in der Hand zu sterben.

Nach der Schlacht war Heinrich in sein Lager zurückgekehrt, aber er fand es von den Sachsen, die während des Kampfs über den Bach gegangen waren, geplündert und die Schildknappen und Troßbuben, die er zum Schutz zurückgelassen hatte, erschlagen. Unverzüglich trat er selbst den Rückzug an und suchte, vom Grafen Ludwig von Thüringen unterstützt, schleunigst die hessischen Grenzen zu erreichen. Ihm folgte alsbald

sein Heer, wurde aber am Hörselpaß von den nachfolgenden Sachsen, welche die Wartburg — sie wird damals zuerst genannt — besetzt hatten, noch einmal angegriffen. Die Sachsen machten bei diesem Ueberfall reiche Beute; namentlich kam das kostbare Geräth, welches der Patriarch mit sich führte, in ihre Hände. Die Reste des Heeres entließ Heinrich in Hessen und kehrte dann durch Ostfranken nach Regensburg zurück; sein Plan, in Sachsen einzudringen, war gescheitert, und die erlittene Niederlage konnte sich ihm, dessen Schicksal wesentlich noch immer auf kriegerischen Erfolgen beruhte, noch weiter sehr fühlbar machen.

Aber trotz seines Sieges war auch Rudolfs Lage in Sachsen keine gefahrlose; Heinrich zählte dort bereits zu viele offene und noch mehr stille Anhänger. Bald mußte Rudolf gegen abtrünnige Bundesgenossen sein Heer wenden, namentlich gegen den Markgrafen Ekbert, Adela und ihren Anhang. Diese wußten, was ihnen drohte, und hatten ihre Burgen befestigt. Rudolf machte ihnen jedoch ihre Vasallen abwendig, nahm ihnen ihre Güter und Lehen und vertheilte sie unter seine Freunde. So schien sich seine Stellung in Sachsen doch nach Kurzem wieder leidlich zu befestigen; er fand bald wieder ein Heer zur Fortsetzung des neubegonnenen Kampfes.

Die Nachricht von dem zweiten Waffengange der Könige durchlief die Welt, als zu Rom die Vorbereitungen zu der neuen Fastensynode getroffen wurden. Heinrich sandte zu derselben den Erzbischof Liemar von Bremen und den Bischof Robert von Bamberg in Begleitung mehrerer Kleriker ab. Sie nahmen große Geldsummen mit sich, um die Meinung in Rom für Heinrichs Sache zu gewinnen. Auch Udalrich von Padua, bereits ganz in Heinrichs Interesse gezogen, machte sich mit einem Schatz auf den Weg, um auf dem ihm wohlbekannten Boden für seinen König damit zu wirken. Aber sein Geld wurde ihm zum Verderben; ein hochgeborner Wegelagerer überfiel, beraubte und tödtete ihn. Die beiden anderen Bischöfe kamen nach Rom, und ihre Aufträge lauteten bestimmt genug: sie sollten nicht sowohl ihren König rechtfertigen, wie die Bannung Rudolfs verlangen und, wenn der Papst länger zögere, ihm mit Absetzung drohen. Für diesen Fall waren sie bereits angewiesen sich mit den lombardischen Bischöfen über die Wahl eines neuen Papstes zu verständigen. Heinrich durchschaute, daß man zu Rom unter dem Schein der Friedensverhandlungen seine Widersacher zu ermuthigen

nicht abließ, und wollte nun endlich dem Doppelspiel päpstlicher Politik, welches ihm kaum noch einen Vortheil verhieß, ein Ziel setzen.

Nicht minder drangen die Sachsen auf eine Entscheidung des Papstes. Gleich nach der Schlacht hatte Rudolf einen Boten mit der Siegesnachricht nach Rom gesendet. Kurze Zeit darauf richteten seine Anhänger ein Schreiben an den Papst, worin sie neue Beschwerden über die geringe Unterstützung ihrer Sache vom Stuhle Petri erhoben; Gott aber, erklärten sie, habe sich Rudolfs angenommen und ihm den Sieg verliehen; der Papst möchte endlich nach so vielen Täuschungen ablassen weiter Geleit von Heinrich und seinen Genossen zu verlangen. „Eure Herüberkunft zu uns," heißt es in dem Schreiben, „wäre uns ebenso erwünscht, wie sie nothwendig ist: aber wir wissen sicher, jene werden euch niemals in unser Land kommen lassen, ohne sichere Bürgschaften, daß ihr ihre Sache nach ihrem Gefallen, nicht nach dem Rechte unterstützt. Die Welt ist voll zahllosen Jammers, und der Streit, der von euch begonnen und auf euer Geheiß eröffnet ist, wird durch euch und eure Decrete nicht mehr beigelegt werden, sondern ist bereits der Entscheidung durch das Schwert anheimgegeben. Darum bitten wir und beschwören wir euch bei dem Namen des Herrn, daß ihr nun mit euren Schmeichelworten und Vertröstungen aufhört, daß ihr euch mit dem Eifer der Gerechtigkeit umgürtet und wenn nicht um unsertwillen, so doch wegen der Ehre des apostolischen Stuhls das Verfahren eures Legaten bestätigt, so daß ihr durch euer Wort und durch Ausschreiben nach allen Seiten unzweideutig kundthut, woran man sich bei dieser Spaltung der Kirche zu halten habe. Wäre dies längst geschehen, so hätte gewiß die Partei der Ungerechtigkeit schon so sehr an Kraft verloren, daß sie weder euch noch uns schaden könnte. Stehet davon ab, über ausgemachte Dinge unbestimmte und zweideutige Erklärungen abzugeben, die bisher uns nur in soweit zu begünstigen schienen, als ihr dadurch euch die Feinde nicht erbittertet. Sicher ist, daß ihr die euch anvertraute Kirche aus ihrem Elend nur dann retten könnt, wenn ihr euch ihrer Feinde Feindschaft zu tragen entschließt." Die Rücksichten auf die Italiener, welche der Papst in seinem letzten Erlaß geltend gemacht hatte, wollten die Sachsen offenbar nicht anerkennen, und ihre Gesandten, welche zur Fastensynode nach Rom kamen, werden eine noch entschiedenere Sprache geführt haben, als sich in diesem Schreiben findet.

Der Papst mußte endlich aus seiner zuwartenden Haltung treten,

wenn er nicht mit beiden Parteien in Deutschland völlig zerfallen, auf die Entscheidung der Dinge dort allen Einfluß verlieren wollte. Es war ganz richtig, wenn die Sachsen sagten, daß sich Heinrich nie auf einen Friedensconvent einlassen würde, wenn man nicht Sicherheiten für einen ihm günstigen Ausfall böte. Aber nicht minder ist sicher, daß auch sie allen Maßregeln des Papstes sich widersetzten, wenn dadurch die Wahl von Forchheim gefährdet schien, und daß sie einem Heinrich günstigen Spruch des Papstes oder seiner Legaten sich nimmer gefügt haben würden. Wozu anders hatte das verworrene Spiel einer zweideutigen Politik geführt, als daß Ströme deutschen Blutes vergeblich flossen und die Kräfte unseres Volks sich im inneren Kriege aufrieben? Das war das Ergebniß dieser endlosen und verwickelten Negotiationen des römischen Oberpriesters, die nicht einmal ihm selbst den erwarteten Vortheil gewährten. Die Fäden, die er immer feiner gedreht hatte, zerrissen endlich in seiner Hand. Er, der das deutsche Reich seinem freien Urtheilsspruche unterwerfen wollte, mußte den rechtmäßigen König aufgeben, mit dem er so lange ein Abkommen zu treffen versucht hatte, er mußte, wenn er nicht ganz verlassen sein wollte, die Sache des Gegenkönigs und seiner Partei ergreifen. Die Bahn, auf der er bisher gewandelt hatte und ferner wandeln wollte, mußte er verlassen. Aber er that entschlossen den unvermeidlichen Schritt. Muthig betrat er den neuen Lebensweg, obwohl er ihn in das Verderben führte, immer weiter von dem Ziele entfernte, welches einem Kirchenfürsten gesteckt ist.

Es ist ein trauriges Capitel der deutschen Geschichte, welches wir hier behandelt haben, doch ist das Studium desselben nicht unnützlich. Selten ist so deutlich zu Tage getreten, wie thöricht das deutsche Volk handelt, wenn es sich zum Spielball römischer Politik hergiebt.

3.

Große Spaltung in Kirche und Reich.

Erneuerung des Banns über Heinrich IV.

Die Fastensynode versammelte sich zu Rom in den ersten Tagen des März. Fünfzig Erzbischöfe und Bischöfe, eine große Zahl Aebte und Kleriker hatten sich zu derselben eingefunden; es waren meist Italiener und Franzosen. Mit großer Festigkeit trat der Papst in der Synode auf; nie war er kampfbereiter erschienen. Die Jungfrau Maria selbst soll ihn in einem Gesicht aufgefordert haben, mit der Erneuerung des Banns gegen den Widersacher der Kirche nicht länger zu zögern.

Zunächst ging der Papst in den Maßregeln gegen die Investitur rücksichtslos weiter; zum erstenmal wurden jetzt auch diejenigen, welche die Investitur ertheilten, Kaiser, Könige, Herzöge, Grafen und die anderen weltlichen Gewalten, wenn sie bei dem Brauche beharrten, mit dem Bann bedroht. Eine andere kaum minder wichtige Bestimmung für die Besetzung der geistlichen Aemter wurde veröffentlicht: sie sollte unter Beaufsichtigung und mit Zustimmung des apostolischen Stuhls oder des Metropoliten durch freie Wahl des Klerus und der Gemeinde erfolgen; wenn aber die Wähler durch weltliche Interessen sich leiten ließen, sollten sie ihr Recht verlieren und die Besetzung der Stelle dem apostolischen Stuhl oder dem Metropoliten zufallen.

Dann wurde eine Reihe von Strafurtheilen erlassen. Die Erzbischöfe von Mailand, von Ravenna und von Narbonne, wie den Bischof von Treviso traf aufs Neue der Bann. Auch den Normannen wurde diese Strafe abermals angedroht, wenn sie weiter in den Ländern des heiligen Petrus um sich griffen, namentlich im Herzogthum Spoleto, in der Mark von Fermo und im Beneventanischen. Dennoch zeigte der Papst gegen diese aufsässigen Vasallen des apostolischen Stuhls jetzt mehr Rücksicht, als bisher; er wußte, daß er sich nach ihrem Beistande bald werde umsehen müssen.

Endlich und vor Allem wurde die Sache Heinrichs verhandelt. Gegen ihn traten die Gesandten Rudolfs mit den schwersten Anklagen

vor der Synode auf. „Im Auftrage des Königs Rudolf und seiner Fürsten,“ sagten sie, „klagen wir Gott und dem heiligen Petrus, dem apostolischen Vater und dem gesammten hochheiligen Concil, daß jener Heinrich, den ihr kraft eures apostolischen Berufs des Reichs entsetzt habt, dasselbe gegen euer Verbot gewaltthätig an sich gerissen, Alles mit Feuer und Schwert verwüstet, Erzbischöfe und Bischöfe aus ihren Sitzen mit gottloser Grausamkeit verjagt und ihre Güter seinen Helfershelfern zu Lehen gegeben hat. Durch seine Tyrannei kam der Erzbischof Wezel von Magdeburg frommen Andenkens um das Leben, und den Bischof Adalbert von Worms martert er gegen den Befehl des apostolischen Stuhls noch heute im Kerker. Viele Tausende sind durch seine Anhänger getödtet, zahlreiche Kirchen nach Entwendung der Reliquien eingeäschert und völlig zerstört worden. Unberechenbare Frevel hat dieser Heinrich gegen unsere Fürsten begangen, weil sie wider den Befehl des apostolischen Stuhls ihm nicht als König gehorsamen wollten, und der Convent, welchen ihr zur Ermittelung der gerechten Sache und zur Friedensstiftung im Reiche angeordnet hattet, unterblieb nur durch die Schuld Heinrichs und seiner Genossen. Deshalb bitten wir demüthig um die Gnade, daß ihr die dem verruchten Kirchenräuber gebührende Strafe zu verhängen, um unsret- oder vielmehr um der heiligen Kirche willen nicht weiter unterlaßt.“

Auch Heinrichs Gesandte erschienen vor der Synode. Wie ihnen der Papst aber vorher schon jedes Gehör verweigert hatte, wollte man sie auch hier nicht zu Wort kommen lassen. Wieviel sich gegen die Anklage der Sachsen einwenden ließ, man verwehrte ihnen jede Einrede. Sie beriefen sich auf die kanonischen Bestimmungen, welche eine mehrmalige Vorladung des Angeklagten verlangten, um ihm die Möglichkeit der Rechtfertigung zu geben; der Papst selbst hatte sich früher mehrfach auf diese Bestimmungen bezogen, jetzt wollte er von ihnen Nichts hören. Man drohte den Bischöfen von Bremen und Bamberg mit den Schwertern, wenn sie den Zorn der Versammlung ferner reizen würden. So unterließen sie dem Papste die Absetzung anzukündigen, wenn er ihrem Könige aufs Neue an die Krone greifen würde; das Schicksal, welches Roland hier vor vier Jahren erlitten hatte, stand ihnen vor Augen.

Was geschehen mußte, geschah. Am Schluß der Synode — er erfolgte am 7. März — erneuerte der Papst den Bannfluch gegen Heinrich und schleuderte ihn zugleich gegen alle Anhänger des Königs. In

der eigenthümlichen Form eines Gebets an die Apostelfürsten sprach er das Anathem über den König aus und ergriff zugleich von der Weltherrschaft, die ihm mit der Herrschaft über die Kirche als Nachfolger des heiligen Petrus gebühre, in feierlichster Weise Besitz. Nie hat Gregor die schrankenlose Gewalt, die er auf Erden beanspruchte und die das Kaiserthum mit dem Papstthum gleichsam verbinden mußte, offener vor der Welt in Anspruch genommen. Indem er dies that, glaubte er zugleich seinen ganzen Lebenslauf darlegen zu müssen, damit darüber kein Zweifel bleibe, daß er nie nach eigener Ehre gestrebt habe, sondern in allen seinen Handlungen nur dem Gebot der Apostel gefolgt sei, daß er auch jetzt nicht nach seines Herzens Gelüsten, sondern in Vollmacht der Apostel handle.

„Heiliger Petrus," hub Gregor an, „du Fürst der Apostel, und du Lehrer der Völker, heiliger Paulus, neiget eure Ohren, ich bitte euch, zu mir und höret mich gnädig an. Weil ihr die Schüler und Jünger der Wahrheit seid, so steht mir bei, daß ich vor euch ohne alle Falschheit, die ihr verabscheut, die Wahrheit rede, auf daß meine Brüder so williger mir beipflichten und klar erkennen, daß ich, nur auf euch nächst Gott und seiner Mutter der Jungfrau Maria vertrauend, den Bösen Widerstand leiste, euren Getreuen aber Beistand gewähre. Denn ihr wißt, daß ich nicht gern in den heiligen Stand getreten, wider meinen Willen einst mit Papst Gregor über die Alpen gezogen, aber noch widerwilliger mit Papst Leo, meinem Herrn, zu eurer eigenen Kirche zurückgekehrt bin, wo ich euch jedoch nach dem Maß meiner Kräfte gedient habe. Dann bin ich nur mit dem höchsten Widerstreben, unter Schmerzen, Seufzern und Klagen, ein ganz Unwürdiger, auf euren Thron erhoben worden. So habe ich nicht euch, sondern ihr habt mich erwählt und die schwere Bürde eurer Kirche auf meine Schultern gelegt; ihr habt mir geboten auf einen hohen Berg zu steigen und laut zu verkündigen dem Volke Gottes ihr Uebertreten und den Söhnen der Kirche ihre Sünde *). Es begannen sich aber gegen mich die Glieder des Satans zu erheben und suchten, nach meinem Blute verlangend, ihre Hände an mich zu legen. Es standen auf die Könige im Lande, die Fürsten der Welt und der Kirche, wie die Leute am Hofe und auf den Gassen rathschlagten mit einander wider den Herrn und euch, seine Gesalbten,

*) Jesaias 58, 1.

und sie sprachen: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihr Joch;“ *) auf alle Weise traten sie mir feindlich entgegen, um mich durch Tod oder Verbannung aus dem Wege zu räumen. Besonders erhob den Stachel gegen eure Kirche jener Heinrich, den sie einen König nennen, der Sohn Kaiser Heinrichs; er verschwor sich mit vielen Bischöfen jenseits der Alpen und in Italien, um mich zu stürzen und sich die Kirche zu unterwerfen. Aber eure Gewalt widerstand seinem Hochmuth, eure Macht warf ihn zu Boden. Denn tief erniedrigt kam er in der Lombardei zu mir und bat um Lösung vom Banne. Da ich ihn in seiner Erniedrigung sah und er mir viele Versprechungen gab sein Leben zu bessern, nahm ich ihn wieder in die Gemeinschaft der Kirche auf, ohne ihn jedoch in das Reich, dessen ich ihn auf einer römischen Synode entkleidet hatte, wieder einzusetzen, und ohne zu gebieten, daß diejenigen, die ihm den Treueeid geleistet hatten oder leisten sollten, nachdem ich sie auf derselben Synode von diesem Eide entbunden, ihn fortan wiederum halten sollten. Und dies unterließ ich, um den Streit zwischen ihm und jenen Bischöfen und Fürsten jenseits der Alpen, die ihm auf Befehl eurer Kirche widerstanden, nach dem Rechte entscheiden oder den Frieden vermitteln zu können, wie mir dies Heinrich selbst eidlich durch zwei Bischöfe zugestanden hatte. Die erwähnten Bischöfe und Fürsten jenseits der Alpen verzweifelten aber an ihm, als sie vernahmen, daß er die mir gegebenen Versprechungen nicht halte, und wählten ohne meinen Rath — ihr seid meine Zeugen — den Herzog Rudolf zu ihrem Könige. Eiligst schickte darauf König Rudolf zu mir einen Boten und zeigte mir an, daß er gezwungen die Regierung des Reichs übernommen, aber bereit sei mir in allen Stücken zu gehorsamen. Zu größerer Sicherheit wiederholte er diese Zusage immer aufs Neue und erbat sich auch seinen Sohn und den Sohn seines Getreuen Herzog Berchtholds als Geißeln zu stellen, um sein Versprechen so zu verbürgen. Inzwischen begann Heinrich mit Bitten in mich zu dringen, daß ich ihm gegen Rudolf meinen Beistand liehe. Ich gab ihm zur Antwort, daß ich es gern thun würde, nachdem ich ihrer Beider Rechtfertigung gehört und erfahren hätte, auf wessen Seite das größere Recht sei. Er aber meinte mit eigener Kraft seinen Widersacher überwinden zu können und achtete nicht meiner Antwort. Erst als er inne wurde,

*) Psalm 2, 2. 3.

daß er nicht, was er gehofft hatte, durchzusetzen vermöge, kamen die beiden Bischöfe von Verdun und Osnabrück, die ihm anhingen, nach Rom und baten vor einer Synode im Namen Heinrichs, daß ich die Sache nach dem Rechte entscheiden möchte, und auch die Gesandten Rudolfs willigten hierein. Darauf bestimmte ich unter Gottes Eingebung, wie ich glaube, in derselben Synode, daß jenseits der Alpen ein Convent gehalten werden solle, um so entweder einen Frieden aufzurichten oder wenigstens zu ermitteln, wer von Beiden die gerechtere Sache habe. Denn ich wollte — ihr, meine Väter und Herren, seid mir dessen Zeugen — bis auf den heutigen Tag nur allein die Partei unterstützen, für welche die Gerechtigkeit sprach. Und weil ich meinte, daß der minder berechtigte Theil den Convent, wo das Recht zur Entscheidung kommen mußte, zu hindern suchen würde, excommunicirte und bannte ich Jedermann, der sich, ob König, Herzog, Bischof oder wer sonst, dem Convent auf irgend eine Weise widersetzen sollte. Heinrich aber, ohne vor der Gefahr des Ungehorsams, der Abgötterei ist*), zurückzubeben, hinderte den Convent, brachte dadurch die Excommunication auf sein Haupt und band sich mit den Banden des Fluchs; überdies ließ er eine große Zahl Christen hinschlachten, Kirchen zerstören und gab fast das ganze Reich der Zerstörung Preis. Deshalb schließe ich im Vertrauen auf die Gerechtigkeit und das Erbarmen Gottes und seiner liebreichen Mutter der Jungfrau Maria, gestützt auf euer Ansehen, jenen Heinrich, den sie König nennen, und alle seine Anhänger von der Kirchengemeinschaft aus und binde sie mit den Banden des Fluchs; zum zweitenmal untersage ich ihm die Regierung Deutschlands und Italiens im Namen des allmächtigen Gottes und in eurem Namen, entziehe ihm jede königliche Macht und Gewalt, gebiete, daß ihm kein Christ als einem Könige gehorche, und Alle, die ihm als dem Herrn des Reichs geschworen haben oder noch schwören werden, spreche ich von ihrem Eide los. In jedem Kampfe unterliege Heinrich fortan mit den Seinen, und nie kröne hienieden seine Waffen der Sieg! Damit aber Rudolf, welchen die Deutschen in treuer Gesinnung gegen euch zum König erwählt haben, das deutsche Reich bewahren und regieren könne, gebe, gewähre und verleihe ich in eurem Namen allen denen, die getreulich zu ihm halten, Erlaß aller ihrer Sünden und spende ihnen im Vertrauen auf euch euren Segen für dieses

*) 1. Buch Samuelis 15, 23.

und für das zukünftige Leben. Denn mit gleichem Recht, wie Heinrich wegen seines Hochmuths, seines Ungehorsams und seiner Falschheit der königlichen Würde entsetzt wird, wird Rudolf wegen seiner Demuth, seines Gehorsams und seiner Wahrhaftigkeit die königliche Macht verliehen. Und so laßt nun, ihr hochheiligen Väter und Fürsten, alle Welt klar erkennen, daß ihr, wenn ihr im Himmel binden und lösen könnt, so auch auf Erden Kaiserthümer und Königreiche, Fürstenthümer und Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften, jeden Besitz Jedermann nach Verdienst zu geben und zu nehmen vermögt. Denn oft habt ihr Patriarchate und Primate, Erzbisthümer und Bisthümer den Bösen entrissen und den Frommen gegeben: und wenn ihr über Geistliches richtet, wieviel mehr müßt ihr nicht über Weltliches Macht besitzen! Wenn ihr über die Engel, die über die hoffährtigen Fürsten gebieten, richten werdet*), was vermögt ihr erst über die Knechte jener? Die Könige und alle Fürsten der Welt mögen nun erfahren, was ihr seid und was ihr vermögt, und fortan sich euren Befehl zu verachten scheuen. Vollziehet schnell an jenem Heinrich euer Gericht, damit Jedermann erkenne, daß er nicht durch Zufall, sondern durch eure Macht untergeht, wo möglich zu seiner Buße, auf daß der Geist selig werde am Tage des Herrn!" **)

So sprach der Papst, und seine Worte wurden sogleich niedergeschrieben, um in alle Welt verbreitet zu werden. Kaum giebt es Merkwürdigeres, als diese Rede, die Gebet, Geschichtserzählung und Urtheilsspruch in Einem ist, in welcher sich die persönliche Rechtfertigung des Papstes mit der offnen Proclamation der Allgewalt des Nachfolgers und Stellvertreters Petri seltsam verbindet. Staunenswerth ist die Mischung nüchterner Reflexion mit höchster Ekstase. Schwer wird man sich entscheiden, ob die parteiische Darlegung der Streitigkeiten mit Heinrich, in welcher fast mehr verschwiegen als gesagt ist, kluger Berechnung oder unfreiwilliger Täuschung zuzuschreiben ist. Berechnet genug freilich erscheint es, wenn Heinrich Deutschland und Italien abgesprochen, Rudolf dagegen nur als deutscher König anerkannt wird; Gregor wußte nur zu gut, wie die Anhänger Rudolfs jedes seiner Worte zu wiegen pflegten. Aber dann meint man am Schluß die Worte eines Propheten zu vernehmen, dem die Gerichte Gottes vor Augen liegen. Gregor erwartet,

*) 1 Kor. 6, 3.
**) 1 Kor. 5, 5.

daß die Apostel alsbald ihre Macht beweisen und den Ungehorsamen zu Boden strecken werden; des Sieges sicher, sieht er auf den Feind herab, der eine Macht anzugreifen wagt, die über Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer und die Besitzungen aller Menschen verfügt. In derselben Siegesgewißheit verkündigte er am Tage nach Ostern, als er in der Peterskirche den Bann erneuerte, den nahen Untergang Heinrichs; wäre dieser, sagte er, nicht bis zum Peter- und Paulstage (29. Juni) todt oder entsetzt, so solle Niemand fortan seinen Worten Glauben schenken.

Eins vor Allem war klar, daß der Papst sich jetzt jede Möglichkeit einer Aussöhnung mit Heinrich abgeschnitten hatte, daß der König, so lange er aufrecht stand, fortan jedes Mittel des Widerstandes rücksichtslos gegen ihn anwenden würde. Sieg oder Untergang? So lag die Frage offen für Heinrich, wie für Gregor, und jede Vermittelung schien von nun an unmöglich.

Es entging dem Papste nicht, daß die Schrecken des Kampfs jetzt bald auch den Mauern Roms sich nahen und den apostolischen Stuhl umlagern würden, und wie stark sein Vertrauen auf die Hülfe der Apostel war, er sah sich doch auch sofort nach irdischem Beistand für die Stunden der Gefahr um; selbst seinem bittersten Feinde reichte er die Hand, um in ihm einen Kampfgenossen zu gewinnen. Es war nicht das Geringste an dem außerordentlichen Mann, daß er, durch die Noth auf eine Bahn getrieben, deren Gefahren er vollauf kannte und die er deshalb so lange gemieden hatte, sie nun doch mit dem unerschrockensten Muthe betrat. Noch einmal erwachte die ganze Energie seines Charakters, die man in den letzten Jahren oft vermißt hatte; ja er konnte selbstbewußter jetzt erscheinen, als jemals zuvor.

In seinem Systeme hatte Gregor Nichts geändert, nur die letzten Consequenzen desselben waren deutlicher zu Tage getreten. Er wollte die Herrschaft der römischen Kirche, wie er sie längst gewollt. Aber die Verhältnisse zwangen ihn zu anderen Mitteln zu greifen, als er bisher angewendet hatte. Was die Politik nicht leistete, sollten nun die Waffen erreichen. Bisher hatte er Heinrich zu unterwerfen gehofft, jetzt galt es ihn zu vernichten.

Die Wahl Wiberts zum Gegenpapst.

Schwerlich irrt man in der Annahme, daß in Gregors Sinne die Vernichtung Heinrichs zugleich die Aufhebung der deutschen Herrschaft in Italien gewesen wäre. Wir wissen, wie in der letzten Zeit dort Alles nach Freiheit rang, wie wenig bisher Heinrich seine Macht jenseits der Alpen hatte befestigen können. Und doch war die Stimmung Italiens Gregor — wir wissen es aus seinem eigenen Munde — nichts weniger als günstig; gerade aus Furcht vor der geistlichen und weltlichen Tyrannei des Papstthums schloß sich Italien wieder enger an den Erben des Kaiserthums an. Nicht einmal Roms war der Papst völlig sicher, und die Lombardei stand ihm geradezu feindselig gegenüber. Alle seine Bannflüche über die abtrünnigen Bischöfe verhallten am Po ohne Wirkung. Vergebens suchte er der Pataria neue Lebenskräfte zu geben; die städtischen Bevölkerungen schienen des Kampfs mit ihren Bischöfen endlich müde zu sein; selbst Mailand hatte sich Thedald von Neuem unterworfen. Es bedurfte nur eines Wortes von Heinrich, um das obere Italien zum offenen Abfall von Gregor zu bewegen, um eine neue Kirchenspaltung hervorzurufen. Und dieses Wort hatte der König, als er seine Gesandten zur Synode entließ, bereits gesprochen.

Sobald der Papst den Bann erneuert hatte, erhob sich die Bewegung gegen ihn im ganzen Norden der Halbinsel; es erforderte nur geringe Anstrengungen von Seiten der Bischöfe von Bremen und Bamberg, um sie zu steigern. In Tuscien empörten sich die Massen gegen die große Gräfin, die Freundin des Papstes; eine königliche Partei trat zusammen, an deren Spitze sich der Markgraf Albert und der Graf Boso stellten. Kaum erreichten Heinrichs Gesandten die Lombardei, so hatte sich auch hier schon Alles gegen den Papst erklärt; Ravenna und die Romagna waren ohnehin längst der Mittelpunkt jener Partei, welche den Papst und die Patarener mit dem tödtlichsten Hasse verfolgte. Als Heinrichs Gesandte die Fürsten Italiens auf den Juni nach Brixen beriefen, um dort mit dem König und seinen Getreuen Maßregeln gegen Hildebrands Vermessenheit zu treffen, fanden sie die meisten bereit ihrem Rufe zu folgen. Denn es war klar, daß Heinrich jenes Werk jetzt wieder aufnehmen wollte, welches einst mit zaghafter Hand seine

Mutter angegriffen, aber bald wieder aufgegeben hatte. Das war es, was man längst in Italien von Heinrich gefordert hatte; kein Zweifel war, daß man ihn, sobald er Gregor und der Reformpartei kraftvoll entgegentrat, bereitwillig unterstützen würde.

Eine merkwürdige Anklageschrift gegen Gregor besitzen wir aus dieser Zeit. Als ihr Verfasser nennt sich ein Petrus Crassus, der weltlichen Standes und offenbar Lehrer an einer italienischen Rechtsschule war. Die Schrift ist aller Wahrscheinlichkeit nach in Ravenna entstanden, wo damals eine der ersten Rechtsschulen Italiens blühte. Der nächste Zweck der Schrift ist zu zeigen, wie Gregor alle kirchlichen und weltlichen Gesetze durch sein Bestreben gegen den König verletzt habe, so daß das entschiedenste Einschreiten gegen den aufrührerischen Mönch Pflicht sei; daneben werden auch die Patarener und die Sachsen wegen ihrer Theilnahme an der Rebellion angeschuldigt. Nicht allein Bibelsprüche und Aussprüche der Kirchenväter finden sich hier in gewohnter Weise gegen Gregor angeführt, sondern auch in großer Zahl Stellen aus dem Justinianeischen Recht*). Die alten Majestätsgesetze der Römer benutzt der Verfasser als Waffe gegen Gregor, ja beutet Bestimmungen des Privatrechts über Besitz, Verjährung u. s. w. zu dem Beweise aus, daß, da Heinrich das Reich nach Erbrecht besitze, jede Auflehnung gegen seine Gewalt als ein Eingriff in ein wohlerworbenes Eigenthum zu bestrafen sei. Zu derselben Zeit ergriff auch der Bischof Benzo von Alba, der endlich die letzte Stunde seiner alten Widersacher gekommen glaubte, wieder die Feder, um in seinen wunderlichen, halb poetischen halb prophetischen Ergüssen Heinrich als Retter Italiens zu begrüßen und seine Mitbrüder zu muthigen Entschlüssen zu begeistern.

Andere Wirkungen des Banns mochte Gregor in Italien kaum vermuthen. Sicher aber erwarteten er und die Sachsen, daß in Deutschland jetzt ein ähnlicher Abfall von dem gebannten Fürsten stattfinden würde, wie vier Jahre zuvor. Aber kaum ist je eine Täuschung größer gewesen. Heinrichs Partei, die hier nun schon geraume Zeit mit ihm gelitten und gestritten hatte, war bereits so fest geschlossen, daß Worte und Briefe von Rom sie nicht mehr aufzulösen vermochten. Unseres Wissens verlor durch den erneuten Bannfluch Heinrich nicht einen seiner Anhänger;

*) Besonders aus dem Codex und den Institutionen, auch eine Stelle aus den Digesten.

sie schaarten sich vielmehr nur fester um ihn und übertrugen allen Ingrimm, den sie längst gegen die Sachsen und ihren König hegten, nun auch auf den Papst, den Bundesgenossen des meineidigen Vasallen. Weitaus die Mehrzahl der deutschen Bischöfe stand jetzt auf Heinrichs Seite, und hatten diese längst das Treiben des Politikers in der Kutte, der ihnen als Nachfolger Petri seinen Willen aufdrängen wollte, mit Unwillen betrachtet, so steigerte dieser Unwille sich nun zum bittersten Haß. Mehrere von ihnen waren Ostern (12. April) in Bamberg versammelt, wahrscheinlich feierte auch Heinrich selbst dort das Fest; kaum verbreitete sich hier die Kunde von der neuen Bannung des Königs, so ergossen sie sich in Schmähungen gegen den falschen Papst und kündigten ihm öffentlich während der Festfeier den Gehorsam auf. Gleich den Lombarden waren auch sie jetzt einen Gegenpapst einzusetzen entschlossen.

Was Ostern in Bamberg von einigen deutschen Bischöfen geschehen, sollte Pfingsten in Mainz von allen, die gleiche Gesinnungen hegten, wiederholt werden. Neunzehn Erzbischöfe und Bischöfe versammelten sich hier am Hofe des Königs, entsetzten ohne Beobachtung der kanonischen Formen Gregor und beschlossen einen anderen Papst an seiner Stelle auf den Stuhl Petri zu erheben. Die gegenwärtigen weltlichen Fürsten traten diesem Beschlusse bei, und man beeilte sich von demselben durch Gesandte und Briefe den Italienern Nachricht zu geben.

Mehrere dieser Briefe, beredte Zeugnisse für die damaligen Zustände, sind uns erhalten. Bischof Huzmann von Speier schrieb an die Lombarden: „Ueber die Wirren des Reichs, die Schwächung des Königthums und die unsichere Lage der Kirche tief bekümmert, pflog ich mit den anderen Fürsten zu Mainz Rath, wie die Wirren des Reichs beseitigt, die königliche Gewalt hergestellt und der Kirche, damit sie nicht völlig Schiffbruch leide, Beistand gewährt werden könne. Wir wußten aber dafür keine Abhülfe zu finden, wenn nicht das Haupt der verderblichen Schlange abgeschlagen werde, die mit ihrem giftigen Hauch dies Alles hervorgerufen und bisher gefördert hat. Denn bleibt die wirkende Ursache, wie soll die Wirkung beseitigt werden? Nach reiflicher Berathung faßten wir deshalb den unumstößlichen Beschluß, daß Hildebrand, der Erschleicher des apostolischen Stuhls, der fluchwürdige Zerstörer göttlicher und menschlicher Gesetze, unter Gottes Beistand für immer abzusetzen sei und ein Anderer durch Wahl auf den apostolischen Stuhl er-

hoben werden müsse, der das Zerstreute sammelt, das Gebrochene heilt, der nicht nach Zwietracht und Kampf, sondern nach Frieden in der heiligen Kirche wie ein guter Hirt trachtet. Vor der Durchführung dieser Sache möget ihr nicht deshalb zurückschrecken, weil wir früher in einer ähnlichen Angelegenheit selbst für uns den sicheren Hafen gesucht haben, während wir euch gefahrvollen Stürmen überließen. Handelt vielmehr wie Männer und schreitet in der Hoffnung auf den Herrn muthig vorwärts, denn ihr seid sicher, daß eher die Keule der Faust des Hercules zu entwinden ist, als wir uns von euch in dieser Sache trennen werden." In ähnlicher Weise schrieb Bischof Dietrich von Verdun an alle Fürsten, Kleriker und Laien des römischen Reichs über Hildebrand, „der den Meineid Treue, die Treue Frevel nennt und, weil sein Vater der Lügner von Anbeginn ist, in Allem lügt und in Allem der Wahrheit widerstrebt." Wohl die stärksten Ausfälle finden sich in einem Schreiben des Erzbischofs Eigilbert von Trier, der schon seit längerer Zeit wegen der Einsprache Gregors die Weihe nicht erhalten konnte; er versagt ihm nicht allein den päpstlichen Namen, sondern will ihn nicht einmal mehr als Christen anerkennen, da er am wahren Leib und Blut Christi im Abendmahl zweifle, nur nach Blutvergießen trachte und das Volk gegen seinen König und Herrn in die Waffen rufe. Diesseits wie jenseits der Alpen tobte man in Flüchen gegen den herrschsüchtigen Mönch.

Heinrich eilte von Mainz nach Brixen; ihn begleiteten seine Gemahlin, einige ergebene Bischöfe, wie Benno von Osnabrück, Konrad von Utrecht, Meginward von Freising, Robert von Chur, Diedi von Brandenburg und ein großes Gefolge edler Herren. Zugleich stellte sich hier der Bischof Burchard von Lausanne, damals Kanzler Italiens, ein, wie Liemar von Bremen und Robert von Bamberg, welche die Sache des Königs in Italien bisher glücklich geführt hatten. Ihrer Einladung waren nach Brixen eine nicht geringe Zahl lombardischer Bischöfe und Herren gefolgt. Es kam der Erzbischof Thedald von Mailand und führte den kleinen Konrad dem Vater wieder zu, dann der Patriarch von Aquileja, der sich jetzt offen auf die Seite des Königs stellte, vor Allen aber Erzbischof Wibert von Ravenna, schon seit geraumer Zeit der Vorkämpfer gegen die Gregorianer, jetzt zum Gegenpapst ersehen. Auch einige römische Große sollen sich eingefunden haben. Man begegnete sich auf dem Grund und Boden Bischof Altwins, dessen Treue gegen Heinrich hinreichend erprobt war, inmitten der Alpen, wo

die Grenzen Deutschlands und Italiens nahe rücken, an einem kleinen Ort zwischen hohen Felsen, wo, wie ein Zeitgenosse sagt, ewig Hunger und Kälte herrschen und das Christenthum kaum bekannt ist.

Hier wurde am 25. Juni 1080 eine Synode gehalten, die nach dem Willen Heinrichs folgenschwere Beschlüsse zu fassen hatte. Als der Ankläger Gregors trat abermals der Cardinal Hugo auf. Längst aus Rom vertrieben und das Gnadenbrod Wiberts essend, spielte er noch die Rolle des Römers, ja er gab vor, das gesammte Cardinalcollegium in sich darzustellen. Wie einst in Worms, stellte er jetzt wiederum das ganze Leben des Papstes als ein Gewebe von Verbrechen und Schandthaten dar. Eines solchen Anklägers bedurfte Gregor kaum in einer Versammlung, die vorweg jede Schuld auf ihn zu lasten bereit war; einen Anwalt konnte er ohnehin in derselben nicht finden. Man hörte nur eine Stimme, daß der König das ihm übertragene weltliche Schwert zur Strafe über den Uebelthäter zücken müsse, und beschloß nach dem Vorgange der Bischöfe in Mainz, daß der rebellische Mönch abzusetzen und wenn er nicht freiwillig vom Stuhle Petri herabsteige, der ewigen Verdammniß zu überliefern sei.

Das Absetzungsdecret, vom Cardinal Hugo abgefaßt, verhängt über „Hildebrand, den verwegensten Menschen, der Kirchenraub und Brand predigt, Meineid und Mord vertheidigt, den katholischen und apostolischen Glauben von dem Leib und Blut des Herrn in Frage stellt, den Irrlehren Berengars anhängt, auf Enthüllungen und Träume baut, die Geister der Todten beschwört und einen Wahrsagergeist hat," die höchsten Strafen der Kirche. Das Decret ist von 27 Bischöfen unterzeichnet *), außerdem in erster Stelle von Hugo und in letzter Stelle vom Könige. Benno von Osnabrück hat seine Unterschrift nicht geliehen; wir wissen, daß er sich durch eine List den Verhandlungen, deren Gesetzmäßigkeit er mit gutem Grund bezweifelte, zu entziehen wußte. Er verkroch sich in eine Nische im Altar und zog den Vorhang derselben vor, um unbemerkt zu bleiben. So meinte er sein Gewissen zu retten, und Heinrich wollte dasselbe nicht beschweren; er erhielt sich dadurch in Benno, obwohl dessen Meinung längere Zeit schwankte, schließlich doch einen treuen Anhänger. Noch zwei andere Bischöfe scheinen ähnliche Bedenken, wie Benno gehegt zu haben; denn es erhellt aus dem Decret selbst,

*) Neunzehn Bischöfe gehörten Italien an, sieben Deutschland, einer Burgund.

daß dreißig Bischöfe auf der Synode anwesend waren, also drei die Unterschrift versagten.

Wie über Gregor, wurde nun auch über König Rudolf, Herzog Welf und ihre Anhänger der Bann ausgesprochen. Diese Synode verweigerte Heinrich nicht, was er so oft vergeblich in Rom zu erreichen gesucht hatte. Aber auch damit war Heinrich noch nicht befriedigt. Hatte Hildebrand ihm einen Gegenkönig entgegengestellt, so sollte die Synode jenem jetzt einen Gegenpapst setzen; in jedem Betracht wollte er seinem Gegner das Widerspiel halten und ging dabei mindestens von vorn herein mit voller Offenheit zu Werke. Die Italiener waren einer neuen Papstwahl nur zu geneigt; die deutschen Bischöfe werden größere Bedenken gehegt haben, da so Manche von ihnen auch später noch diesen Schritt Heinrichs als einen unüberlegten betrachteten. So verzögerte sich die Wahl und scheint erst am folgenden Tage (26. Juni) stattgefunden zu haben.

Der Gewählte war Wibert von Ravenna und konnte nach der ganzen Lage der Dinge kaum ein Anderer sein; nach einigem Zögern nahm er die Wahl an. Sein Erzbisthum gab er deshalb nicht auf, vielmehr ließ er sich sofort alle Besitzungen und Gerechtsame desselben durch den König aufs Neue bestätigen. Heinrich versprach ihm zu Pfingsten des kommenden Jahres die Romfahrt anzutreten, ihn zu inthronisiren und dann aus seiner Hand die Kaiserkrone zu empfangen; man suchte ihn zu überzeugen, daß ihn Rom freudig empfangen würde. Inzwischen ließ er in Wiberts Hand gleichsam als Geißel seinen Sohn zurück. Nach dem Peter- und Paulstage (29. Juni) verließ Heinrich Brixen, um sich gegen Rudolf neu zu rüsten. Wibert kehrte, vom Sohne des Königs begleitet, nach Ravenna zurück; im Norden der Halbinsel erkannte man ihn fast überall als den erwählten Nachfolger des heiligen Petrus an.

Die alte kirchliche und politische Rivalität zwischen Rom und Ravenna schärfte sich von Neuem, nicht minder die persönliche Feindschaft, welche seit geraumer Zeit zwischen Hildebrand und Wibert herrschte. Sie waren nicht allzu verschieden im Alter und neben einander emporgekommen, kannten sich nur zu gut. So lange Heinrich III. lebte, waren ihre Wege noch in ziemlich gleicher Richtung gelaufen, obschon der Mönch aus Soana seinen Gang zu Rom gemacht, der vornehme Kleriker aus Parma am kaiserlichen Hofe. In der Zeit der Kaiserin Agnes leitete Wibert als ihr Kanzler die italienischen Verhältnisse; er

hielt fest zum deutschen Hof, während Hildebrand, schon in der päpstlichen Curie der mächtigste Mann, Rom und Italien mit Hülfe der Pataria von Deutschland zu befreien suchte. Seitdem trennten sich ihre Wege, und Wibert wurde auf die Seite derer gedrängt, welche alle Vorschriften Roms gegen Priesterehe, Simonie und Laieninvestitur für Ketzerei hielten, welche grundsätzlich jeder Reform widerstrebten. Vor Allem war es Wiberts Werk, wenn dieser Partei von der Kaiserin ein eigenes Oberhaupt gesetzt wurde; der Gegenpapst wurde Cadalus von Parma, Wiberts Freund, und Parma, Wiberts Heimath, war seitdem der Heerd aller Kämpfe gegen die Kirchenreform. Als das Regiment der Kaiserin zu Ende ging, sah sich Wibert als Kanzler gestürzt, Cadalus blieb ohne jede Unterstützung von jenseits der Berge und verlor alle Bedeutung. Nachdem dann endlich der alte Bischof von Parma das Zeitliche gesegnet, war es der Ehrgeiz Wiberts, das Bisthum seiner Vaterstadt zu erhalten. Man versagte es ihm, doch wurde er bald danach unter dem Einfluß der Kaiserin auf den erzbischöflichen Stuhl von Ravenna erhoben. Schon war Agnes ganz in der Gewalt Hildebrands, und die Erfolge der Reformpartei in Rom hatten auch auf ihren Günstling Eindruck gemacht. Er bewarb sich um Hildebrands Freundschaft und gewann dadurch von Alexander II. die Weihe; er leistete damals einen Treueeid dem Papst und seinen Nachfolgern, der Ravenna in eine größere Abhängigkeit von Rom versetzte, als es je vordem anerkannt hatte. Bald bestieg Hildebrand selbst den apostolischen Stuhl, und einige Zeit bestand noch das vertraute Verhältniß zwischen den beiden hohen Kirchenfürsten fort. Sie schienen auf das Engste mit einander verbunden. Kam Wibert nach Rom, so fand er gastfreie Aufnahme im Lateran, und der Papst räumte ihm in den Synoden den Ehrenplatz zu seiner Rechten ein. Dann aber traten neue Zerwürfnisse ein, theils wegen der Hoheitsrechte in Imola, theils weil Wibert den Zuzug gegen die Normannen verweigerte. Sobald sich der Cardinal Hugo und Cencius in tödtlicher Feindschaft vom Papste trennten, traten sie mit Wibert in Verbindung; der Sieg der simonistischen Bischöfe über die Pataria zog den Erzbischof von Ravenna ganz wieder auf ihre Seite; in den Zerwürfnissen zwischen dem Papst und dem jungen König zweifelte Wibert keinen Augenblick, welche Partei er zu ergreifen habe. Fortan trafen ihn immer aufs Neue die Bannstrahlen aus dem Lateran, aber sie konnten ihm wenig schaden. Alle

dem Papste feindseligen Elemente hatten sich inzwischen in Ravenna gesammelt, ein Mittelpunkt aller der Kirchenreform feindlichen Bestrebungen hatte sich dort gebildet, und Wibert waltete mit derselben Sicherheit in seiner Stadt, wie der Papst in Rom.

Wibert war ein anderer Mann, als der alte Cadalus, dem man nur Reichthum und Gefügigkeit nachgerühmt hatte. Wiberts Geist war durch die Wissenschaften und reiche Lebenserfahrung gebildet, seiner vornehmen Geburt entsprach eine imponirende, würdevolle Haltung, seine Sitten waren tadellos; selbst die Gegner gestanden, daß er den Stuhl Petri geziert haben würde, wenn er auf andere Weise zu demselben gelangt wäre. Und in der That hätte man ein anderes Schicksal einem Manne wünschen mögen, der unter dem verderbten Klerus Norditaliens sich durch manche rühmliche Eigenschaften auszeichnete. Aber Wibert hat doch nur erlitten, was seine Thaten werth waren. Leidiger Ehrgeiz trieb ihn in die Arme der Simonisten und zwang ihn in eine Stellung, wo er nicht nur Hildebrands System, sondern jeder Reform der Kirche sich widersetzen mußte, die ihn überdies zum willenlosen Werkzeug des Königs machte, dem er seine Erhebung verdankte. Allerdings hat Wibert auf dem Throne Platz genommen, von welchem Hildebrand gestürzt wurde. Doch noch in seiner Erniedrigung war Hildebrand größer, als sein Widersacher im Glück; denn jenen erfüllte eine Idee, Wibert ließ sich von der Leidenschaft und der Gunst der Verhältnisse zu eitelen Ehren treiben.

Leicht zu begreifen ist, daß der Bund, zu dem Heinrich den simonistischen Bischöfen Italiens jetzt gegen den gemeinsamen Feind die Hand reichte, nicht leicht wieder zu lösen war. Allerdings gewann Heinrich bedeutend an äußeren Machtmitteln, indem er sich den Simonisten hingab: aber dessenungeachtet war es ein für ihn und das deutsche Kaiserthum höchst trauriger Bund. Denn nicht allein Hildebrand hatte er nun zu bekriegen, sondern auch der Kirchenreform grundsätzlich abzusagen. Seine Vorgänger hatten diese Reform begünstigt, er selbst sich zeitweise derselben geneigt gezeigt, und sie war eine Forderung der Zeit, die sich nicht ohne schwere Folgen abweisen ließ. Wer sie ergriff und durchführte, beherrschte das geistige Leben, wie es seine Vorgänger, wie es zuletzt noch sein Vater gethan hatte. Aber im Bunde mit den lombardischen Bischöfen war die Reform nur zu bekämpfen, und Heinrich selbst sollte bald inne werden, wie er trotz des gewaltigsten Kraftauf-

wandes vergeblich gegen eine Zeitströmung anrang, deren Gewalt er weit unterschätzte.

So erregt in den meisten deutschen Bisthümern die Stimmung gegen Hildebrand war, so wenig man ihm zu gehorsamen geneigt war, fand doch der Papst von Ravenna niemals dort willige Anerkennung. Nicht allein Benno von Osnabrück, sondern auch Dietrich von Verdun, so nahe Beide Heinrich standen, schwankten einige Zeit, ob sie sich nicht offen gegen Wibert erklären sollten. Nirgends war man königlicher als in Augsburg, aber die Beschlüsse von Brixen bezeichnete man dort als ebenso anmaßend wie unbesonnen. Sie lagen, wie man fühlte, nicht auf dem Wege, den Heinrich III. vordem zu Sutri eingeschlagen hatte, sondern auf jener abschüssigen Bahn, welche die Kaiserin einst in Basel zu ihrem Verderben betreten hatte. Mußte man auch den Gedanken an eine durchgreifende Kirchenreform, wie man sie einst vom Kaiserthum erwartet hatte, in den Wirren der Zeit aufgeben, die Reformideen, wie sie von Heinrich III. und Leo IX. angeregt waren und in den Schriften des Petrus Damiani den lebendigsten Ausdruck gefunden hatten, gingen deshalb in Deutschland nicht unter. Bald bildeten sich hier die Anfänge einer Partei, welche treu zu dem Könige hielt, aber doch nur den von den römischen Cardinälen Erwählten als den wahren Nachfolger Petri anerkannte, welche allein von der Eintracht Beider eine bessere Zukunft der Kirche erwartete und deshalb auf eine Aussöhnung des Kaiserthums mit der römischen Kirche bedacht war.

Diese Partei des Friedens hatte eine Zukunft, die Gegenwart gehörte dem Streit. Dem König stand ein Gegenkönig, dem Papst ein Gegenpapst gegenüber; Reich und Kirche waren gespalten, von den extremen Parteien zerrissen. Der Waffenkampf, bereits begonnen, mußte neues Leben und weitere Dimensionen gewinnen. Von dem Kriegsglück hing zunächst das Schicksal des Kaiserthums und des Papstthums ab. Traurig genug, daß auch die Zukunft der Kirche durch die Wechselfälle furchtbarer Bürgerkriege bedingt war. Aber auch das war nur eine Consequenz des gregorianischen Systems, welches die Kirche nicht vom Reiche löste, sondern nur tiefer in alle Zerwürfnisse desselben verflocht.

4.

Getäuschte Hoffnungen des Papstes und des Königs.

Der Angriffsplan des Papstes.

Der Peter- und Paulstag war gekommen, bis zu welchem Gregor den Fall Heinrichs verkündet hatte. Aber Heinrich stand aufrecht, und gerade an diesem Tage sah sich der Papst ein Abkommen zu treffen genöthigt, zu dem er sich nie verstanden hätte, wenn er sich nicht selbst in bedrängtester Lage befunden hätte. Wie oft hatten die Nachfolger Petri gegen die Normannen den Bann geschleudert! Und Niemand unter ihnen war häufiger von den Strafen Roms getroffen worden, als Robert Guiscard, der abtrünnige Vasall des apostolischen Stuhls. So lange Gregor auf dem Thron des Apostelfürsten saß, lebte er in Feindschaft mit dem kühnen Normannenherzog, der in Italien eine Macht bildete, welche Rom zu erdrücken drohte; stets hatte er ihn nur als einen verwegenen Räuber behandelt. Nun aber, als er mit Kaiser Heinrichs Sohn auf immer gebrochen, mußte er doch dem Sohne Tancreds von Hauteville die Hand zum Bunde reichen.

Der Vermittler dieses Bundes wurde der Abt Desiderius von Monte Cassino, ein Mann von jeher Robert ganz ergeben und deshalb früher dem Papste nicht unverdächtig. Das Kloster des Desiderius hatte schwer bei der Fehde zwischen Robert und Jordan von Capua gelitten und sich besonders über Jordans Gewaltthätigkeiten beim Papste beschwert; auch war Gregor mit Ernst gegen seinen Bundesgenossen, den Fürsten von Capua, eingeschritten und hatte ihn selbst mit dem Banne bedroht. Inzwischen kämpfte Robert den Aufstand seiner Vasallen nieder, und Jordan mußte daran denken, sich mit ihm abzufinden, wenn er nicht untergehen sollte. Der Fall Capuas wäre auch für den Papst gefahrvoll geworden; auch ihm mußte daran liegen, der Zwistigkeit der Normannen ein Ziel zu setzen, zumal vom Norden noch andere und schwerere Unwetter gegen Rom anzogen. Unter solchen Umständen kam Abt Desiderius nach Rom und bat den Papst, Robert Guiscard vom Banne zu lösen. Er fand Gehör und begab sich darauf mit mehreren Cardinälen zum Herzog, um ihn wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen.

Seitdem traten sich Gregor und Robert Guiscard mit jedem Tage näher; aus alten Feinden wurden Bundesfreunde.

Im Juni begab sich der Papst selbst nach Ceprano und hatte hier an der Grenze der Normannen mit Robert und anderen normännischen Großen eine Zusammenkunft. Robert bekannte sich jetzt als Vasall des Papstes; er versprach eidlich alle Rechte und Besitzungen des heiligen Petrus gegen Jedermann zu schützen, für die Sicherheit und ehrenvolle Stellung des heiligen Vaters Sorge zu tragen, bei einer Erledigung des apostolischen Stuhls den von den Cardinälen erwählten Nachfolger des heiligen Petrus zu unterstützen, alle Kirchen in seinem Machtgebiet Rom zu unterwerfen und von allen Besitzungen des heiligen Petrus, die in seinen Händen seien, jährlich einen festgestellten Zins zu zahlen. Außerdem machte sich Robert anheischig, in seiner ganzen Herrschaft von allem Land, welches er noch nicht an andere Normannen ausgethan habe, eine Lehnsabgabe zu zahlen, zwölf Denare von jedem Joche Ochsen, welche alljährlich Ostern abgetragen werden sollten; auch seine Nachfolger verpflichtete er zu diesem Zins. Gegen diese Versprechungen belehnte Gregor Robert als Herzog von Apulien, Calabrien und Sicilien. Auch in dem Besitz von Salerno, Amalfi und eines Theils der Mark von Fermo beließ er ihn vorläufig, nachdem diese Länder einmal Roberts Waffen zur Beute gefallen waren; endgiltige Bestimmungen über dieselben wurden von dem weiteren Verhalten des neuen Vasallen abhängig gemacht.

Es war eine weitverbreitete Meinung, daß der Papst Robert damals die Kaiserkrone versprochen habe. Aber schwerlich hat Gregor jemals dem Sohne Tancreds von Hauteville ein so gefährliches Versprechen gegeben. Ein Kind des Glücks, wie Robert war, hielt freilich Nichts für unerreichbar, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er auch an eine Kaiserkrönung in Rom dachte. Gerade in dieser Zeit waren indessen seine Blicke nicht so sehr auf Rom, wie auf Constantinopel gerichtet. Mit dem Kaiserreiche des Ostens hatte er schon vor mehreren Jahren vertraute Verbindungen geschlossen und seine Tochter dem Sohne und Erben Kaiser Michaels VII. vermählt *). An diese Heirath knüpfte er große Hoffnungen, welche die unsägliche Schwäche

*) Vgl. S. 251.

des Kaisers vereitelte. Fast ganz Klein-Asien ging an die Seldschucken verloren, die Völker an der Donau empörten sich und bedrohten mehr als einmal die Hauptstadt des Reichs, die Heere des Kaisers selbst wurden schwierig und warfen Gegenkaiser auf. Einer von diesen, Nicephorus Botaniates, machte endlich dem jämmerlichen Regiment Michaels ein Ende und verbannte den entthronten Kaiser mit seinem Sohne in ein Kloster. Der Normannenherzog gab deshalb seine Hoffnungen nicht auf. Sobald er den Aufstand seiner Vasallen niedergeworfen hatte, dachte er nur an einen großen Kriegszug gegen den Usurpator des Ostens, in dessen Kerker seine Tochter schmachtete. Er wollte sein Kind befreien und die Herrschaft in Constantinopel entweder dem ihm verschwägerten Geschlechte der Dukas zurückgeben oder lieber selbst in Besitz nehmen. In Italien ging damals das Gerücht um, daß Kaiser Michael seinen Feinden entronnen sei und die Hülfe des Normannenherzogs in Anspruch genommen habe. In der That lebte am Hofe zu Salerno ein landesflüchtiger Grieche, der sich fälschlich für Michael ausgab und den Robert als solchen anerkannte, obwohl ihm der Betrug nicht entgehen konnte. Er sollte dem Normannen als Mittel dienen, um sich selbst die Macht im Osten zu gewinnen.

Bei einem Angriff auf Constantinopel war es für Robert von großer Bedeutung, sich der Treue Apuliens und Calabriens zu versichern, da diese Länder so lange unter griechischer Herrschaft gestanden hatten und Constantinopel hier noch immer vielfache Verbindungen unterhielt. Stets war hier der Einfluß des Papstes gewichtig gewesen, und er allein schien jetzt auch eine Erhebung gegen die Normannenherrschaft verhindern zu können. Ueberdies mußte Robert aus diesen Ländern einen großen Theil seines Heeres nehmen, da er des Beistandes seiner normannischen Ritter keineswegs sicher war, und auch hierbei bedurfte er der Unterstützung des Papstes. Die Aussöhnung mit Rom stand deshalb mit Roberts Absichten gegen das Ostreich in enger Verbindung. Auch war der Papst diesen Absichten nicht entgegen. Schon hatte er über Botaniates den Bann ausgesprochen *) und konnte nun hoffen seine Strafgewalt auch in Constantinopel fühlbar zu machen. Neue Aussichten eröffneten sich ihm zugleich auf die Vereinigung der griechischen

*) Vgl. S. 462.

mit der lateinischen Kirche, dann auf einen gemeinsamen Kampf gegen die Ungläubigen an den heiligen Stätten; Lieblingsideen früherer Tage tauchten aus der Vergessenheit auf*). Ob er den Betrug des falschen Michael durchschaute, wissen wir nicht; sicher ist nur, daß er ihm und Robert seinen Beistand zusagte und die Bischöfe Apuliens und Calabriens ihnen jede Unterstützung zu gewähren anwies.

Aber ganz andere Rücksichten waren es doch, die Gregor zu der Aussöhnung mit den Normannen zunächst bestimmten. Vor Allem lag ihm daran, durch sie ein Heer gegen Wibert und die schismatischen Bischöfe der Lombardei zu gewinnen. Deshalb rief er zu derselben Zeit die Bischöfe Unteritaliens auf, auch ihm mit ihren Gebeten und mit der That Beistand zu leihen, und zwar gegen den Häresiarchen und Antichrist von Ravenna, da Heinrich mit diesem das alte Spiel, welches er einst mit Cadalus so jämmerlich getrieben habe**), jetzt von Neuem beginne. Das schmähliche Ende des Cadalus schien ihm freilich Beweis genug, welchen Ausgang auch dieses Schisma nehmen müsse. „Die unheilbare Wunde, welche das Schwert des heiligen Petrus den Abtrünnigen geschlagen hat — so schreibt er den Bischöfen — liegt von der Sohle bis zum Scheitel bloß, und doch genügt sie den Gottlosen nicht. Wir verachten sie um so mehr, je höher sie glauben gestiegen zu sein, und hoffen, daß ihr Untergang nicht lange sich verzögern wird." Gregor ruhte fortan keinen Augenblick, um einen großen Waffenbund zur Vertheidigung des Stuhls Petri gegen Wibert zum Abschluß zu bringen. Nicht nur Robert Guiscard, auch Jordan von Capua und die anderen Normannenführer vermochte er zu einem eidlichen Versprechen, der römischen Kirche mit ihren Waffen zu dienen; auch mehrere Herren in der Campagna und in Tuscien ließen sich zu ähnlichen Zusagen bewegen.

Im Sommer 1080 stand der Papst an der Spitze eines großen Bundes in Italien und hoffte mit den Kräften desselben sogar alsbald selbst die Schismatiker angreifen zu können. Er erließ ein feierliches Manifest an alle Getreuen des heiligen Petrus mit der Ankündigung eines Kriegszugs gegen Ravenna, den er im September, sobald die kühlere

*) Vgl. S. 243—251.

**) Gregor wußte am besten, daß Heinrich an Cadalus Erhebung ganz unschuldig gewesen war.

Jahreszeit eintrete, eröffnen wollte. Er hoffe, sagte er, jene Stadt den Händen der Gottlosen zu entreißen und dem heiligen Petrus wieder zu gewinnen, denn er verachte die Anschläge der Abtrünnigen und erwarte, daß Alle auf deren Hochmuth mit gleicher Verachtung herabsähen und sich von dem baldigen Untergange derselben überzeugt hielten. „Haltet fest an der Hoffnung, daß binnen Kurzem die Wirren der Kirche durch den verdienten Sturz der Verruchten beseitigt, binnen Kurzem der Friede wieder hergestellt sein wird; wir versprechen es euch im Vertrauen auf Gott."

Jene Ergüsse eines geängstigten Herzens, welche uns sonst nicht selten in den Briefen des Papstes begegnen, finden sich in dieser Zeit nirgends. Nur Muth und Vertrauen spricht aus allen seinen Erlassen. So schlecht sich seine erste Prophezeiung erfüllt hatte, wird er nicht müde den nahen Untergang der Widersacher zu verkünden. Er baut auf die unmittelbare Hülfe des Himmels. Als damals die Gebeine des Apostels Matthäus zu Salerno aufgefunden sein sollten, sieht er darin ein Zeichen göttlicher Huld; schon, meint er, liefen die Getreuen, den Stürmen entronnen, in den sicheren Hafen ein. Aber auch auf die Menschen rechnet er im Kampf gegen den Antichrist. An der Spitze der Normannen hofft er selbst gegen Wibert, das Geschöpf des deutschen Königs, in das Feld zu rücken; an seinem Siege hegt er nicht den leisesten Zweifel.

Gregors Angriffsplan war nicht auf Italien beschränkt. Vor Allem zählte der Papst auch auf den Beistand seiner Freunde in Deutschland. Die Sachsen hatten durch die neue Excommunication endlich ihre Absichten erreicht: ihrer und des ganzen Anhangs des Gegenkönigs schien er jetzt völlig sicher, und mit jedem Tage, hoffte er, würde sich die Zahl derer mehren, die von dem verfluchten Könige abfielen. Indem er selbst Wibert angreifen wollte, sollten die Getreuen des heiligen Petrus in Deutschland Heinrich mit verstärkter Macht darnieder halten und vernichten. Zunächst schien es wichtig, das Schwabenland ganz dem König und dem von ihm eingesetzten staufenschen Herzog zu entreißen. Das war die bedeutendste Aufgabe, welche Gregor Altmann von Passau zugewiesen hatte, als er ihn unlängst zu seinem ständigen Legaten in Deutschland bestellte. Mit dem Feuereifer, den er schon so oft für die Sache Roms bewiesen, war auch Altmann sogleich an das Werk gegangen. Während Welf und Berchthold die schwäbischen Herren, welche

zu Heinrich hielten, aus dem Lande zu vertreiben suchten, zog er selbst gegen die Bischöfe Schwabens aus, von denen noch keiner die königliche Sache verlassen hatte. In Konstanz ließ er einen Gegenbischof wählen. Als man ihm dann in Augsburg die Aufnahme verweigerte, führte er am 11. Juni bewaffnete Schaaren gegen die Stadt. Die Vorstädte wurden zerstört, die Peterskirche eingeäschert. Noch lange dachte man zu Augsburg an diese Verwüstung, welche der König und Herzog Friedrich, damals auf dem Wege nach Brixen, nicht hatten hindern können. Während Gregor noch zum Kriege rüstete, stand sein Legat in Deutschland schon in den Waffen, und Wilhelm von Hirschau predigte mit seinen Mönchen eifriger als je den Aufstand gegen den König im Banne.

Und nicht allein durch innere Kriege hoffte Gregor Heinrich zu bewältigen, auch äußere Feinde suchte er zu einem Angriff auf ihn zu bewegen. Allerdings war Philipp von Frankreich nicht der Mann, auf den er sein Vertrauen setzen konnte. Mehr als von dem Capetinger erwartete er von den Königen des Nordens, namentlich von Wilhelm von England. Aber bald genug erkannte er, daß er sich in dieser Erwartung getäuscht hatte.

Wieviel König Wilhelm auch dem Beistande Roms und besonders Hildebrand zu danken hatte, mit großer Festigkeit hatte er seine Selbstständigkeit gegen den apostolischen Stuhl zu behaupten gewußt. Lange durften die englischen Bischöfe nicht einmal die römischen Synoden besuchen, der Peterspfennig fiel aus, und der Papst sah sich endlich bewogen einen besonderen Legaten nach England zu senden, um den König an seine Pflicht zu erinnern und zugleich die Leistung des Lehneids für ein Reich, welches unter der Fahne des heiligen Petrus erobert, von ihm zu verlangen. Die Zahlung des Peterspfennigs erfolgte darauf, aber den Lehnseid verweigerte der König mit voller Entschiedenheit. So aufgebracht der Papst hierüber war, nahm er doch Anstand in gewohnter Weise gegen einen Fürsten vorzugehen, dessen gute Dienste er nicht entbehren zu können glaubte. Vielmehr ging alsbald Botschaft über Botschaft nach England, um den König und dessen Gemahlin in Güte zu gewinnen. Die Briefe des Papstes an Wilhelm aus dieser Zeit sind noch merkwürdiger durch das, was sie verschweigen, als durch das, was sie sagen. Der Papst erinnert an die alte Freundschaft, an seine persönlichen Verdienste um den König, er dringt auf Gegendienste, welche

die bedrängte Kirche von ihrem bevorzugten Sohne erwarten müsse, und verweist auf mündliche Aufträge, die er seinen Boten in dieser Beziehung mitgegeben hatte. Man wird schwerlich in der Vermuthung irren, daß diese Gegendienste in Waffenrüstungen für Rom und vor Allem in Angriffen auf Heinrich bestehen sollten. Seit Jahren fürchtete man einen Einfall Wilhelms in die niederrheinischen Länder*), und gewiß hätte man dem Normannen von Rom gern noch einmal eine heilige Fahne geschickt, wenn er sich zu einem solchen Einfall jetzt verstanden hätte. Aber Wilhelm zeigte wenig Lust sich noch einmal unter die Fahne Roms zu stellen und zu einer Machterhöhung des heiligen Vaters die Waffen zu leihen. Er blieb ein kühler Zuschauer der Kämpfe, die Deutschland aufregten, und nicht minder ruhig betrachtete sie Lanfrank, der geistliche Rath des Königs. Einst ein hitziger Vorfechter der Reform, hatte sich der Erzbischof von Canterbury Gregor und den Gregorianern mehr und mehr entfremdet; es fehlte wenig, daß er sich nicht offen auf die Seite ihrer Gegner stellte.

Auch mit Dänemark stand Gregor in lebhafter Verbindung. Harald Hein, der Sohn Svend Estrithsons, hatte es besonders dem Papste zu danken, wenn er sich gegen seine Brüder und Olaf von Norwegen in der Herrschaft über Dänemark behauptet hatte. Es war um die Osterzeit 1080, daß Gregor ihm eine Botschaft sandte, ihm alle Wohlthaten Roms in Erinnerung brachte und dafür den Lohn des Gehorsams verlangte. Wie Harald diesen auch abstatten sollte, er vermochte es nicht. Er starb, ehe noch die Botschaft an ihn gelangt war, und ihm folgte sein Bruder Knud. Dieser war sonst wohl ein Mann nach dem Sinne Gregors, der Begründer der bischöflichen Privilegien unter den Dänen, aber zu einem Kampfe für Rom gegen Heinrich hätte er sich nimmer bewegen lassen. Lebhaft beschäftigte ihn der Gedanke, England wieder unter die dänische Herrschaft zu bringen; der Streit zwischen Kaiserthum und Papstthum in Deutschland berührte ihn wenig.

Von den Mächten des Nordens hatte, wie man sieht, Gregor wenig zu hoffen und Heinrich wenig zu fürchten. Und nicht anders war es im Osten. Zu neuem Glanze hatte sich hier auf kurze Zeit die Polenherrschaft erhoben. König Boleslaw II. waltete nicht nur frei in

*) Vgl. S. 297.

seinem Reiche, sondern war auch allen seinen Nachbarn furchtbar; am furchtbarsten dem Böhmen, denn der alte Gegensatz zwischen der lechischen und czechischen Macht hatte sich aufs Neue geschärft. Während Herzog Wratislaw die Schlachten Heinrichs mitschlug, war der Polenkönig mehr auf die Seite Gregors und Rudolfs getrieben worden: aber er hatte deshalb nicht selbst Antheil an den deutschen Kämpfen genommen, vielmehr seine Waffen nach dem fernen Osten gerichtet, wo lohnendere Siege seiner harrten. Großfürst Isäslaw war von seinen Brüdern aus Kiew abermals vertrieben worden*), und abermals führte ihn Boleslaw zurück; er brachte den hergestellten Fürsten in eine ähnliche Abhängigkeit von sich, wie die war, in welcher Ladislaw von Ungarn stand. Mitten in großen Erfolgen kam Boleslaw unerwarteter Weise zu Falle. Seine Macht mißbrauchend, reizte er den Widerstand im eigenen Volke. Die Szlachta verweigerte ihm den Dienst, der Bischof Stanislaus von Krakau, selbst der Szlachta entsprossen, trat dem Tyrannen mit dem Kirchenbann entgegen und sank, ein Opfer seiner Kühnheit, von des Königs eigener Hand am Altare erschlagen. Aber Boleslaw hatte damit zugleich den verderblichsten Streich gegen sich selbst geführt. Ueberall erhob sich der Aufstand, flüchtig mußte er das Reich verlassen und ein Asyl bei seinem früheren Schützling in Ungarn suchen, das rebellische Land aber seinem Bruder Wladislaw überlassen.

Im Sommer 1079 war so das mächtigste Reich des Ostens zusammengebrochen, und die Wirkungen seines Sturzes machten sich weithin fühlbar. Niemand gewann mehr durch denselben, als der Böhmenherzog, der treueste Bundesgenosse König Heinrichs. Konnte der Böhme auch, in die deutschen Händel immer von Neuem verwickelt, nicht zu einem unmittelbaren Angriff auf Polen und Ungarn schreiten, so hielt er doch die Fürsten beider Länder jetzt so in Furcht, daß sie dem Papste und dem Gegenkönig nicht zu nützen, Heinrich nicht zu schaden vermochten. Gregor hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, den Böhmenherzog für Rom zu gewinnen, aber alle Verhandlungen mit ihm scheiterten, wohl weniger deshalb, weil der Böhme fest an der Kirchenliturgie in der Landessprache hielt, als weil seine ganze Stellung ihn an Heinrich verwies, der überdies jeden Dienst ihm und seinem Hause auf das Reichlichste vergalt.

---

*) Vgl. S. 401.

Einst konnte es scheinen, daß es dem reformirten Papstthum gelingen würde, die Fürsten des Abendlands gegen das deutsche Kaiserthum zu verbinden, um nach dem Sturze desselben sie um den Stuhl des heiligen Petrus als dienstwillige Vasallen zu schaaren. Aber schon sah Gregor, daß diese Herren der Welt dem Apostelfürsten und seinen Nachfolgern doch nur einen sehr bedingten Gehorsam schuldig zu sein glaubten, daß ihre eigenen Interessen ihnen mehr galten, als der Sieg des priesterlichen Roms. Der Abfall Heinrichs und Wiberts von Rom lag offen vor den Augen der Welt, aber außerhalb Deutschlands regte sich keine Hand, um die Abtrünnigen zu bestrafen. Gleichgültig sah man in den meisten Ländern der Entwickelung des inneren Kriegs in Italien und Deutschland zu; an vielen Orten blieb man lange unentschieden, ob man Gregor oder Wibert als Papst anerkennen solle. Selbst in Frankreich, einst der Wiege der Reform, war die Stimmung Gregor nicht eben günstig. Auf der weltbeherrschenden Höhe, zu welcher Hildebrand das reformirte Papstthum erhoben, hatte es sich nicht erhalten können; sobald Roms Forderungen und Ansprüche hervortraten, begann die Auflehnung, und nur in seltenen Fällen erzwangen die Anatheme Gehorsam.

Ohne seinen Anhang in Deutschland wäre Gregor bald völlig verlassen gewesen. Denn auch jener Bund, den er in Italien gegen Wibert geschlossen, bot ihm schließlich keine Hülfe. Das Heer, mit welchem er im September gegen Ravenna ausziehen wollte, trat gar nicht zusammen. Die Normannen und die anderen Fürsten der Halbinsel, welche ihm Beistand zugesagt, hielten nicht Wort; Robert Guiscard dachte nur an Constantinopel und die bevorstehenden Kämpfe im Osten. Allein die große Gräfin bewährte Gregor auch jetzt ihre Treue, ja fester als je schloß sie sich ihm an, nachdem auch das letzte Band, welches sie an Heinrich gefesselt hatte, gelöst war. Aber sie war zugleich machtloser als je, nicht einmal in ihren eigenen Besitzungen sicher. Widerspänstige Vasallen erhoben sich, und der Gegenpapst, der ein stattliches Heer bereits gesammelt, zog drohend gegen ihre Burgen heran.

Und doch verzagte Gregor nicht. Wunderbar genug, er hoffte sogar noch immer auf den baldigen Sieg einer Sache, für die Niemand den Arm erheben wollte. In einem Schreiben vom 22. September verkündete er abermals seinen Anhängern in Deutschland den nahen Untergang der Feinde, den nahen Triumph des heiligen Petrus. Aber auch

dort hatten Rudolf und Altmann bisher kaum nennenswerthe Erfolge erzielt. Nur ein unbestreitbarer Sieg des Gegenkönigs konnte der Sache Gregors noch aufhelfen; er rechnete auf eine große Entscheidung, welche in den nächsten Tagen jenseits der Alpen eintreten werde. Sie trat ein, aber anders, als er sie erwartet hatte.

Das Ende König Rudolfs.

Sobald Heinrich von Brixen zurückgekehrt war, hatte er neue Rüstungen gegen die Sachsen begonnen. Schon im Juli war er zu Nürnberg mit diesen Rüstungen beschäftigt, dann im August und September zu Mainz. Ein bedeutendes Heer sammelte sich hier um ihn. Herzog Friedrich von Schwaben stieß zu demselben, wie mehrere schwäbische Bischöfe. Am zahlreichsten hatten sich die Baiern, nächst ihnen die Lothringer gestellt. Unter den geistlichen Herren aus den rheinischen Gegenden ragten die Erzbischöfe von Trier und Köln besonders hervor, unter den weltlichen jener Graf Heinrich von Laach, der wenige Jahre später zum Pfalzgrafen in Lothringen erhoben wurde. Von den anwesenden Bischöfen — man zählte ihrer sechszehn — ließ Heinrich die Wahl Wiberts noch ausdrücklich bestätigen, ehe er mit dem Anbruch der kühleren Jahreszeit das Heer gegen den Feind führte. Er nahm dann seinen Weg durch Hessen und Thüringen auf das Thal der oberen Unstrut, gleich als wolle er hier zum dritten Male dem Feind begegnen.

Die Sachsen erwarteten ihn hier, hatten den Fluß bereits überschritten und bei einem Ort, der Caucul genannt wird*), eine feste Stellung genommen. Auch sie waren gut gerüstet, und es hob ihren Muth, daß sie jetzt gegen einen von der Kirche abermals Verfluchten ihre Schwerter schärften. Fast das ganze Sachsenland hatte sich noch einmal erhoben; ein gewaltiges Heer war ausgezogen, der Adel zu Roß, die Bauern zu Fuß. Heinrich trug Bedenken sich mit solcher Masse in einen Kampf einzulassen; durch List suchte er deshalb das feindliche Heer zu theilen. Heimlich entsandte er einige Reiterschaaren über die Unstrut, die im Rücken des Feindes mehrere Dorfschaften in

*) Gewöhnlich sieht man in Caucul das jetzige Groß-Keula, welches aber zu sehr in nördlicher Richtung liegt; ich denke an Küllstadt, südlich von Dingelstädt.

Brand steckten und dann unbemerkt zu ihm zurückkehrten. Die List gelang. Die Sachsen fürchteten umgangen zu sein, besorgten, Heinrich möchte in ihrem Rücken ein Heer gegen Goslar führen, und ein großer Theil brach auf, um Haus und Hof zu schützen. Die Streitmacht Rudolfs war zersplittert, ehe es zum Kampfe gekommen war.

Heinrich schlug, sobald er seine Absicht erreicht sah, schleunig die östliche Straße durch Thüringen ein; er wollte sein Heer mit den Schaaren, welche ihm der Böhmenherzog und Markgraf Ekbert zuführen sollten, in den Gegenden an der Saale vereinigen, dann aber über Merseburg und Magdeburg in das östliche Sachsen eindringen. Unbehindert kam er bis Erfurt, welches aufs Neue verwüstet wurde; erst als er weiter bis in das Gebiet von Naumburg vorrückte, fand er Rudolf mit einem Heere in seiner Nähe. Sobald nämlich die Sachsen Heinrichs Plan erkannt hatten, war der größere Theil ihres Heeres in Eilmärschen das Unstrutthal herabgezogen und hatte Naumburg noch zur rechten Zeit besetzt. Der Marsch war mit solcher Schnelligkeit ausgeführt worden, daß die Fußgänger meist nicht folgen konnten, auch die Pferde gelitten hatten.

Als Heinrich den Feind vor sich sah, ging er über die Saale und rückte bis zur Elster vor, an deren hohem Ufer er das Heer ein Lager aufschlagen ließ. Die Sachsen folgten unverweilt, und Heinrich glaubte einem Kampfe nicht länger ausweichen zu dürfen. In Schlachtordnung rückte er in der Frühe des folgenden Tages — es war der 15. October — ihnen entgegen, und auch sie machten sich sofort zum Kampfe bereit. Sie hatten nur wenig Fußvolk; sie ergänzten es, indem die Ritter, deren Pferde ermüdet waren, sich zu Fuß an die Seite der Bauern stellten. So zogen sie aus, während ihre Bischöfe den Psalm anstimmen ließen: „Gott stehet in der Gemeine Gottes und ist Richter unter den Göttern“ *). In geschlossenen Reihen einander näher rückend, kamen beide Heere bald an einen Sumpf, Grona damals genannt **), durch den

*) Psalm 82.

**) Der Rest jenes Sumpfs ist der kleine Grunaubach zwischen Pegau und Mölsen. Der Bach fließt jetzt in einem kaum zwei Schritte breiten Bette, ist aber von beiden Seiten von Wiesen umgeben, die künstlich entwässert sind. In der Gegend von Mölsen, wie bei dem in südwestlicher Richtung liegenden Röbliß sind neuerdings Lanzenspitzen, Sporen u. s. w. unter der Erde in großer Menge gefunden worden. Das Schlachtfeld liegt nur wenige Stunden südlich von Lützen und Groß-Görschen.

keine Furt zu finden war. Schmähreden und Herausforderungen ertönten von hüben und drüben, aber mit den Waffen konnte man sich nicht erreichen. Endlich machten die Sachsen eine Schwenkung in südlicher Richtung und zogen nach dem Ende des Sumpfs, der nicht weit ab lag; sofort schlug Heinrichs Heer dieselbe Richtung ein. In der Nähe von Hohen-Mölsen trafen endlich die beiden Heere zusammen, hier kam es zu dem hitzigsten Kampfe.

Das Waffenglück schwankte längere Zeit. Heinrichs Schaaren trieben anfangs die Sachsen zurück, und die Bischöfe im Lager an der Elster erhielten bereits Kunde von einem vollständigen Siege ihres Königs, so daß sie mit ihren Klerikern das Te Deum begannen. Da brachte man den Grafen Rapoto von Vohburg, aus dem Geschlechte der Pfalzgrafen von Baiern *), todt in das Lager zurück, und die Träger der Leiche ließen den Schreckensruf erschallen: „Fliehet! fliehet!“ Schon ergoß sich auch ein Strom von Flüchtigen in das Lager. Otto von Nordheim hatte sich an der Spitze des geringen, aber wohlgerüsteten Fußvolks den vordringenden Baiern entgegengeworfen und sie zu Paaren getrieben; er verfolgte sie bis zum Lager, welches sie spornstreichs durcheilten, um sich über den Fluß zu retten. Das sächsische Fußvolk wollte sogleich das Lager plündern, aber Otto fürchtete bei dem noch ungewissen Ausgang des Tages abgeschnitten zu werden und führte seine Schaar deshalb auf den Kampfplatz zurück. In der That hatten sich hier die Lothringer unter Heinrich von Laach behauptet, sie glaubten sogar des Sieges bereits sicher zu sein und sangen das Kyrie eleison. Auf einen neuen Angriff waren sie nicht gefaßt. Als daher Otto mit seiner Schaar unerwartet gegen sie anstürmte, geriethen sie in Verwirrung, wandten alsbald den Rücken und eilten, von Otto verfolgt, der Elster zu. Manche fanden in dem Flusse den Tod, Andere kamen auf die andere Seite desselben, mußten aber ihre Rosse, die sie auf den hohen Uferrand nicht in Eile bringen konnten, dem Feinde preisgeben.

Heinrichs Heer war in vollständiger Auflösung. Was nicht dem Schwerte der sächsischen Ritter oder den Aexten und Knütteln der Bauern erlegen war, fiel meist in Gefangenschaft oder fand in der Elster den Tod. Nur spärliche Reste des königlichen Heeres hatten sich

*) Wahrscheinlich derselbe Rapoto, der als Unterhändler Gregors vielfach eine wichtige Rolle gespielt hatte.

mit dem Könige selbst über den Fluß gerettet. Das ganze Lager Heinrichs fiel unvertheidigt in die Hände der Sachsen. Sie machten eine unermeßliche Beute an Geld, an Gold- und Silbergeräthen, an Rossen, Waffen und kostbaren Gewanden. „Was die Unstrut an uns, da wir besiegt wurden, gefehlt hatte," sagt Bruno, der bei dem Kampfe wohl Augenzeuge war, „das vergalt uns doppelt die Elster; denn dort verloren wir auf der Flucht nur unsere eigene Habe, hier nahmen wir den fliehenden oder erlegten Feinden nicht nur ihr Eigenthum ab, sondern erhielten auch Alles, was sie uns einst geraubt hatten, zurück."

Als der glücklichste Sieger kehrte Otto von Nordheim in das sächsische Lager zurück, aber er fand dort gewaltige Bestürzung. König Rudolf hatte sich selbst mitten in den Kampf gestürzt und zwei schwere Wunden davon getragen. Die rechte Hand war ihm abgehauen, und ein so gewaltiger Streich hatte den Unterleib getroffen, daß man sein Ende nahe wußte. Man hatte ihn in das Lager zurückgebracht, und hier empfing er alsbald die Kunde, daß die Sachsen aller Orten gesiegt hätten. „Nun dulde ich gern," sagte er, „was der Herr über mich beschlossen hat." Er tröstete die Umstehenden, die ihm rührende Beweise ihrer Anhänglichkeit gaben; auch wenn ihm beide Hände fehlten, erklärten sie, würden sie, wofern ihm Gott nur das Leben ließe, keinen Anderen als König in Sachsen anerkennen. In den Armen seiner Getreuen verschied er; wie es scheint, noch am Abend des Schlachttages.

Die Leiche ihres Königs brachten die Sachsen nach dem nahen Merseburg, wo sie im Dome ehrenvoll bestattet wurde. Das Grab wurde bald nachher durch einen Leichenstein bezeichnet, den man noch jetzt dort sieht. Derselbe trägt eine prunkvolle Inschrift, welche den Sachsenkönig Karl dem Großen mit wenig Recht zur Seite stellt. Sie schließt:

Da, wo die Seinen gesiegt, fiel er als ein heiliges Opfer.
Leben war ihm der Tod, den für die Kirche er litt.

War er wirklich für die Kirche gestorben? Man wird mit Fug Zweifel hegen, ob der Glaubenseifer ihn eine Krone aufzusetzen trieb, die für ihn allerdings wenig mehr als eine Dornenkrone war. Sein ganzes Leben ist mehr das eines Mannes, der vom weltlichen Ehrgeiz bestimmt wird, als das eines Gerechten. Hofgunst machte den Burgunder zum Herzog von Schwaben und Gemahl einer Kaiserstochter,

Rebellion zum Sachsenkönig. Ein unstäter Sinn trieb ihn weiter und weiter von der Stelle, die ihm die Natur angewiesen hatte; in der Fremde unter Fremden ereilte ihn ein früher Tod. Seinem Sohn hinterließ er das Herzogthum Schwaben, aber niemals hat dieser dort eine feste Stellung gewonnen. Bald verscholl das Geschlecht der Rheinfelder von dem deutschen Boden, ohne ein rühmliches Andenken zu hinterlassen.

Heinrich hatte in der Schlacht die empfindlichsten Verluste erlitten. Nur ein kleiner Theil seines Heeres war dem Verderben entronnen, und auch dieser war völlig entmuthigt. Als der König die Böhmen an sich ziehen wollte, um doch noch einen Einfall zu wagen, weigerte sich seine Mannschaft entschieden ihm weiter gegen den Feind zu folgen, so daß er sie entlassen mußte. Dennoch bot ihm der Tod des Gegenkönigs Vortheile, wie sie ihm kaum ein Sieg gewährt haben würde.

In jedem unerwarteten Todesfalle fand jene Zeit ein Gottesurtheil, und das Ende Rudolfs schien ihr ein Zeichen himmlischer Rache, wie man es niemals deutlicher gesehen hatte. Mit Schaudern gedachte man der abgehauenen Rechte. Noch jetzt wird Niemand in Merseburg die zerfressenen Reste jener Hand ohne innere Bewegung berühren, noch jetzt treten bei ihrem Anblick uns die Folgen des Meineids mit furchtbarer Gewalt vor die Seele. Welche Gefühle mußte da erst bei den Zeitgenossen Alles erregen, was man von dem Gottesurtheil berichtete! Und diese todte Hand verurtheilte nicht allein Rudolf, sondern auch die, welche ihn erhoben hatten. Sterbend sollte er zu den ihn umstehenden Bischöfen gesagt haben: „Sehet, das ist die Hand, mit welcher ich meinem König Treue geschworen. Ich verlasse jetzt sein Reich und das Leben, aber ihr, die ihr mich seinen Thron besteigen hießet, sehet wohl zu, ob ihr mich, der ich euch nur folgte, auf den rechten Weg geführt habt.“ Rudolf sollte damit den schwersten Theil seiner Schuld auf jene Bischöfe gewälzt haben, die ihn zu Forchheim gewählt hatten. Und wenn er es nicht that, so thaten es doch Andere und fanden Beistimmung. Die Achtung vor den Bischöfen, welche den von Gott jetzt als meineidig Verurtheilten erhoben hatten, schwand in weiten Kreisen, zugleich die Achtung vor der Sache, die sie vertraten. Und überdies erschien Rudolfs Tod auch als ein Verdammungsurtheil für jenen Papst, den sie als einen neuen Heiligen priesen. Mehr als einmal hatte er Rudolf Sieg und Leben, Heinrich Tod und Verderben verkündigt: Rudolfs

Grab erwies ihn jetzt abermals als einen falschen Propheten. Gott selbst, meinte man, habe auch ihn verurtheilt, die Beschlüsse von Brixen könnten keine bessere Rechtfertigung finden. So bestärkten sich Heinrichs Anhänger in der Meinung, die sie immer verfochten hatten; Manche, die bisher geschwankt hatten, ergriffen jetzt offen für den rechtmäßigen König Partei; man hegte wohl gar die Hoffnung, daß sich bald ganz Deutschland ihm wieder unterwerfen würde.

Aber weder die Sachsen, noch die vertriebenen Bischöfe und die entsetzten Herzöge dachten an Unterwerfung. Sie waren jetzt nach einer gewonnenen Schlacht am wenigsten geneigt sich dem verhaßten Feinde zu beugen, gegen dessen rücksichtslose Härte sie keinen Schutz, als ihre Schwerter, mehr hatten. Auch stand ihre Sache nicht so ungünstig. Sachsen war ganz in ihren Händen, und in Schwaben waren Welf und Berchthold dem Staufener mit seinem bischöflichen Anhang noch immer vollauf gewachsen. Es war keine Frage, daß die Partei des Gegenkönigs ihn überleben würde, dennoch hatte sie unverkennbar durch seinen Tod einen schwer zu verwindenden Schlag erlitten. Es zeigte sich dies sogleich, als man an die Wahl eines Nachfolgers dachte. Daß eine solche zu treffen sei, war keinen Augenblick zweifelhaft, aber man schwankte lange, wen man zu wählen habe.

Die Partei, welche Rudolf anerkannt hatte, war nicht so gleichartig, wie es auf den ersten Blick wohl scheinen möchte. Die Hauptmasse bildeten die Vorfechter der sächsischen Freiheit, neben ihnen standen Vertheidiger der fürstlichen Gerechtsame und endlich Anhänger der neuen Ansprüche Roms. Sie alle hatten sich Rudolf untergeordnet, da ihn seine Energie und die Verhältnisse weit über jede andere Persönlichkeit erhoben, auf welche man rechnen konnte; ihre besonderen Interessen hatten sie seiner Sache gleichsam zum Opfer gebracht. Aber die eigenen Interessen traten sogleich wieder hervor, als es sich um die Wahl eines neuen Königs handelte, und viel schroffer jetzt, als einst in Forchheim. Die Sachsen wollten jetzt keinen Anderen, als Otto von Nordheim, ihren Kriegshelden, einen Mann reifster Erfahrung, auf den Thron erheben. Unzweifelhaft wäre es die beste Wahl gewesen, doch sagte sie weder den Schwaben noch den eifrigen Gregorianern zu. Berchthold und Welf verlangten einen König, der ihnen die Herrschaft in Baiern und Schwaben verbürgte; die römisch gesinnten vertriebenen Bischöfe wollten einen Herrn, der sich Rom unterwürfe und Macht genug besäße, sie in

ihre Sprengel zurückzuführen und ganz Deutschland dem Willen des Papstes dienstbar zu machen. Eine Einigung war schwer zu erzielen; ehe sie nicht erreicht war, schien aber jede Action der Partei gelähmt.

Heinrich wußte dies und suchte den günstigen Augenblick zu benutzen. Im Anfang des December sammelte er in den mittelrheinischen Gegenden ein mäßiges Heer; er hoffte damit ohne Widerstand in Sachsen einrücken und das Weihnachtsfest in Goslar feiern zu können. Die Sachsen waren gerade in Berathungen über die Königswahl vertieft, als sie vernahmen, daß Heinrich mit Waffenmacht anrücke. Sogleich brachen sie auf und brachten in drei Tagen ein Heer zusammen, mit dem sie dem König entgegentreten konnten. Heinrich sah seine Absicht vereitelt, auf einen neuen ernsten Kampf wollte er es nicht ankommen lassen, er hielt für das Beste seine Schaaren zu entlassen. Noch einmal machte er jetzt einen Versuch, sich mit den Sachsen gütlich zu verständigen. Er ließ ihnen sagen: da sie ja einen besonderen König haben wollten, möchten sie seinen Sohn wählen; er wolle in diesem Falle ihnen eidlich versprechen, nie selbst wieder nach Sachsen zu kommen. So weit es ihm möglich war, schien er dem Sachsenthum entgegenzukommen, und gewiß werden Manche der sächsischen Herren dem Vorschlage nicht abgeneigt gewesen sein. Aber Otto von Nordheim und die ersten Männer des Landes ließen sich doch nicht für denselben gewinnen. „Oft habe ich," sagte Otto, „von einem bösen Bullen ein böses Kalb gesehen; mich verlangt weder nach Vater noch Sohn." Heinrichs Anerbieten wurde zurückgewiesen; die Sachsen blieben in kriegerischer Haltung.

Das Jahr ging zu Ende, ohne daß Heinrichs Widersacher sich über die Wahl eines neuen Oberhaupts geeinigt hatten. Der König glaubte sie schon ihrer eigenen Zwietracht überlassen zu dürfen. Ihn trieb es über die Alpen; er hatte Wibert nach Rom zu führen versprochen, wollte den verwegenen Mönch, der abermals den Bann gegen ihn geschleudert, züchtigen und sich in St. Peter von dem Papst, den er selbst eingesetzt, als Kaiser gekrönt sehen. Schon rüstete er zu seiner Romfahrt, die schon über ein Jahrzehnd immer von Neuem beabsichtigt und immer von Neuem ausgesetzt war; es lag ihm nur an Vorkehrungen, daß seine Anhänger in Deutschland nicht schutzlos ihren Feinden preisgegeben wären. Aus diesem Grunde bot er zunächst den Sachsen jetzt einen Waffenstillstand an. Sein Anerbieten wurde nicht völlig zurückgewiesen,

doch sollten Vertrauensmänner von beiden Seiten die Bedingungen des Waffenstillstands erst näher feststellen.

In einem Walde bei Kaufungen an der Weser traten zu Anfang des Februar die Vertrauensmänner zusammen. Von Heinrichs Seite waren die Erzbischöfe Siegwin von Köln, Eigilbert von Trier, nebst den Bischöfen Robert von Bamberg, Huzmann von Speier, Konrad von Utrecht und einem ritterlichen Gefolge erschienen; von Seiten der Sachsen hatten sich die Erzbischöfe Siegfried von Mainz, Gebhard von Salzburg, Hartwich von Magdeburg, die Bischöfe Poppo von Paderborn und Udo von Hildesheim eingestellt, von einer großen Menge sächsischer Herren und Ritter begleitet. Die sächsischen Abgesandten verlangten sogleich Oeffentlichkeit der Verhandlung; die Abgeordneten des Königs willigten ein, aber erst nach einigem Zögern.

Kaum war die Oeffentlichkeit zugestanden, so ergriff Erzbischof Gebhard das Wort, um den Verhandlungen eine unerwartete Wendung zu geben. Nicht Waffenruhe verlangte er, sondern vollständigen Frieden. Er und die Seinen seien bereit, sagte er, Heinrich als König anzuerkennen, wenn man sie überzeugen würde, daß sie dabei nicht die Religion verletzten; wäre dies nicht möglich, so wollten sie dagegen durch auf die heilige Schrift gegründete Beweise darthun, daß Heinrich nicht mehr nach dem Recht das Reich regieren könne. Die Abgeordneten des Königs erklärten, daß sie zu Verhandlungen von solcher Tragweite keine Vollmacht hätten und sich auf eigene Hand nicht auf eine Sache einlassen könnten, die nicht allein sie, sondern auch den König und das ganze Reich auf das Tiefste berühre; nur einen Waffenstillstand abzuschließen hätten sie Auftrag, und zwar bis zur Mitte des Juni; bis dahin würde sich dann auch wohl Gelegenheit finden, über die in Anregung gebrachte Angelegenheit auf einem allgemeinen Reichstage zu verhandeln. Die Absicht, über Heinrichs Recht zur Reichsregierung gleich eine Entscheidung herbeizuführen, welche Gebhard und seine Freunde gehegt hatten, mußte aufgegeben werden. Jetzt erklärten sich die Sachsen auch zu einem Waffenstillstande bereit, wenn er vollständig sei und offen und ehrlich gehandhabt werde. Die Königlichen glaubten nicht anders, als daß man die Ausdehnung des Waffenstillstandes auch auf die Schwaben beanspruche, und räumten sofort ein, daß die Waffen in allen deutschen Ländern ruhen sollten. Aber sie hatten damit die Meinung der Sachsen nicht getroffen, vielmehr wollten diese vor Allem einen

Angriff auf den Papst in Italien verhüten. „Der Papst ist unser Haupt," sagte Otto von Nordheim, „und wie kann der Leib ruhen, wenn man gegen das Haupt den Todesstreich führt? Entweder Friede für uns und alle die Unsrigen, für euch und alle die Eurigen, — oder Krieg! Wollt ihr nicht allen unseren Freunden, hoch oder niedrig, vollen Frieden gewähren, so geht, von wannen ihr gekommen seid! Nur laßt euch gesagt sein, daß ihr alsbald in euren Häusern unerwünschte Gäste beherbergen und bei der Rückkehr aus Italien euer Hab und Gut nicht wohl bewahrt finden werdet. Denn wir sind gesonnen uns bald einen König zu setzen, der uns nicht nur gegen Unbill schützen, sondern auch denen, die uns Schlimmes zugefügt haben, es zu vergelten wissen wird." Die Gesandten des Königs konnten natürlich auf einen Waffenstillstand nicht eingehen, der sich auch auf Italien ausdehnte. Die Zusammenkunft hatte keinen Erfolg, als daß man sich von beiden Seiten die Feindseligkeiten für eine Woche auszusetzen versprach.

Der innere Krieg tobte fort, doch wollte deshalb Heinrich die Romfahrt nicht aufgeben. Er hoffte in Italien in wenigen Monaten seine Feinde bewältigt zu haben und dann mit um so größerer Energie den Kampf in Sachsen und Schwaben aufnehmen zu können. Auch er sah in dem Papst das Haupt aller rebellischen Bewegungen; dieses Haupt zu treffen erschien ihm für den Augenblick als seine wichtigste Aufgabe. Aber allerdings mußte er dann auf Mittel bedacht sein, um seine Anhänger und seine eigene Stellung in Deutschland während der Zeit seiner Abwesenheit zu sichern. Nur geringe Streitkräfte konnte er den deutschen Ländern entziehen und hatte Vorkehrungen zu treffen, daß diese Länder unter dem Schutz treuer Männer gegen Vergewaltigungen der Rebellen gesichert waren. In Baiern, Franken und Lothringen schien die königliche Partei wohl stark genug, um sich gegen jeden Angriff behaupten zu können. Anders war es in Schwaben, wo Friedrich von Staufen, wenn ihn auch die Bischöfe des Landes unterstützten, die königliche Sache nur mit großer Anstrengung aufrecht erhielt. Nichts aber mußte dem Könige mehr am Herzen liegen, als die Sachsen von bedeutenderen Unternehmungen dadurch abzuhalten, daß er, wenn irgend möglich, ihnen Widersacher im eigenen Lande erweckte, eine ihm ergebene Partei dort bildete.

Bei der allgemeinen Erbitterung, die im Sachsenvolk gegen den König herrschte, war es schwer, Männer zu finden, die ihm offen die

Hand reichten. Die Billinger, obwohl sie vom Kampfe sich fern hielten, wären zu einem entschiedenen Auftreten gegen Otto von Nordheim und ihre anderen alten Freunde doch nie zu bewegen gewesen. Nur in einem überaus ehrgeizigen Jüngling, der sich ihm bereits zugewendet, glaubte der König die erforderlichen Eigenschaften zu einem Parteiführer zu finden, der den sächsischen Rebellen das Gegenspiel halten könne. Es war sein Vetter Ekbert von Meißen, der zugleich auch das Schicksal seines noch im Knabenalter stehenden Schwagers Heinrich, der auf die Ostmark und Lausitz ein Erbrecht besaß, in Händen trug. Diese jungen Markgrafen hatten zu den Sachsen gehalten, aber dabei Verlust über Verlust erlitten; ihre Marken waren dem Böhmenherzog zugesprochen worden, und nur mit Mühe hatten sie und ihre Vasallen sich gegen ihn behauptet. Als sie die Unmöglichkeit weiteren Widerstands einsahen, hatten sie erst heimlich, dann offen Partei gewechselt, sich Heinrich wieder unterworfen und Verzeihung gefunden. Jetzt setzte sie der König wieder in ihre Marken ein und eröffnete Ekbert auch auf höhere Ehren, wenn er seine Treue bethätigen würde, bestimmte Aussicht. Die Kampflust und der Unternehmungsgeist des unruhigen jungen Fürsten konnten allerdings, sobald nur seiner Gesinnung zu trauen war, den sächsischen Angelegenheiten eine bessere Wendung geben.

Herzog Wratislaw von Böhmen wurde in anderer Weise für den Verlust der sächsisch-thüringischen Marken entschädigt. Ihm wurde die wichtige Mark Oesterreich übertragen, da sich Markgraf Luitpold abermals vom König abgewandt hatte, mit den aufständigen Schwaben conspirirte und ohne Zweifel auch mit den Ungarn in Verbindung stand. Der König hatte den Babenberger entsetzt, aber die Mark war noch in dessen Händen, und ein heißer Streit drohte um dieselbe zu entbrennen. Denn der Markgraf hatte sich zu Tuln mit allen Großen der Mark zum Verderben Heinrichs verschworen. Schon war auch Altmann nach Passau zurückgekehrt und schürte das Feuer gegen den von Rom verfluchten König. Die Hülfe Ungarns war Liutpold ohnehin gewiß. Nicht ohne schweren Kampf war so dem Babenberger die Mark zu entreißen, und der Böhmenherzog konnte bei diesem Kampf nur auf den Beistand der Eppensteiner zählen. Abermals war ihm der bedenklichste Posten zugetheilt worden; wie früher gegen Polen, stand er jetzt gegen Ungarn, von wo aus im Augenblick die größere Gefahr zu drohen schien, gleichsam auf der Wacht.

Nachdem der König diese Anordnungen getroffen, trat er gegen Ende des März 1081 seine Romfahrt an. Er ließ den inneren Krieg hinter sich; erst in der kaiserlichen Macht hoffte er die Mittel zu finden ihn vollständig zu bewältigen. Die Verhältnisse waren denen nicht so unähnlich, die einst Heinrich II. zur Kaiserkrönung über die Alpen geführt hatten. In kurzer Zeit erwartete er wieder auf dem Kampfplatz in Deutschland zu erscheinen; es vergingen fast so viele Jahre, als er Monde gerechnet hatte.

Heinrichs IV. mißglückte Romfahrt.

Beinahe ein Menschenalter hindurch hatte das Abendland keinen Kaiser gesehen; immer aufs Neue hatten Hildebrand und die deutschen Fürsten eine Krönung in St. Peter hintertrieben. Konnte die Zeit ohne Kaiser länger eine kaiserliche bleiben? Gewann aber jetzt der König das höchste Diadem der Welt, wie seine Vorfahren, warum sollte es — so meinten Viele mit ihm — nicht wieder die frühere Bedeutung gewinnen, nicht wieder im alten Glanze strahlen? Noch war er jung; fast in gleichem Alter hatte sein Vater die Kaiserkrone gewonnen, die dann im blendendsten Scheine auf dessen Haupte geleuchtet hatte. Freilich war seine bisherige Regierung nur ein ununterbrochener Kampf gegen widerstrebende Mächte gewesen, ein stäter Kampf kann man sagen um das Kaiserthum selbst, und er war bisher nicht als Sieger aus demselben hervorgegangen. Aber Niemand konnte ihn auch einen Besiegten nennen, und selbst seine Feinde räumten ein, daß er ungewöhnliche Kraft und Klugheit in allen Wirren bewährt hatte; auch Otto der Große hatte lange um das Kaiserthum ringen, die Kaiserkrone gleichsam erobern müssen. Und wer stellte sich nicht gerade im heißesten Streite den vollsten Preis in Aussicht?

Ungebrochenen Muthes trat Heinrich den großen Weg an. Die Heldenbilder und die Ruhmesthaten seiner Vorfahren, die einst nach St. Peter gezogen waren, schwebten ihm vor der Seele, als er noch vor dem ersten Anhauch des Frühlings die Alpen überstieg. Es begleiteten ihn einige ergebene Bischöfe, seine vertrauten Freunde aus Schwaben und ein mäßiges Kriegsgefolge; er kannte die Stimmung Italiens und erwartete nirgends auf bedenklichen Widerstand zu stoßen. Wenn er

größere Streitkräfte brauchte, hoffte er sie in der Halbinsel selbst zu finden.

Seine Erwartungen erfüllten sich, als er vom Brenner herabstieg, vollkommen. Niemand widersetzte sich ihm an den Pässen, die lombardischen Städte begrüßten ihn freudig; Italien schien in wenigen Jahren kaiserlicher geworden, als es nur je zuvor gewesen. Das Osterfest (4. April) feierte er in Verona, eilte darauf nach Mailand, wo er sich die eiserne Krone aufsetzen ließ, dann unverweilt über den Po nach Ravenna, um mit Wibert zusammenzutreffen. Mehrere lombardische Bischöfe und Herren hatten sich seinem Zuge angeschlossen, aber er hatte noch immer nur ein schwaches Heer um sich, welches er jetzt aus der Romagna und der Mark von Ancona um etwas verstärkte. Nach kurzer Rast brach er, von dem Gegenpapst, dem Erzbischof Thebald von Mailand, dem Erzbischof Liemar von Bremen, dem Kanzler Italiens Bischof Burchard von Lausanne und einigen anderen deutschen und lombardischen Bischöfen begleitet, gegen Rom auf; auch der vertriebene Erzbischof Manasse von Reims gesellte sich dem kleinen Heere bei. Man durchzog eilends unter großen Verheerungen die Länder Mathildens. Im Sturmschritt hoffte Heinrich gegen Rom vorzudringen, ohne Widerstand sich der Stadt zu bemächtigen, einen Kaiserpapst, wie sein Vater, einzusetzen, von diesem die Krone zu empfangen und mit ihm das Abendland zu regieren; schon zu Pfingsten erwartete er in der Stadt zu sein, deren Adel, wie er sich überzeugt hielt, nur seiner Ankunft harrte. Er rückte gegen Rom um Pfingsten an, aber er hatte sich bitter getäuscht, wenn er einen freundlichen Empfang dort erwartete, wenn er den Muth Gregors für gebrochen hielt.

Das Vertrauen des Papstes auf den baldigen Sieg seiner Sache schien unerschütterlich. Ihm verflog eine Hoffnung nach der anderen, ihn umdrohten Gefahren über Gefahren: nichtsdestoweniger stand er aufrecht, wie der Felsen im Meer, an dessen Fuß die Wogen brauden. Schlag auf Schlag hatte ihn getroffen. In denselben Tagen, wo Rudolf an der Elster fiel, hatte ein Lombardenheer, welches den kleinen Konrad mit sich führte, die Vasallen Mathildens bei Volta am Mincio geschlagen. Fortan verweigerten diese ihrer Herrin, deren Widerstand gegen den Gegenpapst und den König sie für sinnlos hielten, den Dienst, und die Städter, welche mit dem Regiment der großen Gräfin immer

unzufrieden waren, boten ihr keinen Ersatz. Mathilde, auf deren Beistand allein der Papst sicher hatte rechnen können, war machtlos. Vergebens hatte er sich dann bemüht die Wahl eines Gegenbischofs in Ravenna durchzusetzen, vergebens selbst einen solchen in einem gewissen Richard bestellt; seine vereitelten Bestrebungen zeigten nur, wie sein Ansehen in der Romagna und in den Marken völlig vernichtet. Und schon regten sich auch in seiner Nähe die alten Feinde wieder. In der Campagna gehorchte man nicht mehr seinen Geboten. Zwei adlige Herren, Lando und Ildimondo, spielten dort die kleinen Tyrannen, und Robert von Loritello, ein Neffe Robert Guiscards, dem im Patrimonium des heiligen Petrus Landbesitz eingeräumt war, griff gegen die Versprechungen des Normannenherzogs weiter und weiter um sich. Der Papst sah, wie wenig er Roberts Worten trauen konnte, und noch unzuverlässiger zeigte sich Jordan von Capua, der stets nur die Erhaltung seines Fürstenthums im Auge hatte. So war die Fastensynode des Jahres 1081 herangekommen, und ihr spärlicher Besuch legte abermals an den Tag, wie tief die Autorität des Papstes gesunken. Dennoch trat Gregor abermals mit einer langen Reihe von Anathemen hervor. Er schleuderte den Bann gegen Lando, Ildimondo und ihre Helfershelfer, bestätigte ihn über Heinrich und alle seine Anhänger, excommunicirte die Erzbischöfe von Arles und Narbonne, suspendirte alle Bischöfe, die zu der Synode entboten und nicht erschienen waren. Nur Strafurtheile kennen wir von dieser Synode; es war, als ob Gregor dem Kampf nirgends auswich, sondern ihn suchte.

Schon wußte man damals in Rom, daß Heinrich zu seiner Kaiserfahrt rüste, und die Getreuen des Papstes riethen ihm sich mit Heinrich zu versöhnen, da ja fast alle Italiener auf dessen Seite ständen; die Partei in Deutschland, welche sich nach dem heiligen Petrus nenne, werde ihm doch, wenn der Feind gegen Rom anrücke, nicht helfen. Solche Rathschläge, die auch ohne Zweifel zu spät kamen, machten auf Gregor keinen Eindruck, vielmehr erwartete er gerade von Deutschland aus Unterstützung. Er schrieb bald nach der Synode an Altmann von Passau und den Abt Wilhelm von Hirschau von jenen verführerischen Vorschlägen, die er abgewiesen habe, und forderte sie auf, eine Hülfssendung in Deutschland zu betreiben. „Wir achten," äußerte er, „Heinrichs Hoffahrt gering. Uns selbst scheint sein Angriff, bliebe uns selbst deutsche Hülfe versagt, nicht eben gefährlich. Nur wird unsere Tochter

Mathilde, deren Vasallen den Dienst verweigern, ohne Beistand von eurer Seite sich entweder unterwerfen oder alles das Ihrige aufgeben müssen." Vor Allem verlangte Gregor, daß Welf jetzt die Treue, die er einst der römischen Kirche versprochen, bethätige; ihn habe er sich recht eigentlich zum Dienstmann ersehen und wünsche ihn ganz in den Schooß des Apostelfürsten zu versetzen; auch andere mächtige Herren möchte man für den Dienst der Kirche gewinnen; gelänge dies, so könne man die Italiener von Heinrich abzuziehen und dem heiligen Petrus wieder zu gewinnen hoffen. Vor Allem ermahnte er die Bischöfe, die auf Heinrichs Seite ständen, mit der Kirche zu versöhnen, selbst von der Strenge der Kanones wolle er zu diesem Zwecke absehen. Bald darauf erließ er an Altmann noch eine besondere Anweisung, wie er in Gemeinschaft mit Gebhard von Salzburg und anderen kirchlichen Männern jene Bischöfe der Kirche wieder zuführen solle; besonders war es dabei auf Benno von Osnabrück abgesehen, der über die Rechtmäßigkeit der Brixener Beschlüsse noch immer Zweifel hegte.

Offenbar lag dem Papste Nichts mehr am Herzen, als Hülfe von Deutschland zu erhalten; wollte er diese erreichen, so mußte er wünschen, daß seine Anhänger dort nicht in neue Irrungen geriethen. Deshalb ermahnte er sie die Wahl eines Gegenkönigs auszusetzen; wenn dies unmöglich, so müsse man vor Allem darauf Bedacht nehmen, daß er der Kirche ergeben und nützlich sei, wie es sich für einen christlichen König gezieme und wie man es von Rudolf habe erwarten können; entspräche die Wahl diesen Anforderungen nicht, so werde die Kirche sie nicht nur nicht anerkennen, sondern sogar bekämpfen. Wofern es zur Wahl käme, sollte Altmann von dem Gewählten folgenden Eid fordern: „Von Stund' an und in der Folge werde ich ein gewissenhafter Getreuer des heiligen Apostels Petrus und des Papstes Gregor, seines jetzigen Statthalters, sein, und was mir der Papst unter ausdrücklicher Berufung auf meinen aufrichtigen Gehorsam aufträgt, werde ich treulich, wie es einem Christen gebührt, vollführen. Ueber die Besetzung der Kirchenämter, über die Länder und Einkünfte, welche die Kaiser Konstantin und Karl dem heiligen Petrus verliehen, wie über alle Kirchen und Güter, welche dem apostolischen Stuhl zu irgend einer Zeit von anderen Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts aufgetragen oder übergeben sind und welche jetzt in meiner Gewalt sind oder früher gewesen sein sollten, werde ich mit dem Papst ein solches Abkommen treffen,

daß ich weder einen Meineid leiste noch Schaden an meiner Seele leide, sondern Gott und dem heiligen Petrus unter Christi Beistand die gebührende Ehre erweise und nützlich bin. An dem Tage endlich, wo ich zuerst des Papstes ansichtig werde, werde ich mich getreulich mit eigener Hand als des heiligen Petrus und seines Stellvertreters Vasall bekennen." Nebenbestimmungen in dieser Eidesformel sollte Altmann mildern können, aber Alles, was die Vasallentreue und den Gehorsam betraf, durchaus aufrecht erhalten. Niemand wird bezweifeln, daß das erste Gebot des Papstes an den König, der diesen Schwur geleistet hätte, kein anderes gewesen wäre, als mit seiner ganzen Macht nach Italien aufzubrechen. Aber die Verhältnisse lagen in Deutschland so, daß die Wahl eines Gegenkönigs noch nicht möglich war und auch Niemand ernstlich daran denken konnte, dem Papste zur Hülfe zu eilen.

Denn es war wahrlich wenig begründet, wenn der Papst zu derselben Zeit an den Abt Desiderius von Monte Cassino schrieb, daß die Sache Heinrichs nach allen seinen Nachrichten in Deutschland nie schlechter gestanden habe; auch wollte der Papst damit wohl nur seine Gesuche empfehlen, welche Desiderius bei Robert Guiscard vermitteln sollte. Von dem Normannenherzoge verlangte er nämlich, daß er ihm entweder selbst nach Ostern ein Heer zuführe oder unter dem Befehle seines Sohnes sende oder mindestens eine Anzahl normannischer Ritter für den Dienst des heiligen Petrus überlasse; überdies wünschte er während der Fastenzeit eine Zusammenkunft mit dem Herzog, damit sich so das Einverständniß Beider der Welt zeige und die Gutgesinnten stärke, die Abwendigen aber in Schrecken halte. Robert lag wenig daran, ein solches Einverständniß an den Tag zu legen; er ging weder auf die Zusammenkunft ein, noch stellte er dem Papste ein Hülfsheer in Aussicht.

So rückte Ostern heran; der König hatte die Alpen überstiegen, und weder vom Norden noch vom Süden kam dem Papst Beistand. Bald hörte er von Mathilde, daß der König nicht nur in Ravenna sei und bis Pfingsten Rom zu erreichen beabsichtige, sondern daß er auch mit Robert Guiscard ein Abkommen getroffen, nach welchem der Sohn des Königs eine Tochter des Herzogs ehelichen, der Herzog selbst aber mit Ancona belehnt werden solle. Dies Alles theilte der Papst dem Abt Desiderius mit, damit dieser ermittele, ob wirklich eine Verständigung

34*

zwischen dem König und Robert stattgefunden habe; die Römer würden leicht an dieselbe glauben, wenn der Herzog noch länger die beschworene Lehnspflicht gegen den apostolischen Stuhl versäume. Die Wetterwolken zogen sich immer dichter und drohender um den Papst zusammen, aber sein Muth und sein Selbstvertrauen blieben sich gleich. Auch jetzt noch hegte er Zweifel, ob Heinrich ein größeres Heer sammeln und den Weg nach Rom einschlagen könne. Er verachte, schrieb er an Desiderius, die Drohungen Heinrichs und seiner Genossen und werde lieber sterben, als ihnen nachgeben; hätte er ihnen zu Willen sein wollen, so hätte er mehr von Heinrich und Wibert erlangen können, als irgend einer seiner Vorgänger von den Vorgängern jener. Zugleich versicherte er dem Abte, daß die Römer vom besten Geiste beseelt und ihm in allen Dingen dienstwillig seien.

Und mindestens hierin hatte sich der Papst nicht getäuscht. Als er die Stadt in Vertheidigungszustand setzte, fand er überall hülfreiche Hände. War es die energische Persönlichkeit des Papstes, war es die Abneigung gegen den Eindringling von Ravenna, was die Bürger bewog: sie waren einmüthig entschlossen die Stadt Heinrich nicht zu übergeben. Die weiten Mauern Roms mit ihren zahllosen Thürmen wurden in Stand gesetzt und bemannt; die Miliz des heiligen Petrus, welche der Papst längst gebildet hatte, leistete dabei gute Dienste. Man konnte dem Feind, als er anrückte, begegnen.

Am Freitag vor Pfingsten (21. Mai) erschien Heinrich in der Nähe Roms und schlug alsbald nach alter Sitte sein Lager auf den Neronischen Wiesen vor der Stadt auf. Kein furchterweckendes Heer begleitete ihn, denn er hatte auf einen Widerstand nicht gerechnet. Man hatte ihm den Glauben erweckt, daß die Römer den Papst vertreiben, ihn selbst nach alter Weise feierlich zur Kaiserkrönung einholen würden. „Aber er fand,“ wie ein Zeitgenosse sagt, „statt der Priesterchöre Kriegerschaaren, statt der Wachskerzen Speere, statt der Loblieder Verwünschungen und statt Jubelruf Wehgeschrei.“ Das Pfingstfest hatte er in St. Peter zu feiern gedacht und mußte es im Lager zubringen, wo man die an den hohen Festtagen übliche Krönungsceremonie in der kläglichsten Weise, indem zwei Zelte die Stelle des Lateran und der Peterskirche vertraten, zur Ausführung brachte.

Ohne die Mittel, einen Sturm auf Rom wagen zu können, wollte

Heinrich die Stadt mit Güte zu gewinnen suchen. Er erließ folgende Proclamation an den Klerus und das Volk Roms: „Wie treu und ergeben ihr euch gegen unseren Vater hochheiligen Andenkens erwiesen und wie hoch er dagegen die Würde eurer Kirche und die gesammte Bedeutung des römischen Namens sowohl in Person wie durch sein ganzes Regiment erhoben hat, haben wir aus dem Munde unserer älteren Fürsten vernommen. Auch unserer Jugend seid ihr nach seinem Tode mit nicht geringerer Liebe und Treue zugethan geblieben, so weit es euch bei der Treulosigkeit gewisser verderblicher und übermüthiger Menschen möglich war. Wenn wir eure treue Liebe nicht nach Gebühr vergolten haben, so lag die Schuld erst an der Hülflosigkeit unserer Jugend, und als wir zum Manne reiften, erhob frevelhafte Treulosigkeit einen solchen Aufruhr, daß wir nothgedrungen auf die Unterdrückung desselben alle unsere Kräfte verwenden mußten. Jetzt endlich, nachdem wir dem Leben unserer grimmigsten Feinde und ihrem Hochmuth ein Ziel gesetzt, nachdem wir die Glieder des zerrissenen Reichs größtentheils wieder vereinigt haben, kommen wir zu euch, um die uns nach Erbrecht gebührende Würde unter eurer Aller Zustimmung von euch zu empfangen und euch den verdienten Dank in Ehren aller Art abzustatten. Wir verwundern uns daher, daß ihr nicht auf die Nachricht von unserer Ankunft an uns eine feierliche Gesandtschaft abgeordnet habt. Wir unterließen nur deshalb eine solche an euch zu senden, weil im vorigen Jahre, wie ihr wißt, unsere Gesandten, ehrwürdige und angesehene Männer, auf das Schmählichste, wie es selbst Barbaren sich nicht erlauben, von einem Manne behandelt wurden, dem solches Verfahren am wenigsten zustand. Wenn jene Friedensstörer uns zur Last gelegt und unter euch ausgebreitet haben, wir kämen um die Ehre des heiligen Petrus zu verringern und eure Freiheit zu vernichten, so haben sie damit nur gethan, was ihrer bisherigen Weise entspricht. Aber wir betheuern euch, unsere Absicht ist, friedlich, so viel an uns liegt, zu euch zu kommen, um die lange Zwietracht zwischen Reich und Kirche vorzüglich nach eurem Rath und nach der Meinung unserer anderen Getreuen zu beseitigen und Alles in Christi Namen zum Frieden und zur Eintracht zurückzuführen.“

Wie zu erwarten stand, öffneten diese Worte, so gut gewählt sie waren, nicht die Thore Roms. Einige Grafen der Campagna, namentlich die längst gedemüthigten Tusculaner, fielen Heinrich wohl zu und

wurden von ihm mit Aemtern und Geschenken belohnt, aber die Bürgerschaft blieb dem Papste treu. Bis zum Ende des Juni lag Heinrich vor der Stadt; da rieth die Jahreszeit den verderblichen Fiebern des römischen Bodens auszuweichen. Der König ließ die Zelte abbrechen und trat den Rückweg an. Ueber Siena und Pisa zog er nach Lucca, wo er dann längere Zeit verweilte. Er wußte, aus der Romfahrt mußte sich ein Krieg um Rom entwickeln, dessen Wechselfälle sich nicht voraussehen ließen.

Nie war ein deutscher König, der zur Kaiserkrönung ausgezogen, in solcher Weise vor Rom umgekehrt. Es war ein unerhörtes, schmachvolles Ereigniß. Mit je größeren Hoffnungen sich Heinrich getragen hatte, als er die Alpen überstieg, desto tiefer mußte er die unerwartete Niederlage empfinden. Einst hatte er im Büßerhemde an die verschlossene Pforte Canossas gepocht und doch seine Absicht erreicht; in gewissem Sinne hatte er da seine Widersacher und den Papst selbst überwunden. Jetzt war er in königlichem Glanze, mit einem kriegerischen Gefolge vor den Thoren Roms erschienen, und sie blieben ihm verschlossen; unverrichteter Sache mußte er umkehren. Er hielt sich nicht für besiegt, und war es nicht, doch unleugbar hatte ihm jener Mönch, der noch vor Kurzem so hülflos und verlassen schien, Widerstand leisten, seine Krönung vereiteln können.

Die Wahl des Gegenkönigs Hermann.

Unzweifelhaft hätte sich Heinrich, wenn ihm Rom und die Kaiserkrone zugefallen wären, ohne Mühe zum Herrn Italiens gemacht: Mathildens Widerstand wäre länger unmöglich gewesen, die Normannen hätten ein Abkommen getroffen. Auch auf die deutschen Verhältnisse hätte eine Heinrich günstige Rückwirkung nicht ausbleiben können. In gleicher Weise mußte sein Mißgeschick vor Rom sich diesseits und jenseits der Alpen nothwendig fühlbar machen. Es geschah in der auffälligsten Weise. Mathilde rüstete sich zum hartnäckigsten Widerstande, von einem Vertrage Robert Guiscards mit dem Könige war nicht mehr die Rede, und die päpstliche Partei in Deutschland schritt, was das Wichtigste war, zur Wahl eines neuen Gegenkönigs. Die Spaltung im Reiche, die eine Zeit lang beseitigt schien, trat von Neuem ein.

Die Widersacher des Königs in Deutschland hatten freilich die Wahl eines neuen Oberhauptes nie aufgegeben, aber eine Einigung konnte lange nicht erzielt werden. Vergebens hatte sich Gebhard von Salzburg bemüht eine allgemeine Versammlung der deutschen Fürsten zu Stande zu bringen, um sie in ihrer Gesammtheit auf die Seite Roms herüberzuführen und dann zu einer neuen einmüthigen Königswahl zu vermögen. Vergebens hatte selbst die Mehrzahl der sächsischen Fürsten ihren Sonderinteressen entsagt und ein Wahlausschreiben an alle deutschen Herren erlassen, in welchem sie erklärten, daß sie mit Ausnahme Heinrichs und dessen Sohnes sich jedem anderen Fürsten, welchen die Wahl treffen würde, zu unterwerfen bereit seien, „damit alle Theile des Reichs, wie sie es einst waren, wieder unter einem Könige vereinigt wären.“ Eine Verständigung über die Wahl war nicht zu erreichen. Inzwischen nutzte man aber doch die Abwesenheit des Königs, um seine Anhänger zu bewältigen. Altmann gelang es, vom Markgraf Liutpold unterstützt, auch in Baiern mehrere Herren zum Abfalle vom Könige zu bewegen, und in Schwaben schmolz die königliche Partei immer mehr zusammen. Im Juni brach ein sächsisches Heer auf, um sich Franken zu unterwerfen; es erwartete hier mit Welf und anderen schwäbischen Herren zusammenzutreffen. Verheerend drang es bis in die Bamberger Gegend vor; hier gelang es ihnen sich mit Welf und seinen Schwaben zu verbinden. Diese Schwaben und Sachsen waren es, die dann völlig unerwartet die so lange vereitelte Königswahl vornahmen. Es geschah in den ersten Tagen des August, unmittelbar unter dem Eindruck der Nachrichten, welche über den Rückzug Heinrichs von Rom bekannt wurden. Zu Ochsenfurt am Main, an ganz ungewöhnlicher Stelle*), wurde die Wahl getroffen. Nicht einmal die schwäbischen und sächsischen Großen waren in einiger Vollständigkeit zugegen; Vertreter der anderen Stämme waren, wie es scheint, außer einigen Lothringern gar nicht zur Stelle; von den hervorragenden Fürsten des Reichs war unseres Wissens nur Herzog Welf bei der Wahlhandlung thätig.

Nach vielfachen Erwägungen fiel die Wahl auf einen reichbegüterten und kriegstüchtigen Fürsten aus dem Luxemburgischen Hause, den

*) Forchheim war wohl deshalb diesmal nicht der Wahlort, weil es in den Händen des feindlichen Bischofs von Bamberg war.

Bruder des Grafen Konrad von Luxemburg, einen nahen Verwandten des rheinischen Pfalzgrafen Hermann und jenes Heinrich von Laach, der in der Schlacht an der Elster gegen Rudolf gekämpft hatte. Der Name des Gewählten, der bisher kaum in weiteren Kreisen einen Klang hatte, war Hermann. Er hatte in Lothringen und Franken ausgedehnte Besitzungen und Verbindungen, so daß man durch ihn die Partei wesentlich zu verstärken hoffen durfte. Er trug Güter von der Kirche von Metz zu Lehen und hatte sich, wie es scheint, des Bischofs Hermann in der Noth treulich angenommen. Welf und Hermann werden besonders die Stimmen auf ihn gelenkt haben. Weder sächsische noch schwäbische Interessen können bei dieser Wahl schwer in das Gewicht gefallen sein; Rücksichten auf die Sache der Kirche und des Papstes müssen den Ausschlag gegeben haben. Ob Hermann einen Schwur geleistet hat, wie ihn Gregor verlangte, wissen wir nicht, doch ist es wahrscheinlich. Dem Papste zur Hülfe zu eilen, war er entschlossen, sobald er sich nur in der Würde befestigt hätte.

Die Anfänge des Gegenkönigs waren nicht unglücklich. Um dem überhandnehmenden Abfall in Schwaben und Baiern zu wehren, hatten Herzog Friedrich von Schwaben und der baierische Pfalzgraf Kuno der Jüngere die Getreuen aufgeboten und ihre Streitkräfte verbunden. Es gelang ihnen auch mehrere Burgen der Aufständigen in Baiern zu brechen, dann Donauwörth. Als sie aber weiter ihren Weg nach Hochstädt an der Donau nahmen, stießen sie unerwartet auf ein schwäbisches Heer unter dem neuen Gegenkönige und Herzog Welf, welches ihnen am 11. August eine vollständige Niederlage beibrachte. Pfalzgraf Kuno selbst blieb im Kampfe, mit ihm viele treue Anhänger König Heinrichs in Baiern; die Schaaren des Staufeners lösten sich in wilder Flucht auf. Durch diesen Erfolg ermuthigt, griff der Gegenkönig Augsburg, welches noch immer den Mittelpunkt der Anhänger Heinrichs in Schwaben bildete, an. Drei Wochen lang belagerte er, vom Markgrafen Liutpold unterstützt, die Stadt, verwüstete die Umgegend, brannte die Vorstädte abermals nieder. Da erst erschien ein Ersatzheer, welches Hermann zum Abzug nöthigte; um sich den Rücken zu decken, schloß er einen Vertrag, den er aber schlecht genug beobachtet haben soll.

Wenn auch Augsburg sich hielt, fand Hermann doch in den meisten Theilen von Schwaben Anerkennung. Weniger günstig stand seine Sache anfangs in Sachsen. Die Wahl in Ochsenfurt fand wenig Beifall bei denen, die vor Allem das Interesse des eigenen Landes in das

Auge gefaßt hielten, am wenigsten bei Otto von Nordheim, der sich selbst Rechnung auf die Krone gemacht hatte. Otto ließ sich sogar mit Ekbert und dessen Freunden in Verhandlungen ein. Monate lang schwankte er, ob er sich für Hermann erklären oder gleich Ekbert seinen Frieden abermals mit Heinrich machen sollte. Schon hatte er das Roß bestiegen, um mit seinen bisherigen Widersachern abzuschließen: da stürzte er mit dem Thiere. Er sah eine göttliche Warnung in diesem Unfall und entschloß sich Hermann anzuerkennen. Nun erst kam der Lothringer selbst nach Sachsen. Einige Tage vor Weihnachten traf er in Goslar ein, wurde dort gut aufgenommen und am 26. December feierlich gekrönt. Der Krönungsort auf sächsischer Erde war so ungewöhnlich, wie der Wahlplatz. Aber noch einmal hatte Erzbischof Siegfried die Genugthuung eine Königskrone dem Gewählten aufzusetzen; freilich mochte es bittere Erinnerungen in ihm wecken, daß er nicht in Mainz die Krönung vornehmen konnte.

Die Partei Heinrichs hatte, wie man sieht, den Rückschlag der mißglückten Romfahrt schwer genug zu empfinden und vollauf zu thun, um nicht ganz überwältigt zu werden. Indessen war Heinrich selbst mit dem Kampf gegen die große Gräfin und Zurüstungen zu einem neuen Zuge nach Rom beschäftigt gewesen.

Den Zwiespalt zwischen Mathilde und Heinrich hatten die Städte Tusciens mit Freude wachsen sehen, denn es schien so der rechte Zeitpunkt zu kommen, um die Herrschaft der Gräfin abzuschütteln und die eigenen Freiheiten dauernd zu befestigen. Deshalb schlossen sie sich sogleich eng dem Könige an und erhielten zum Lohn die bedeutendsten Privilegien. Heinrich gewährte ihnen leicht, was er, durch sein Verhältniß zu den lombardischen Bischöfen gebunden, den Städten Oberitaliens versagen mußte. Schon am 23. Juni hatte er vor Rom den Bürgern Luccas eine Urkunde ausgestellt, welche die umfassendsten Rechte ihnen zugestand und als die erste dieser Art von außerordentlichem Interesse ist. Nach diesem Freiheitsbrief durften die Stadtmauern nicht abgetragen, nicht die Bürger zu Bauarbeiten an den kaiserlichen Pfalzen innerhalb der Stadt oder außerhalb angehalten, keine Einquartierung ohne ihre Einwilligung ihnen aufgebürdet werden; außerdem wurden sie von manchen beschwerlichen Zöllen befreit und ihnen Marktgerechtigkeiten gegeben, von denen die Florentiner ausdrücklich ausgeschlossen blieben. Sechs italienische Meilen um die Stadt sollte keine Burg erbaut, in der Stadt

von keinem langobardischen Richter getagt werden, wenn nicht in Gegenwart des Königs oder seines Sohnes oder des Kanzlers. Die Beweisführung durch den Zweikampf wurde beschränkt, alle Freiheiten, die frühere Markgrafen der Stadt zugestanden, bestätigt, dagegen die beschwerlichen Einrichtungen seit den Zeiten des Markgrafen Bonifaz beseitigt. Alles in Allem war Lucca nach diesem Privilegium durch die kaiserliche Gewalt wenig, durch die markgräfliche fast gar nicht mehr beschränkt. Es wollte dies um so mehr bedeuten, als Lucca bis zu dieser Zeit für den Hauptsitz der Markgrafen galt.

Pisa stand längst freier da. Die markgräfliche Gewalt konnte sich in die inneren Angelegenheiten der seemächtigen Stadt, die sich durch selbstgewählte Obrigkeiten regierte, wenig mehr mischen. Nur die höhere Gerichtsbarkeit wurde von dem Markgrafen im Namen des Kaisers geübt, auch einzelne Lieferungen und Abgaben von den Bürgern erhoben. Die letzten Markgrafen, namentlich Bonifaz, hatten dieselben gesteigert und dadurch die Bürger in eine Opposition getrieben, unter der jetzt die große Gräfin litt. Durch einen Freiheitsbrief, welchen Heinrich zu Pisa selbst für die Pisaner erließ, stellte er diese Neuerungen ab, bestätigte der Stadt ihre alten Gerechtsame und fügte, wenn anders die Urkunde in der uns überlieferten Gestalt unverfälscht ist, die außerordentlichsten Zugeständnisse hinzu; selbst die Ernennung der Markgrafen soll er von der Einwilligung der Stadtoberen abhängig gemacht haben. Nicht die Grundlagen der städtischen Freiheit in Italien sind durch diese Kaiserurkunden gelegt — längst war dies geschehen —, aber die Freiheiten der Bürger wurden von dem Könige als der höchsten Autorität jetzt verbrieft, und auch das war eine Thatsache von großer Tragweite.

Die meisten Städte Tusciens leisteten Heinrich bereitwillig gegen Mathilde Beistand; nur Florenz scheint der großen Gräfin treu geblieben zu sein. Die Florentiner rühmen sich damals dem Heere Heinrichs widerstanden zu haben, und dieser Ruhm scheint begründet, wie wenig zuverlässig auch die Einzelnheiten sind, welche sie von der Belagerung ihrer Stadt erzählen. Mathilde war hart bedrängt, ließ aber inmitten von tausend Gefahren den Muth nicht sinken. In der That reichten Heinrichs Streitkräfte, wie sie sich vor Rom ungenügend gezeigt hatten, noch weniger hin, um die wohlbefestigten Städte und zahllosen Burgen der großen Gräfin zu überwältigen.

Wenn Mathilde mit bewundernswerther Ausdauer den Kampf

gegen den König, gegen die lombardischen Bischöfe und ihre aufständigen Vasallen damals und noch durch Jahre fortführte, so war das nicht allein ihr Verdienst, sondern sie theilte es mit ihrem Freunde, Bischof Anselm von Lucca. Aus seinem bischöflichen Sprengel vertrieben, wo er kaum eine Burg sich bewahrte, hatte dieser Mann, den sein ganzes Leben in die innigste Gemeinschaft mit den Patarenern und Hildebrand gebracht, sich muthig in den Kampf gegen Heinrich, gegen den Gegenpapst und die simonistischen Bischöfe der Lombardei geworfen. Der Papst hatte ihm die gefährdetste Stellung übertragen, ihn zu seinem Vicar in der Lombardei und Tuscien bestellt, ganz besonders die große Gräfin seiner Obhut empfohlen: Anselm war gerade der rechte Mann für solche Stellung.

Vielfach hat Anselm zur Vertheidigung der gregorianischen Doctrin die Feder ergriffen und durch seine Sammlung der Kirchengesetze, ein ganz von Hildebrands Geist durchdrungenes Werk, der kirchlichen Reformpartei wesentlich genützt. Aber Größeres konnten ihm doch die Gregorianer nicht nachrühmen, als die Dienste, die er Mathilde weihte und die er selbst in seinen Schriften als solche bezeichnet, die er Gott und der römischen Kirche geleistet habe; denn seine Schutzbefohlene sei bereit nicht allein alle ihre Habe hinzugeben, sondern bis zum letzten Blutstropfen gegen die Gottlosen zum Ruhm der heiligen Kirche zu kämpfen, und würde nicht eher ihre Waffen niederlegen, als bis Gott den bösen Feind in die Hand des Weibes gegeben habe. Anselm war es, der alle Schritte Mathildens leitete. Er rieth, und sie führte aus; die Klugheit des Plans war ihm zuzuschreiben, die Energie der That der muthigen Frau. Wibert und seine Anhänger unterließen Nichts, um diesen ihnen so verderblichen Bund zu trennen, aber alle Anstrengungen waren vergeblich.

Anselm und Mathilde im Verein leisteten Außerordentliches. Nicht allein daß sie sich selbst gegenüber zahlreichen Gegnern behaupteten, auch alle Verlassene ihrer Partei fanden bei ihnen Beistand, die Verzagten Trost, die Flüchtigen eine sichere Stätte. Sie unterstützten zugleich den Papst in seiner Bedrängniß und suchten ihm mächtige Bundesgenossen in der Ferne zu erwerben. Anselm, von seiner Jugend her dem herzoglichen Geschlecht der Normandie befreundet, rief König Wilhelm von England zur Befreiung Italiens auf. Als Wilhelm trotz mancher Versprechungen nicht zu einem Entschluß gelangen konnte, begann mindestens dessen Halbbruder, Bischof Odo von Bayeur, Heer und Flotte in der Normandie zu rüsten, um der bedrängten Kirche zu helfen. Doch auch

die auf ihn gesetzten Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Mathilde und Anselm blieben nur auf sich verwiesen, aber auch so gelang es ihnen sich zu behaupten. Als Heinrich über den Po zurückwich, mußte er sich sagen, daß er sich weder dem Mönche in Rom noch dem Weibe von Mantua gewachsen gezeigt habe. Er mußte andere Kräfte um sich zu sammeln suchen, wenn er in Italien sich behaupten, wenn seine Widersacher in Deutschland nicht völlig die Oberhand gewinnen sollten.

Zu Heinrichs Mißgeschick war die Lage seiner Freunde in Deutschland nicht so, daß sie ihm wirksamen Beistand zu leisten vermocht hätten; nur einige schwäbische Ritter scheinen ihm zugezogen zu sein. Im Ganzen blieb er auf die Unterstützung der lombardischen Bischöfe und Wiberts auch jetzt beschränkt. Doch gelang es ihm ein ausreichendes Heer zusammenzubringen, um einen neuen Angriff auf Rom mindestens zu wagen. Noch mitten im Winter, der so heftig war, daß der Po zufror, führte er seine Schaaren über den eisbedeckten Strom und suchte dann in möglichster Eile Rom zu erreichen. Von dem Gegenpapst begleitet, erschien er um den Anfang der Fastenzeit 1082 abermals vor der Stadt. Abermals fand er die Thore geschlossen, das römische Volk zur Gegenwehr gerüstet. Es wäre unmöglich gewesen, die Stadt im Anlauf zu nehmen: man mußte zur Belagerung schreiten. So entspann sich ein Kampf um Rom, wie ihn die priesterliche Stadt seit Jahrhunderten nicht mehr vor ihren Mauern gesehen hatte. Die Römer zeigten sich ihres kriegerischen Ursprungs in diesem Kampfe nicht ganz unwürdig, aber sie unterlagen doch zuletzt, und nicht ohne eigene Verschuldung, die sich durch den Ruin ihrer Stadt furchtbar rächte.

5.

Der Kampf um Rom.

Sobald Heinrich erkannte, daß die Römer auch jetzt noch zum Widerstande entschlossen seien, ergriff er Maßregeln zu einer regelmäßigen Einschließung der Stadt. Während der ganzen Fastenzeit des Jahres 1082 lag sein Heer vor Rom, während er selbst mehrere Züge durch die Campagna und Sabina unternahm, um sich Land und Leute zu

unterwerfen. Am 17. März war der König in der Abtei Farfa, wo man ihn festlich empfing. Den in der Gegend mächtigen Rusticus, einen Anhänger Gregors, verjagte er und gab dessen Burg Fara den Mönchen von Farfa. Bald war er hier Herr, aber die Stadt beharrte im Widerstand. Eine unerwartete Ausdauer zeigten die Römer. Selbst ein Brand, welcher in der Nacht des Palmsonntags bei der Peterskirche von den Belagerern angelegt wurde, um in der Verwirrung in die Thore eindringen zu können, verfehlte seinen Zweck. Die Römer empfingen die Anstürmenden, und es kam zu einem hitzigen Kampfe an den Thoren. Das Feuer wurde gelöscht, und der Wachdienst nur sorgfältiger gehalten.

Bald nach Ostern (24. April) verließ der König selbst das römische Gebiet und eilte nach der Lombardei zurück. Aber der größte Theil seines Heeres blieb mit Wibert, der seinen Sitz in Tivoli nahm, bei der Stadt zurück. Rom verharrte im Belagerungszustand. Von Tivoli aus schickte Wibert immer neue Schaaren bis vor die Thore der Stadt; Niemand konnte sicher dieselbe verlassen, die Aecker der Bürger wurden verwüstet, ihre Saaten niedergebrannt. Was Wibert verschonte, verheerten die Grafen der Campagna.

Es war eine schwere Aufgabe für Gregor in solcher Bedrängniß den Muth der Römer aufrecht zu erhalten, zumal seine Geldmittel zu versiegen anfingen. Die Fastensynode hatte er wegen der Belagerung nicht abhalten können; erst zum 4. Mai wagte er eine Synode zu berufen. Aber nur der römische Klerus und einige benachbarte Bischöfe, die sich in die Stadt geflüchtet hatten, erschienen. Der einzige Gegenstand ihrer Berathungen war unseres Wissens, ob die Kirchengüter zur Fortsetzung des Kampfes gegen Wibert verpfändet werden dürften, und die Synode entschied sich dagegen. Weniger bedenklich waren Mathilde und Anselm; sie waren es, die damals dem Papst aus der Bedrängniß halfen. Der reiche Kirchenschatz von Canossa, Altartafeln, Kreuze, Rauchfässer von edlem Metall, wurden eingeschmolzen, so daß man 700 Pfund Silbers und 9 Pfund Goldes nach Rom schicken konnte.

Eine dankenswerthe Hülfe für den Augenblick, doch ließ sich Rom damit nicht auf die Dauer halten. Die Stadt war verloren, wenn ihr nicht ein Entsatz kam. Aber woher ließ sich derselbe erwarten? Mathilde hielt sich allerdings tapfer und widerstand den Ueberredungskünsten der Markgräfin Adelheid, die sich zur Vermittlerin zwischen dem

König, ihrem Schwiegersohne, und der großen Gräfin aufwarf. Doch nur mit Mühe vertheidigte Mathilde selbst die ihr gebliebenen Burgen und Städte; in der eigenen Noth war ihr unmöglich Rom zu befreien. Jordan von Capua war mit dem Papst bereits völlig zerfallen und nutzte nach Kräften dessen Bedrängniß, um sein Fürstenthum zu erweitern. Und Robert Guiscard hatte gerade im entscheidenden Augenblick Rom und den Papst verlassen. Als Heinrich zum ersten Male gegen die Stadt anrückte, hatte der Herzog sein Heer eingeschifft, um den Kampf gegen Byzanz zu beginnen. Es erschien fast wie Hohn, daß dieser ungehorsame Vasall des heiligen Vaters unter der Fahne des Apostelfürsten über das Meer ging. Und doch richtete noch immer der Papst auf ihn die nach Hülfe spähenden Blicke, aber noch immer vergeblich.

Einen schwereren Kampf, als er erwartet, hatte Robert im Osten gefunden. Nachdem er sich Korfus bemächtigt, war er vor Durazzo gerückt und hier auf so hartnäckigen Widerstand gestoßen, daß er die Stadt belagern mußte. Nicht mehr Nicephorus Botaniates saß auf dem Throne von Byzanz. Eine Revolution hatte den Schwächling erhoben, eine zweite beseitigte ihn nach wenigen Jahren und brachte Alexius aus dem Geschlecht der Komnenen an die Spitze des Ostreichs. Der neue Herrscher von erprobtem Feldherrntalent und ungewöhnlicher Rührigkeit durchschaute die Gefahr, die von den Normannen drohte, und eilte ihr vorzubeugen. Sogleich schloß er mit Venedig, welches mit Eifersucht die Ausbreitung der normannischen Macht am adriatischen Meere betrachtete, ein Schutz- und Trutzbündniß, und eine venetianische Flotte machte alsbald Durazzo nach der Seeseite frei; dann rückte Alexius selbst mit einem großen Heere von Konstantinopel heran, um die Belagerer von seiner Stadt zu verjagen. Am 18. October 1081 kam es vor Durazzo zu einem harten Kampf. Der Sieg entschied sich für die Normannen, hauptsächlich durch die persönliche Tapferkeit Robert Guiscards und seines heldenmüthigen Weibes; mit hochgeschwungenem Speer hatte Sigelgaita die fliehenden Apulier und Calabresen in das Schlachtgetümmel zurückgetrieben. Auch Kaiser Alexius hatte sich im Kampf als Held bewährt, mußte aber schwerverwundet und mit Blut bedeckt endlich der Flucht seiner Schaaren folgen. Er zog sich in die inneren Theile seines Reichs zurück, um neue Streitkräfte zu sammeln. Durazzo hielt sich auch nach diesem Sieg der Normannen, welche die Belagerung während der Winterzeit fortsetzten. Erst am 21. Februar 1082 fiel die

Stadt in Roberts Hände, der das glückliche Ereigniß sofort Gregor und den Römern meldete. Man schöpfte in Rom neue Hoffnungen, daß der Herzog nun zunächst seine Verpflichtungen gegen den heiligen Petrus erfüllen würde. Eine dringende Aufforderung richtete der Papst an Robert, der Bedrängniß zu gedenken, in welcher sich seine Mutter, die heilige römische Kirche, befinde. Aber Robert war nicht gewillt mitten im Siege von dem Boden des griechischen Reiches zu weichen. Schon rüstete er, um in das Innere desselben einzudringen; schon dachte er an die Eroberung Konstantinopels. Es handelte sich nicht mehr um die Herstellung des falschen Michaels, der vor Durazzo gefallen, sondern um die Begründung einer Normannenherrschaft über den weiten Osten.

Wie Robert den Papst seinem Schicksal überließ, so jener andere Normannenfürst, welcher den englischen Thron erobert hatte. Zwar rüstete Bischof Odo von Bayeux im Sommer 1082, um Rom zur Hülfe zu eilen, doch nicht im Einverständniß mit seinem königlichen Bruder, dem vielmehr Odos Verhalten so verdächtig war, daß er ihn im Herbst verhaften und in einen Kerker werfen ließ. Unzweifelhaft wirkte Lanfrank auf diesen Entschluß des Königs ein, und es erklärt sich hieraus die immer wachsende Erbitterung Gregors gegen den Erzbischof von Canterbury, den er bald darauf sogar mit dem Banne bedrohte, wenn er sich nicht persönlich in Rom zu rechtfertigen wüßte. Allein von Deutschland aus konnte der Papst unter solchen Umständen noch Rettung erwarten. Fiel ein deutsches Heer des Gegenkönigs in die Lombardei ein, so mußten Wiberts Schaaren zum Schutze der Heimath aus der Campagna weichen. Schon war Roms Hülferuf über die Alpen gedrungen, und hier in der That nicht so wirkungslos verhallt, wie bei den Normannen.

Der Gegenkönig hatte in Sachsen schneller, als er hoffen konnte, Anerkennung gewonnen. Otto von Nordheim hatte sich ihm bald eng angeschlossen, und selbst Ekbert, nicht stark genug der herrschenden Stimmung zu widerstreben, hatte abermals die Sache des rechtmäßigen Königs verlassen. Nur in Westfalen regte sich einiger Widerstand, wurde aber durch einen verheerenden Zug, den Hermann im Anfange des Jahres durch das Land unternahm, unschädlich gemacht. Auch Bischof Benno von Osnabrück sah sich damals auf der Iburg, welche er stark befestigt hatte und wo er die Einrichtung eines Klosters betrieb, von starker Heeresmacht belagert, doch rettete ihn die Verwendung Ek-

berts und des Bischofs Udo von Hildesheim von dem Verderben; vielleicht schonte man seiner, weil man ihn noch immer gütlich für die kirchliche Sache zu gewinnen hoffte. Bis tief in den Sommer verweilte der Gegenkönig in Sachsen*); hier erreichten ihn die Boten des Papstes, welche ihn zum Schutze Roms aufriefen. Er wollte dem heiligen Petrus seine Dienstwilligkeit beweisen und brach alsbald, nachdem er den Nordheimer als Statthalter in Sachsen eingesetzt, nach Schwaben auf, um hier zu einem Zuge über die Alpen zu rüsten. Das obere Deutschland fand er jedoch in größter Verwirrung, überall Mord, Brand und Verwüstung. Die Erfolge Liutpolds von Oesterreich und seiner Verbündeten waren nicht dauernd gewesen. Wratislaw von Böhmen hatte mit seinen Brüdern Konrad und Otto ein großes Heer gerüstet, dem auch baierische Hülfsvölker, namentlich die Vasallen des Bischofs Otto von Regensburg, in nicht geringer Zahl zuzogen; der Böhmenherzog wollte sich der ihm übergebenen Mark bemächtigen. Markgraf Liutpold war ihm entgegengerückt, und es bei Mailberg nahe der mährischen Grenze am 12. Mai 1082 zu einem blutigen Kampfe gekommen, in welchem Liutpolds Herr unterlag. Die Böhmen waren darauf über die wehrlose Mark hergestürmt und hatten sie fast in eine Wüstenei verwandelt. Behaupten konnten sich die Böhmen in Oesterreich nicht: der Babenberger hielt sich in seinen zahlreichen Burgen, und Altmann ermunterte von Götweih aus, wo er damals ein stattliches Kloster errichtete, die Getreuen zur Ausdauer in der Bedrängniß. Aber der harte Schlag, welchen die kirchliche Partei erlitten hatte, machte sich doch im ganzen oberen Deutschland fühlbar.

Als Weihnachten kam, ging Hermann mit den schwäbischen Fürsten über die Heerfahrt nach Italien zu Rath, gab sie aber bald auf. Ueberdies lief die Nachricht ein, daß Otto von Nordheim verschieden sei**), und der Gegenkönig glaubte schleunigst nach Sachsen zurückkehren zu müssen, damit seine Widersacher sich nicht von Neuem regten. So eilig seinen Weg durch Ostfranken nehmend, daß man seine Spur kaum entdeckte, war er schon um Ostern wieder in Sachsen. Er schloß sich eng an Bischof Burchard von Halberstadt an, gelangte aber nach des Nordheimers Ableben niemals wieder zu dem früheren Ansehen. Die kirchliche Partei

---

*) Am 3. August 1082 hielt Hermann einen großen Hoftag zu Goslar.
**) Otto von Nordheim starb am 11. Januar 1083.

in Deutschland fand in ihm kaum noch einen Schutz, viel weniger konnte er Gregor und seine Anhänger aus der Bedrängniß reißen.

So schlug Gregor auch diese Hoffnung fehl; er blieb verlassen, wie bisher, und inzwischen war Heinrich selbst wieder vor Rom erschienen. Gewiß waren es die deutschen Angelegenheiten gewesen, die Heinrich nach der Lombardei gerufen hatten. Noch im November hatte er an den Nordgrenzen Italiens, in den Gebieten von Bergamo und Verona, sich aufgehalten und dort mit Herzog Liutold von Kärnthen zusammengefunden; die Vermuthung liegt nahe, daß er Vorkehrungen für die Vertheidigung der Alpenpässe traf, wenn ja der Gegenkönig in Italien einzudringen versuchen sollte. Mitten im Winter wandte er sich dann mit neuen Streitkräften gegen Rom. Das Osterfest 1083 (9. April) feierte er bei St. Rufina, gleich darauf bezog er abermals vor St. Peter auf den Neronischen Wiesen ein Lager. Es kam nun zu harten Kämpfen. Einen Sturm auf die Burg bei St. Paul versuchte der König; sein Heer wurde abgeschlagen. Zweimal wurde dann die Leosstadt angegriffen, beide Male vergeblich. Endlich wagten die Römer hier selbst einen Ausfall. Mit gewaltigem Ungestüm stürzten sie sich aus den Thoren auf die Belagerer und drängten sie bis zu dem Lager zurück. Aber das Kampfglück wandte sich schnell. Hoch zu Roß hieb der König selbst auf die vordringenden Feinde ein, belebte neu den Muth der Seinen und jagte die Römer bis an die Mauern zurück. Viele sanken unter dem feindlichen Schwert, Andere fanden ihren Tod unter den Hufen der Rosse, noch Andere in den Fluthen des Tiber, in welche sie sich in verzweiflungsvoller Flucht stürzten.

Bereits herrschte in der Stadt empfindlicher Mangel. Man konnte kaum noch Lebensmittel herbeischaffen; die Bauern der Campagna kamen längst nicht mehr zu Markt. Viele und gerade angesehene Bewohner hatten aus Furcht vor einer Hungersnoth schon die Stadt verlassen, und unter den Zurückgebliebenen wuchs die Muthlosigkeit mit jedem Tage. Man sträubte sich auch gegen den lästigen Kriegsdienst, als man an der Rettung zu verzweifeln anfing; selbst in der Leosstadt wurden die Wachen nachlässiger abgehalten. Als sich bald nach jenem Ausfall einige Krieger Heinrichs den Mauern näherten, bemerkten sie zu ihrer höchsten Verwunderung, daß die Posten dort fehlten. Schnell gaben sie den Ihrigen ein Zeichen herbeizueilen. So sammelte sich eine größere Schaar. Leitern wurden beschafft, angelegt, und ohne irgend ein Hin-

derniß die Mauern überstiegen. Die Masse des Heeres drängte nach. Man ließ sich nicht Zeit die Thore zu öffnen, sondern riß eine weite Oeffnung in eine Mauer, um den Einmarsch zu beschleunigen. Die Römer liefen nun wohl zusammen, versuchten den Feind wieder zurückzudrängen, aber ihre Anstrengungen waren vergeblich; sie wichen alsbald und beeilten sich über die Tiberbrücke zu entkommen. Mit Ausnahme der stark befestigten Engelsburg, welche Gregor selbst vertheidigte, kam die ganze Leosstadt in Heinrichs Hände; nach so vielen erfolglosen Anstrengungen war sie unerwartet, wie durch ein Wunder, ihm zugefallen. Am 3. Juni, am Sonnabend nach Pfingsten, nahm Heinrichs Heer in den weiten Räumen um St. Peter Lager, der König bezog dort die kaiserliche Pfalz.

Nicht nur die Engelsburg, auch die eigentliche Stadt auf dem linken Tiberufer, die Tiberinsel und Trastevere standen noch in Gregors Gewalt. Mit der Leosstadt waren also weder Rom noch der Papst bezwungen. Wie wenig der letztere den Kampf aufzugeben gesonnen war, trat an den Tag, als er am Johannistage (24. Juni) abermals die Excommunication über Heinrich und seine Anhänger feierlich aussprach. Der König antwortete damit, daß er am Tage vor Peter und Paul (28. Juni) Wibert in St. Peter auf den Stuhl des Apostelfürsten erheben ließ. Auf engstem Raum bei einander standen Heinrich und Gregor, von ihren Kriegsschaaren umgeben; jede Stunde schien die Entscheidung darüber bringen zu müssen, ob sich die neuen Ansprüche des Papstthums gegen das alte Kaiserthum aufrecht erhalten ließen. Mußte sich Gregor jetzt für überwunden erklären und in Heinrichs Hand geben, so erlitt die kirchliche Partei eine Niederlage, von welcher sie sich kaum je wieder erholen konnte.

Es muß befremden, daß Heinrich dieser Entscheidung auswich. Ohne die Engelsburg anzugreifen, ohne selbst sich von Wibert krönen zu lassen, entschloß er sich alsbald St. Peter zu verlassen. Den größten Theil seines Heeres löste er auf; reich beschenkt zogen die Lombarden in ihre Heimath ab. Nur 400 deutsche Ritter blieben auf einer Burg, welche in Eile auf einer Anhöhe neben der Peterskirche aufgeführt wurde, unter der Anführung Udalrichs von Godesheim mit dem jungen Konrad, dem Sohn des Königs, zurück. Nachdem Heinrich die Mauern der Leosstadt zum großen Theil, damit sie nicht abermals den Römern zum Bollwerk gegen ihn dienen könnten, hatte niederreißen lassen, zog er, von Wibert

begleitet, um den 1. Juli von St. Peter ab, war am 4. dieses Monats zu Sutri und nahm dann seinen Weg nach der Lombardei, während Wibert nach Ravenna zurückging.

Dieser auffällige Rückzug läßt sich nur dadurch erklären, daß sich Heinrich inzwischen mit dem römischen Adel in geheime Verhandlungen eingelassen hatte, durch welche er die Stadt ohne weiteres Blutvergießen an sich zu bringen hoffte. Der Adel hatte für den Fall, daß Heinrich jetzt abzöge, ihm versprochen, bis zu einer bestimmten Frist entweder Gregor zu vermögen den König zu krönen oder, wenn derselbe sich dessen weigern sollte, einen anderen Papst zu wählen, welcher die Krönung vornähme; alle Römer sollten sich ihm zugleich unterwerfen und ihm huldigen. Dieses Versprechen war eidlich und durch Stellung von zwanzig Geißeln verbürgt worden. Man hatte sodann den 1. November als den Termin festgestellt, bis zu welchem Heinrich Rom nicht weiter beunruhigen werde; spätestens 15 Tage nach seiner Rückkehr sollte die Krönung und Huldigung stattfinden. Wohl mochten Manche im römischen Adel noch eine friedliche Ausgleichung für möglich halten, wofern nur die Brixener Beschlüsse vernichtet, Wibert entfernt und die Wahlfreiheit Roms gesichert würde; Andere aber dachten wohl nur daran, wie Gregor aus der augenblicklichen Noth gezogen und Zeit gewonnen werden könne. Es steht sehr zu bezweifeln, ob Alle den Vertrag mit der Absicht ihn zu erfüllen schlossen. Ob solche Zweifel in Heinrich aufstiegen oder nicht, er nahm ihn an, da er ihm unläugbar große Vortheile in Aussicht stellte. Schwerlich hat er darauf gerechnet, daß sich Gregor noch ihn zu krönen bewegen lassen würde; es wäre ein Sieg über diesen stolzen Gegner gewesen, wie er ihn sich kaum versprechen durfte. Nach der Sinnesart Gregors war das Wahrscheinlichere, daß er die Krönung verweigerte, und dann konnte sich Heinrich mit der Hoffnung schmeicheln, die Stadt in Güte zu gewinnen und unter den Huldigungen des Volks die Kaiserkrone zu empfangen; auch die Anerkennung der Wahl Wiberts ließ sich inmitten eines großen Erfolges vielleicht noch den Römern abtrotzen. Wurden die Verheißungen des Adels erfüllt, so gewann Heinrich jedenfalls noch vor Jahresschluß den Besitz der Kaiserstadt, um welche er schon so lange und nicht ohne erhebliche Verluste an Zeit und an Kräften kämpfte.

Inzwischen hatte Gregor endlich einen Bundesgenossen gefunden, von dem er sich wirksame Hülfe mit Recht versprechen konnte. Es war

Robert Guiscard, welchen das eigene Interesse sich jetzt Roms und des Papstes anzunehmen nöthigte. Große Gefahren für seine Herrschaft in Italien hatten ihn die Siegesbahn jenseits des Meeres zu verlassen gezwungen. Denn nicht vergeblich hatte der Komnene sich mit allen Gegnern Roberts in Verbindung gesetzt und bedeutende Geldsummen, um sie für sich zu gewinnen, aufgewendet. Den Bewohnern Apuliens und Calabriens war jede Gelegenheit erwünscht, um das verhaßte Joch des Herzogs abzuschütteln, und auch unter den Normannen selbst zählte Robert Feinde genug, welche gern auf Anerbietungen des Byzantiners eingingen. Abälard hatte immer noch nicht verschmerzt, daß ihn der schlaue Oheim einst um die väterliche Erbschaft betrogen; mit ihm hielten sein Stiefbruder Graf Hermann und andere normannische Ritter zusammen. Ueberdies schwiegen bei Jordan von Capua niemals die Besorgnisse vor Roberts erstarkender Macht, die er auf alle Weise zu schwächen Bedacht nahm. So war bereits im Frühjahr 1082 eine weitverzweigte und von Jordan unterstützte Rebellion in Roberts eigenen Ländern ausgebrochen, welche der junge Roger nicht zu bewältigen vermochte. Schon war Robert bis Macedonien vorgedrungen und hatte sich der festen Stadt Kastoria bemächtigt, schon zitterte man vor ihm in Konstantinopel: da hatten ihn die schlimmen Nachrichten aus Italien ereilt und zur schleunigen Rückkehr gezwungen. Den größten Theil seines Heeres ließ er unter dem Befehl seines Sohnes Bohemund im fernen Osten zurück; er selbst eilte an das Gestade des adriatischen Meeres, setzte mit einem kleinen Gefolge auf zwei Schiffen über und landete bei Otranto. Nach einjähriger Entfernung hatte er so wieder den Boden Apuliens betreten, auf welchem er nun seine Herrschaft gleichsam von Neuem erobern mußte. Schwere Kämpfe folgten, doch allmählich gewann er wieder die Oberhand über seine Feinde.

Abälard war über das Meer zu Alexius geeilt, um ihn zu neuen Geldspenden zu bewegen, neue Unterstützung in Byzanz zu fordern. Das Ostreich sah kein anderes Mittel mehr, um die Empörung in Apulien zu unterhalten, als Heinrich zu einem ernstlichen Angriff auf Roberts Länder zu bewegen. Denn schon seit Jahresfrist unterhandelte Alexius auch mit dem deutschen König über ein Bündniß gegen Robert. Die erste Aufforderung zu demselben hatte Heinrich günstig aufgenommen, da seine eigenen Verhandlungen mit dem Herzog unfruchtbar geblieben waren und ihm bedeutende Hülfsgelder von Byzanz in Aussicht gestellt wur-

den, deren er sehr bedurfte: er hatte deshalb den Grafen Burchard und einen zweiten Gesandten, Albert mit Namen, nach Konstantinopel geschickt, um das Bündniß abzuschließen. So mußte durch eine seltsame Verwickelung die Eroberung Roms durch einen deutschen König selbst für den griechischen Kaiser ein wünschenswerthes Ereigniß werden; in höchst eigenthümlicher Weise schien vor den Mauern Roms auch über das Schicksal von Byzanz entschieden zu werden. Denn so lange Rom widerstand, hatte Robert nicht viel in seinen Ländern von Heinrich zu fürchten, konnte selbst den Kampf gegen Byzanz fortführen lassen; fiel dagegen Rom, so ergossen sich Heinrichs Schaaren über Apulien, und das griechische Reich schien gerettet.

Die eigenste Gefahr mußte Robert Guiscard jetzt, wie man sieht, zu thatkräftiger Unterstützung des Papstes bewegen. Konnte er auch, da er bis in den Sommer 1083 hinein vor Cannä gegen Graf Hermann im Felde lag, Rom kein Ersatzheer zuführen, so hatte er doch Gregor 30,000 Goldgulden gesendet, die ohne Zweifel nicht wenig dazu beitrugen, daß die Römer in der letzten Bedrängniß neue Ausdauer bewiesen hatten; auch auf weitere Beisteuern vom Herzog konnte der Papst rechnen. Roberts Geld war aber Heinrich in Rom um so gefährlicher, als keine Sprache dort verständlicher war, als die der klingenden Münze. Zum Glück füllten sich jedoch alsbald auch die Säckel des Königs, so daß er nicht nur seine alten Anhänger in Rom sich zu erhalten, sondern auch neue zu gewinnen vermochte. Im Sommer 1083 erschien vor Heinrich eine Gesandtschaft des Kaisers, geführt von dem Protoprohedros Konstantin, und überbrachte 144,000 Denare in vollwichtigen Silbermünzen, hundert seidene Gewänder, ein goldenes, reich mit Perlen besetztes Kreuz, ein goldenes, höchst kostbares Reliquienkästchen und andere werthvolle Geschenke. Schon vorher hatte der Kaiser, indem er diese Gesandtschaft anmeldete, sich dem Könige zu einer zweiten Zahlung von 216,000 Denaren und der Ueberweisung der Einkünfte von 20 Hofämtern *) erboten, wenn sich derselbe eidlich zu einem Angriff auf Roberts Länder verpflichten werde; sobald Heinrichs Heer in Apulien einrücke, werde Abälard ihm diese neuen Subsidien aushändigen. So großen Werth legte Alexius auf die engste Verbindung mit

*) Letzteres war wohl nur eine Byzanzs Stolz weniger verletzende Form für einen stehenden Tribut. 216,000 Denare sind etwa 15,000 Thaler.

dem deutschen König, daß er dringend für seinen Neffen und wahrscheinlichen Nachfolger um die Hand jener kleinen Agnes warb, die schon dem Staufener verlobt war. Heinrich hat gewiß nie an eine Auflösung dieser Verbindung gedacht, aber das byzantinische Geld nahm er gern und verpflichtete sich auch ohne Zweifel zu dem Angriff auf Apulien.

Während die Parteien in Rom sich von griechischem und normannischem Gelde nährten, gewannen die Dinge durch einen unerwarteten Entschluß Gregors noch einmal eine ganz neue Wendung. Der Papst berief nämlich auf die Mitte des November eine große Synode nach Rom, die den Streit zwischen Kirche und Reich entscheiden solle und deren Ausspruch er sich unweigerlich unterwerfen werde. Es ist schwer zu glauben, obwohl es versichert wird, daß Gregor von dem Pact des römischen Adels mit Heinrich keine Kenntniß gehabt habe; sein Entschluß konnte vielmehr nur darauf berechnet sein, der ihm durch jenes Abkommen drohenden Gefahr zu begegnen. Bei der Lage der Dinge mußte man ein versöhnliches Auftreten auf der Synode von ihm erwarten: alle Römer billigten deshalb sein Verfahren und nur Gisulf von Salerno machte, wir wissen nicht aus welchem Grunde, Einwendungen. Die Cluniacenser und ihre Gesinnungsgenossen, welche längst einen gütlichen Austrag des verderblichen Streits wünschten, begrüßten die Synode mit Freude, und Abt Hugo, der damals nach Italien reiste, scheint es gewesen zu sein, der selbst den König zu gewinnen wußte einer Maßregel, die so viel Gutes versprach, kein Hinderniß zu bereiten. In der That ließ Heinrich durch einige Große seines Hofes beschwören, daß Alle, welche die Synode besuchen wollten, ungehemmt nach Rom ziehen und zurückkehren würden.

In alle Welt ergingen nun die Einladungen zu der Versammlung im Lateran, welcher Gregor einen ganz besonderen Glanz zu geben gedachte. Wohin aber seine Absichten mit derselben gingen, zeigt deutlich das erhaltene Ausschreiben an die französischen Bischöfe. Es ist reich an Ausfällen gegen die Verfolger der christlichen Religion, beklagt die Bedrängnisse der Kirche, die Lauheit ihrer Feinde, preist dagegen die Barmherzigkeit Gottes, welcher den Statthalter Petri gegen die Ungerechtigkeit geschützt habe. Waren die Schmähungen auch nicht gegen Heinrich ausdrücklich gerichtet, so mußten sie doch mit Nothwendigkeit auf ihn gedeutet werden. Keinem ließen die Worte des Papstes mehr darüber einen Zweifel, daß es ihm mit der Herstellung eines Friedens mit

Heinrich nicht Ernst war, sondern er die Synode nur benutzen wollte, um die Welt gegen seine Widersacher zu erregen, daß er nicht einen Fuß breit von seinen Ansprüchen zu weichen gedachte.

Heinrich sah jetzt, daß die Synode anderen Zwecken dienen sollte, als man ihn glauben gemacht hatte; er wirkte deshalb ihr so weit entgegen, als es ihm möglich. Wenigstens seine hitzigsten Widersacher ließ er nicht nach Rom gelangen, wie Anselm von Lucca, Rainald von Como und Hugo, jenen übereifrigen Legaten Gregors in Burgund und Frankreich, der vom Bischof von Die inzwischen zum Erzbischof von Lyon aufgestiegen war. Die Gesandten des Gegenkönigs Hermann — es waren einige Kleriker und Mönche — wurden zwischen Viterbo und Sutri um den 11. November geradezu gefangen genommen, und ihre Haft mußte auch der Cardinalbischof Otto von Ostia theilen, welchen Gregor an den König abgeschickt hatte, wahrscheinlich um über den Bruch des gegebenen Versprechens Beschwerde zu führen. Kaum konnte zweifelhaft sein, daß die Gefangennehmung auf Befehl des Königs erfolgt war, und die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal hielt viele Bischöfe ab nach Rom zu gehen und der Synode beizuwohnen.

Dennoch eröffnete der Papst die Versammlung am 20. November im Lateran; nur aus Unteritalien waren die Bischöfe und Aebte zahlreicher erschienen, außerdem hatten sich aus Frankreich einige eingestellt. Drei Tage saß die Versammlung, und Gregor sprach vor ihr mit großer Beredsamkeit über den rechten Glauben, über den christlichen Wandel, über die Treue und Beständigkeit, welche in diesen schweren Zeiten für die Kirche von den Christen gefordert würden. Er sprach wie mit eines Engels Stimme und bewegte Alles zu Thränen. Aber Beschlüsse, welche zur Austragung des Streits mit dem Reiche hätten beitragen können, wurden nicht gefaßt; vielmehr war Gregor fest entschlossen abermals den Bann ausdrücklich über Heinrich, der seine Treulosigkeit abermals an den Tag gelegt habe, zu erneuern. Nur mit Mühe hielt man ihn davon ab, konnte aber nicht wehren, daß er dennoch das Anathem gegen Alle aussprach, die Jemanden nach Rom oder zum Papste zu gehen hinderten. Die Bannformel umging so Heinrichs Namen, in der That aber wurde der König von Gregor selbst zum Kampfe aufs Neue herausgefordert.

Und schon stand Heinrich wieder mit einem Heere vor Rom; da er zunächst die Beschlüsse der römischen Synode abwarten wollte, hatte

er Wibert in Ravenna zurückgelassen. Die Leosstadt stand ihm mit ihren abgetragenen Mauern freilich offen, aber die Burg, die man vor wenigen Monaten neben St. Peter errichtet hatte, war von den Römern niedergerissen; die kleine Besatzung, welche in derselben zurückgelassen, hatten die Sommerfieber fast ganz aufgerieben. Auch Udalrich von Godesheim, der mit ritterlicher Treue dem König so viele Jahre gedient hatte, war hier in der Fremde seinem Schicksal erlegen. Bald genug zeigte sich, daß die Stimmung des römischen Adels nicht mehr die alte war. Diese Herren mochten glauben, daß Heinrich selbst durch seinen Wortbruch ihre Friedensbestrebungen vereitelt habe; sie machten keine Anstalten ihm die Stadt zu übergeben. Es war das vierte Mal, daß Heinrich vor den Mauern erschien, um die Kaiserkrone zu empfangen: sollte er abermals ungekrönt abziehen?

Aber der Adel war durch den Vertrag gebunden, war durch Geißeln verpflichtet, und Heinrich bestand mit Ernst auf der Erfüllung des gegebenen Versprechens; er verlangte die Kaiserkrone, ob sie ihm nun Gregor oder ein anderer Papst aufsetze. Das Abkommen mit dem Könige, wenn dasselbe je ein Geheimniß gewesen war, kannte jetzt die ganze Stadt; man fürchtete das Schlimmste, wenn der Vertrag nicht gehalten würde. Kleriker und Laien bestürmten den Papst nachzugeben, fußfällig baten sie ihn sich der Stadt anzunehmen, die am Rand des Verderbens schwebe. Wenigstens so viel rang man endlich Gregor ab, daß er sich zu einer öffentlichen Krönung bereit erklärte, wenn der König öffentlich Buße thue und sich vom Banne lossprechen ließe; anderenfalls solle ihm die Krone nicht vorenthalten werden, aber nicht der Segen, sondern der Fluch werde sie begleiten. Es war eine Gregors nicht würdige Erklärung, lediglich darauf berechnet, den römischen Adel seines Versprechens zu entheben; der Papst wußte recht wohl, daß die Tage von Canossa nicht wiederkehren würden, am wenigsten jetzt, wo Heinrich mit einem Heere ihm gegenüber stand. Der Adel theilte dem König die Entschließung des Papstes mit und fügte hinzu, daß ihm Gregor, wenn er die verlangte Buße nicht leisten wollte, die Krone an einer Stange von der Engelsburg herabreichen lassen würde; vielleicht glaubte man so noch größerem Aergerniß vorzubeugen. Aber in der That fügte man zum Eidbruch — denn in dem Eide war lediglich von der Krönung, nicht vom Darreichen der Krone die Rede — offenbaren Hohn und nöthigte den König jede weitere Rücksicht gegen die Stadt aus den Augen zu setzen.

Er beschied sofort Wibert von Ravenna, entschlossen den Gegenpapst nun weihen zu lassen, um aus seiner Hand die Kaiserkrone zu empfangen.

Das Weihnachtsfest feierte Heinrich zu St. Peter und empfing um diese Zeit eine neue Gesandtschaft von Byzanz. Der Kaiser forderte Heinrich dringend auf sein Versprechen zu erfüllen und Robert in Apulien anzugreifen; zugleich sandte er ihm die zweite früher in Aussicht gestellte Summe, nicht durch Abälard, der inzwischen in Konstantinopel gestorben war, sondern durch einen gewissen Methymnes, der die Gesandtschaft führte. Dieses Geld von Byzanz wanderte zum großen Theil in die Straßen Roms und gewann hier schnell Heinrich neue Freunde. Schon war die Stadt von Neuem umstellt, und alle Schrecken der Belagerung traten der Bürgerschaft wieder vor die Seele. Unaufhörlich bestürmte sie deshalb den Papst nachzugeben, aber alle ihre Bitten waren vergebens. Die Gemüther wandten sich endlich von dem eisernen Manne ab, der kein Gefühl für die Seinen zu haben schien. Die Drohungen, wie die Silberlinge Heinrichs begannen einen um so tieferen Eindruck auf die Masse zu machen.

Indessen erfüllte Heinrich das Versprechen, welches er dem Kaiser gegeben, so weit er es bei der Lage der Dinge vermochte. Mit einem Theil seines Heeres ging er im Anfang des Februar 1084 über den Tiber, nahm dann wahrscheinlich seinen Weg durch das Marsische Land, wo ihm die Grafen zugethan waren, weiter durch die Mark von Camerino, welche er mit dem Herzogthum Spoleto einem einheimischen ihm geneigten Herrn, Ranieri mit Namen, schon früher übergeben hatte, und drang bis an die Grenzen Apuliens vor. Kaum hier angelangt, trat er aber den Rückweg an, denn es kamen ihm Botschaften zu, welche Aussichten auf die Unterwerfung Roms eröffneten. Er zog durch die Mark, das Herzogthum Spoleto und das Sabinerland zurück und begab sich dann nach dem Latinergebirge, wo er zu Albano mehrere Tage Hof hielt. Hier traf er mit Fürst Jordan und anderen Normannen aus Campanien zusammen, die sich als seine Vasallen bekannten. Auch der Abt Desiderius von Monte Cassino glaubte ohne Gefahr für sein Kloster den Hof jetzt nicht länger vermeiden zu dürfen, so sehr er, ein aufrichtiger Anhänger der Reformpartei und einer der geachtetsten Cardinäle der römischen Kirche, sich auch vor der Berührung mit dem Gebannten scheute. Er kam und unterwarf sich nicht allein, sondern ließ sich, kleinmüthig geworden, sogar zu dem Versprechen bewegen, Heinrich

zur Kaiserkrönung helfen zu wollen. Selbst die Gemeinschaft mit dem Gegenpapst, der inzwischen am Hof eingetroffen war, konnte er nicht vermeiden: Einen Trost für seine Nachgiebigkeit mochte er darin finden, daß auch der Cardinalbischof von Ostia, wie er sah, in der Haft zu Ansichten gelangt war, welche die streng kirchliche Partei kaum billigen konnte.

In Rom reiften inzwischen die Dinge der Entscheidung entgegen. Die Mehrzahl der Bürger war des unsicheren Zustandes längst müde und wollte sich Heinrich unterwerfen. Er erhielt Aufforderungen sich vor der Stadt zu zeigen. Am 20. März war er wieder in der Pfalz bei St. Peter, mit ihm seine Gemahlin, der Gegenpapst, die Bischöfe von Utrecht, Straßburg, Basel, Padua und Vicenza, der Herzog Ranieri, mehrere Markgrafen und vornehme Herren. Schon am anderen Tage wurde dem Könige das Thor St. Johann geöffnet; ohne Kampf zog er mit dem Gegenpapst ein und nahm sofort vom Lateran Besitz. Jubelnd empfing ihn das Volk, welches von der langen Kriegsnoth endlich befreit zu werden hoffte. Dem Könige erschien es fast wie ein Traum, daß er jetzt so leicht an ein Ziel gelangt war, dem er so lange vergeblich zugestrebt hatte und welches er schon zu erreichen verzweifelte.

Die Stadt war freilich nicht ganz in Heinrichs Gewalt. Mehrere Häupter des Adels, welcher den König zugleich betrogen und verhöhnt hatte, hielten an Gregor fest und stellten ihm sogar zum Unterpfand ihrer Treue Geißeln. In ihren Händen und in der Gewalt der Miliz des heiligen Petrus waren gerade die festesten Burgen der Stadt. Rusticus, ein Verwandter des Papstes, vertheidigte das alte Septizonium am Südfuße des Palatin, welches in eine starke Feste verwandelt war. Am Titusbogen besaßen die Frangipani einen Thurm, die Turris Cartularia, und auch dieses Geschlecht, dessen Haupt der Consul Cencius war, wankte nicht in der Treue zu einem Gebieter, dem es seine Macht dankte. Auf dem Capitol behauptete das alte Haus der Corsi seine Befestigungen, welche die Anhöhe unzugänglich machten. Der Papst selbst hatte sich wieder auf die Engelsburg zurückgezogen und hielt die Brücke aus der Stadt zu St. Peter gesperrt. Es waren längere Kämpfe vorauszusehen, ehe Heinrich jeden Widerstand beseitigte: deshalb verschob er dieselben bis nach der Weihe des Gegenpapstes und der Kaiserkrönung. Diese beiden Akte ließ er zunächst, soweit es möglich war, beschleunigen.

Noch am Tage des Einzugs wurde eine Synode zusammenberufen,

um über Gregor zu Gericht zu sitzen. Er wurde selbst vor dieselbe beschieden, aber leistete der ersten, zweiten und dritten Mahnung begreiflicher Weise keine Folge. Darauf wurde das Urtheil über ihn gesprochen, welches ohnehin feststand: Entsetzung und Excommunication. Die Wahl Wiberts erkannten nun auch die Römer nachträglich an, und schon am nächsten Tage nach dem Schluß der Synode — es war Palmsonntag — erfolgte die feierliche Weihe des Erzbischofs von Ravenna zum römischen Bischof; von diesem Tage an zählte er als Clemens III. die Jahre seines Pontificats. Am Ostertag (31. März) setzte der neue Papst dann Heinrich IV. und seiner Gemahlin die Kaiserkrone in St. Peter auf; zugleich bestellte das römische Volk den Sohn Heinrichs III. zum Patricius. In allen Stücken ahmte man die Vorgänge bei der Krönung am Weihnachtsfest des Jahres 1046 nach. Die Verhältnisse schienen denen, die damals obgewaltet hatten, sehr ähnlich, waren aber doch, wie sich bald zeigte, völlig andere.

Die Beschlüsse der römischen Synode, einer in Eile zusammengetretenen, aus lombardischen Bischöfen, Kriegsgefährten des Königs und römischen Laien bunt zusammengewürfelten Versammlung, boten zu den mannigfaltigsten Ausstellungen Anlaß. Bei der Absetzung Gregors und der Anerkennung des neuen Papstes waren die römischen Cardinäle, deren Mitwirkungsrecht über allem Zweifel erhaben war, so gut wie unbetheiligt geblieben; denn wenn auch einer oder der andere sich in der Folge auf Heinrichs Seite wandte, damals standen sie noch fast alle zu Gregor. Auch die Weihe des Gegenpapstes hatte deshalb an Formfehlern gelitten, die ihr alle Bedeutung zu rauben schienen. Dieselbe hatten nach altem Brauch die Bischöfe von Ostia, Albano und Porto vorzunehmen, aber keiner von ihnen wäre jetzt die Hand dabei zu bieten fähig gewesen: so mußten die Bischöfe von Modena, Bologna und Cervia, excommunicirte Suffragane von Ravenna, die Stellen der Consecratoren zu großem Aergerniß aller Frommen versehen. Den Gregorianern fiel es leicht glaublich zu machen, daß eine Weihe durch unberechtigte Consecratoren keine rechtlichen Wirkungen habe, daß Wibert demnach nicht der wahre Nachfolger Petri sei. Dies war die Meinung der Patarener in Italien, und Gebhard von Salzburg sorgte dafür, daß sie auch in Deutschland Verbreitung fand. „Die Gebannten,“ schrieb er an Hermann von Metz, „konnten dem Ravennaten nicht ihren Segen, sondern nur den Fluch, den sie selbst tragen, mittheilen, ihn nicht zum Haupt

der römischen Kirche, sondern nur zum Haupt ihrer Ketzerei erheben. Jeder Christ hüte sich also, sich vor dem Antichrist zu beugen, das vom Nabuchodonosor aufgerichtete Götzenbild zu verehren und so den verderblichen Fluch, der auf dem Häresiarchen ruht, auf sich selbst zu laden." Auch die Kaiserkrönung, welche Wibert vorgenommen hatte, sahen folgerichtig die Gregorianer als einen völlig bedeutungslosen Act an.

Dennoch war jetzt Heinrich Herr des größten Theils der Kaiserstadt und traf Anstalten, um auch den letzten Widerstand in derselben zu brechen. Schon in der Osterwoche kam es an der Brücke zur Engelsburg zu einem Kampfe zwischen den Getreuen Gregors und den Anhängern des Kaisers: er blieb ohne Erfolg. Dann aber gelang es Heinrich das Capitol zu gewinnen, die Thürme der Corsen zu brechen. Am 29. April hielt er, von einer großen Zahl seiner Großen umgeben, auf dem Capitol Gericht; er schaltete von hier über Rom, wie es heißt, „als wäre es sein eigenes Haus". Der wunderliche Benzo hatte ihm angerathen, wenn das Capitol in seine Hand fiele, es seinen Kriegsleuten zu übergeben und den römischen Adel in Ketten nach Sachsen führen zu lassen. So gewaltsame Maßregeln ergriff freilich Heinrich nicht, setzte jedoch den schon früher ernannten kaiserlichen Präfecten jetzt in Rom ein — sein Name war Petrus — und stellte den römischen Adel unter dessen Befehl. Nur das Septizonium und die Engelsburg hielten sich noch gegen die Angriffe des Kaisers. Das Septizonium wurde mit Widdern und anderen Belagerungsmaschinen berannt; einige Säulen des stattlichen Baues stürzten ein, doch die Besatzung hielt sich tapfer. Noch schwieriger schien es, die Engelsburg zu nehmen. Die ganze Miliz des römischen Volks bot der König auf, um die Burg zu umstellen, man führte um sie Mauern auf, um jeden Zugang unmöglich zu machen. Gregor wurde das Ende des Crescentius prophezeit, aber er baute auf die Festigkeit der alten Steinmassen, die ihn umfingen, und auf Robert Guiscard, zu dem bereits seine Boten den Weg gefunden hatten.

Obwohl Robert die Empörung in Apulien völlig bewältigt, hatte er sich doch immer noch nicht persönlich dem Papste zur Hülfe zu eilen entschlossen; ihn beschäftigten nun einmal die Dinge im Osten mehr, als das Schicksal Roms und der Kirche. Wacker hatte sich Jahr und Tag in Macedonien und Albanien Bohemund, dem Ruhme des Vaters nachstrebend, gegen Alexius herumgeschlagen, bis ihm im Sommer 1083 seine Ritterschaaren den Gehorsam versagten. Der vielen Drangsale,

denen keine lohnenden Erfolge entsprachen, müde, verlangten sie nach dem rückständigen Solde. Um seine leeren Kassen zu füllen, verließ Bohemund das Heer. Kaum hatte er sich aber entfernt, so löste sich alle Ordnung und Zucht. Die Meisten liefen zum Kaiser über, der ihnen Geld und Ehren bot. Alle festen Plätze, welche die Normannen im Innern gewonnen hatten, gingen wieder verloren; nur einige Küstenorte blieben noch in ihren Händen. Unablässig kreuzten inzwischen griechische und venetianische Schiffe auf dem adriatischen Meere, um auch diese letzten Reste von Robert Guiscards Eroberungen im Osten ihm zu entreißen und jeden Landungsversuch neuer Normannenschaaren zu verhindern. Robert rüstete Tag und Nacht eine Flotte, um im Frühjahr mit einem großen Heere nach Epirus zurückkehren zu können. Erst der Einfall Heinrichs und die Verbindung desselben mit Jordan zeigten ihm deutlich die Gefahren, die seinen Ländern drohten, wenn er jetzt aus ihnen wiche. Rom in Heinrichs Händen steigerte unermeßlich diese Gefahren; seit dem Falle der Stadt entschloß er sich daher den neuen Zug nach dem Osten auszusetzen, um endlich dem Papste die Hülfe zu leisten, die er so oft vergeblich beansprucht hatte.

Der Abt Jerento von Dijon, ein vertrauter Freund Gregors, der in dieser Leidenszeit eine rührende Treue dem Papste bewies, hatte mit einigen Cardinälen dem Herzog in Salerno den letzten Nothruf der römischen Kirche überbracht, der diesmal nicht wirkungslos verhallte. Schon rüstete Robert, und ein Heer von 6000 Reitern und 30,000 Mann Fußvolk stand ihm bald zu Gebote. Es waren Normannen und Langobarden, Apulier und Calabresen, selbst Araber aus Sicilien, die nun zum Schutze des heiligen Petrus auszogen, schnell zusammengeraffte, ziemlich zuchtlose Schaaren. Als Desiderius von Roberts Rüstungen hörte, benachrichtigte er sofort Gregor von der nahen Hülfe, machte aber zugleich auch dem Kaiser, dem er sich bereits verpflichtet hielt, von der drohenden Gefahr Meldung. Und bald erschienen Boten des Herzogs selbst vor Heinrich mit einer förmlichen Kriegserklärung. Als der getreue Sohn und Vasall des heiligen Petrus, meldeten sie, rücke Robert an, um den Papst, seinen Vater und Herrn, zu befreien; Heinrich solle Rom verlassen oder sich zum Kampfe mit den Normannen bereiten.

Der Kaiser war gegen ein Heer, wie es Robert führte, kaum hinreichend gerüstet und mußte fürchten in einen neuen Kampf verwickelt zu werden, der seine Rückkehr nach Deutschland bedeutend verzögern würde.

Schon hatte er frohlockend dorthin die Niederlage Gregors und die Erhebung des Gegenpapstes gemeldet, seine Kaiserkrönung verkündigt und seine nahe Zurückkunft in Aussicht gestellt, der seine Anhänger sehnlichst entgegenharrten; er selbst wollte möglichst bald den Glanz der neuen Kaiserkrone jenseits der Berge leuchten lassen. So entschloß er sich, dem Kampfe mit den Normannen auszuweichen und in Eile Rom zu verlassen. Nachdem er mit seinen Fürsten Rath gepflogen, versammelte er das römische Volk, erklärte ihm, daß er vorläufig nach der Lombardei abziehen müsse, und übergab ihm den Schutz der Stadt; nach seiner Rückkehr versprach er alle treuen Dienste nach Gebühr zu belohnen. Das römische Volk war in guter Stimmung gegen den neuen Kaiser und ahnte kaum die ihm drohende Gefahr. Mit Ehrenbezeugungen geleitete es Heinrich, als er am 21. Mai mit Wibert die Stadt verließ, und setzte in bisheriger Weise die Belagerung der Engelsburg fort.

Wibert begab sich nach Tivoli, wo er schon einmal seinen Sitz genommen hatte und dessen sichere Lage er kannte; unzweifelhaft blieb ein Theil des Heeres bei ihm zurück. Heinrich selbst trat in größter Eile den Rückweg an. Am 23. Mai war er in Sutri, um die Mitte des Juni bereits in Verona. Er sandte den Bischof von Utrecht nach Lothringen voraus, um Dietrich von Verdun, dem er die Sorge für das Land übertragen hatte, zu unterstützen. Das Schreiben an Dietrich, welches der Utrechter mitnahm, sprach nur von den wunderbaren Erfolgen des Kaisers in Rom, stellte Alles in ein mehr blendendes, als wahres Licht und verhieß, daß der Kaiser am Peter- und Paulstage (29. Juni) in Regensburg sein und sich dann nach Augsburg wenden würde. Noch wußte Heinrich schwerlich, welche schlimme Wendung inzwischen die Dinge in Rom genommen hatten. Die nächsten Tage müssen ihm die Kunde davon gebracht haben, aber sie hinderten ihn nicht die Alpen zu übersteigen; er begnügte sich ein lombardisches Heer Wibert zur Hülfe zu senden. Nach dreijähriger Entfernung kehrte er zur Heimath zurück, reicher an Erfahrungen, als an Siegen. Den heißen Boden Roms hat er, nachdem er seinen größten Widersacher dort bekämpft und sich die Kaiserkrone geholt, niemals wieder betreten.

Das schwere Schicksal Roms hatte sich auch jetzt noch nicht erfüllt. Während Heinrich dem Norden zueilte, zog Roberts Heer vom Süden heran, wahrscheinlich von Apulien aus dieselbe Straße verfolgend, die Heinrich vor Kurzem dorthin eingeschlagen hatte. Am 27. Mai stand

Robert mit seinem Heere vor der Stadt und bezog ein Lager vor dem Thore St. Johann bei einem alten Aquäduct. Die Thore der Stadt waren geschlossen, aber Robert hatte Freunde in derselben, und schon um die dritte Stunde des folgenden Tages wurden ihm und seinen Schaaren die Thore am Monte Pincio und auf der Flaminischen Straße heimlich geöffnet. So brachen die wilden Schaaren in die Stadt, und die Römer, überrascht, wußten ihnen nicht zu widerstehen. Unaufgehalten drangen die Feinde über das Marsfeld vor; der Stadttheil um die Kirchen der Heiligen Silvester und Laurentius wurde verheert und hier fast Alles in einen Schutthaufen verwandelt. Unter dem Rufe: Guiscard! Guiscard! stürmten die Normannen über die Petersbrücke nach der Engelsburg. Auch hier wurde an Gegenwehr nicht gedacht. Die Thore öffneten sich Robert; Gregor war befreit und begab sich mit seinem Retter in dessen Lager. Ein erfolgreicher Widerstand war jetzt den Bürgern nirgends mehr möglich; die Stadt lag Robert nach allen Seiten offen. Rom unterwarf sich dem Schwerte des siegreichen Abenteurers. Schon am anderen Tage, wie es scheint, zog er mit dem Papste in den Lateran ein.

Mit dem frechsten Uebermuthe schalteten Roberts Schaaren in der leicht bezwungenen Stadt. Der römische Stolz trug Vieles, aber nicht Alles, und bald entspannen sich Raufereien hier und dort, bei denen auch ein Vasall des Herzogs erschlagen wurde. Das Blut dieses Normannen ist den Römern theuer zu stehen gekommen. Der Herzog beschloß furchtbare Rache zu nehmen, um durch den Schrecken die Bürger von weiteren Widersetzlichkeiten abzuhalten. Die Stadt wurde der Plünderung preisgegeben und die Straßen um den Lateran und das Colosseum mit Feuer zerstört; ein Römer selbst, der Consul Cencius Frangipane, rieth den Normannen zur verruchten Brandstiftung. Alle Gräuel der Verwüstung kamen jetzt erst über Rom. Die Grausamkeit schwelgte im Morde der Männer, die viehische Begierde sättigte sich an den Frauen und Jungfrauen. Als des Mordes genug war, schleppte man viele tausend Gefangene in das Lager, um sie in die Sklaverei zu verkaufen. Mit welchen Gefühlen wird Gregor vom Lateran auf diese Schreckensscenen geblickt haben. Das Eine mußte ihm klar werden, daß eine nie mehr auszufüllende Kluft zwischen ihm und dem römischen Volke sich aufgethan hatte. Bald konnte er hören, wie man seinem Befreier und ihm im tödtlichsten Ingrimme fluchte, wie man sich dagegen nach Heinrich zurücksehnte, der wohl die Priesterstadt um den Vatican

zerstört und die Burgen des Adels gebrochen, aber die Häuser und das Leben der Bürger geschont hatte. Die Gräuel der Normannen, sagt ein Zeitgenosse, gewannen dem Kaiser mehr Herzen, als hunderttausend Goldstücke vermocht hätten.

Mit Recht mißtraute fortan Robert den Römern. Als er die Stadt verlassen wollte, um die nächstgelegenen Ortschaften im römischen Tuscien zu unterwerfen, ließ er sich deshalb von den Bürgern Geißeln stellen und sie in der Engelsburg, die er besetzt hielt, bewahren. Dann zog er mit dem Papste aus, und bald konnte Mathilde ihren Freunden in Deutschland melden, daß nicht nur Rom, sondern auch Sutri und Nepe wieder in der Gewalt des Papstes seien. In den letzten Tagen des Juni kehrten Gregor und Robert nach Rom zurück. Aber ohne Robert war Gregor keinen Augenblick mehr hier gesichert, und schon wurde es dem Herzog unheimlich in einer Stadt, wo ihm nur die Verwüstung und der unverhohlene Ingrimm einer verzweifelten Bevölkerung begegnete. Er versprach den Römern Schadenersatz: aber wie war derselbe zu leisten? Und was hätten die Römer noch von ihm erwarten und hoffen sollen? Er eilte aus der Stadt, und mit ihm zog der Papst. Wie ein Flüchtling verließ Gregor Rom, für welches er gelebt und gearbeitet hatte; die Verwünschungen der Römer gaben ihm das Geleit. Es war ein furchtbares Scheiden. Auf den Beistand des Himmels hatte er so fest gebaut, aber er war ihm versagt worden, und unter den Menschen hatte Niemand die Hand für ihn gehoben, als ein Abenteurer, den er mehr als einmal als einen Sohn der Ungerechtigkeit verflucht hatte. Unter dem Schutze normannischer Schaaren schied er von dem Lateran. Hier hatte er noch vor wenigen Jahren das Gebet an die Apostelfürsten gerichtet: „Vollziehet schnell an Heinrich euer Gericht, damit Jedermann erkenne, daß er nicht durch Zufall, sondern durch eure Macht untergeht!" Ein Gericht war vollzogen worden — aber wen hatte es ereilt? Sollte man nun der Himmlischen Macht oder den Zufall in ihm erkennen?

Eine nicht geringe Zahl der Cardinäle, Gisulf von Salerno, der treue Abt Jerento folgten dem Papste in die Verbannung. Unfreiwillig geleiteten ihn mehrere vornehme Römer, die Robert als Geißeln mit sich fortgeschleppt hatte, unter ihnen auch der kaiserliche Präfect Petrus. Das Normannenheer zog von Rom ab — nur ein Theil blieb als Besatzung der Engelsburg zurück — und wandte sich zunächst gegen Tivoli, wo Wibert sich inzwischen eingerichtet hatte. Es wäre kein ge-

ringer Gewinn gewesen, wenn Gregor den Gegenpapst in seine Gewalt bekommen oder mindestens von einem Platze verjagt hätte, der ihm die Rückkehr nach Rom so leicht machte. Die Stadt wurde berannt, aber widerstand, und Robert, der sich auf eine längere Belagerung nicht einlassen wollte, zog alsbald ab. Er geleitete dann Gregor nach Monte Cassino, wo Desiderius den Nachfolger Petri nicht allein mit allen Ehren empfing, sondern auch aus den reichen Einkünften seines Klosters fortan für ihn und die flüchtigen Cardinäle den Lebensunterhalt zu tragen sich verpflichtete. Später ging Gregor mit dem Herzoge nach Benevent, endlich nach Salerno, welches er nicht wieder verlassen sollte.

Wibert kehrte bald nach Roberts Abzug, wie es scheint, nach Rom zurück. Ohne Gefährdung feierte er dort das Weihnachtsfest 1084 und verweilte sich in der Stadt bis in den folgenden Sommer. Die Gesinnung der Masse war jetzt entschieden dem Kaiser günstig, und Wibert benutzte die Stimmung, um seine Macht in Rom zu befestigen. Schon hatten sich manche Cardinäle auf seine Seite gewendet, und es bildete sich um ihn ein geistlicher Hof von erklärten Gegnern des Gregorianischen Systems. Auch jener Hugo der Weiße, der Hildebrand erhoben und dann mit unversiegbarem Haß an seinem Untergange gearbeitet hatte, kam noch einmal zu Ehren; er wurde zum Gegenbischof in Palestrina bestellt. Die Grafen der Campagna hatten meist schon längst Gregor abgesagt; auch Sutri und Nepe fielen wieder in die Hände Wiberts, welcher seinen Neffen Odo zum Grafen von Sutri einsetzte. Die alte Ordnung der Dinge schien sich im Römischen herzustellen, Wibert nur Gerberts Werk fortzusetzen. Dennoch zeigte sich schnell genug, daß die Ottonischen Zeiten vorüber: Wibert bedeutete wenig ohne den Kaiser, und dem Kaiser selbst blieb Rom, nachdem er dort die Krone gewonnen, fast gleichgültig.

Seit mehr als einem halben Jahrtausend, seit jenen Tagen, wo Belisar und Totila in Rom und um Rom gestritten hatten, war dies nicht einer so andauernden, so verzehrenden Kriegsnoth ausgesetzt gewesen. Damals bot Rom nur den unglücklichen Kampfplatz, auf dem fremde Heere sich maßen und wo die Waffen Anderer über sein Schicksal entschieden. Jetzt hatten die Römer ihre eigenen Leiber in den Streit geworfen, um ihren Antheil am Papstthum und die Herrschaft des Statthalters Petri zu vertheidigen. Wie sie einst den zweiten und dritten Gregor gegen das Ostreich geschützt hatten, so jetzt

einen anderen Gregor gegen die Macht des hergestellten abendländischen Kaiserthums. Gegen Byzanz hatten sie in Italien und außerhalb mächtige Bundesgenossen gewonnen, mehr durch die Politik als mit dem Schwerte ihre Sache durchgeführt; dem deutschen Kaiserthum standen sie allein gegenüber und Alles war dem Schwerte anheim gegeben. Jetzt mußte sich zeigen, ob das Geschlecht des Mars nicht ganz ausgestorben sei. Die Vertheidigung der Stadt bewies, daß dieses Volk unter der Einwirkung eines muthigen Führers noch der Aufopferung und starker Entschlüsse fähig sei. Es war nichts Geringes, daß man drei Jahre Noth und Elend ertrug, ehe man dem Feinde die Thore öffnete; es war viel, daß man so lange dem Eisen trotzte, mehr noch bei der Verderbtheit der Masse, daß sie erst spät dem Golde Heinrichs sich preisgab. Die Muthlosigkeit und Treulosigkeit, welche endlich einrissen, sind nur zu erklärlich, und es ist für die Geschichte des Papstthums von den schwersten Folgen gewesen, daß Hildebrand die Tage der Treue zu leicht vergaß und für die Schwächen des Volks kein anderes Gefühl, als das der Vergeltung, kannte.

Wenig wollte besagen, daß für den Augenblick wieder der vom Kaiser gesetzte Papst die Oberhand in der Stadt erhielt; von ganz anderer Bedeutung war, daß zwischen der römischen Bürgerschaft und dem reformirten Papstthum ein auch durch die Länge der Zeit nicht auszuheilender Bruch erfolgt war. Jene Päpste, welche mit ihren Anathemen die Fürsten und Völker schreckten, welche die Herrschaft über die abendländische Kirche im Vollgefühl einer schrankenlosen Gewalt übten, haben selten in Rom einen umfriedeten Sitz gehabt, nirgends hat ihre Macht weniger gegolten, als in ihrer eigenen Stadt und ihrem eigenen Sprengel, wie Flüchtlinge sind sie meist in der Welt umhergezogen, von den Verwünschungen ihres Volkes verfolgt. Nichts hat vielleicht mehr dazu beigetragen, daß dieses Papstthum sich in die Irrgänge einer unstäten Politik, bald die Mächtigen der Erde durch Nachgiebigkeit gewinnend, bald die Mittel der Kirche für weltliche Kämpfe hingebend, immer aufs Neue begab, als daß es an der Stelle, an die es einmal gekettet war, kein sicheres Dasein gewinnen konnte.

Nicht minder schwer waren die Folgen jenes Bruchs für die Stadt. Mit Wehmuth sahen die Einheimischen und Fremden überall dort die Spuren der neuen Verwüstung. Kostbare Reste des Alterthums, welche Gothen und Vandalen geschont hatten, waren von den wilden Schaaren

Roberts zerstört worden; ehrwürdige Gotteshäuser, welche die christliche Zeit errichtet, lagen in Schutt und Asche. Als Bischof Hildebert von Tours mehr als zehn Jahre später durch Rom wandelte, schien ihm die Stadt noch ein großes Trümmerfeld. Dem Schmerz um sie gab er in Elegien Ausdruck, die in dem Klageruf ausklingen: „Rom ist gefallen und gedenkt selbst kaum der alten Größe, von der nur die Ruinen zeugen!“ Wo einst die Tempel der alten Götter und die Kaiserpaläste standen, sah man nun rohe, unförmliche Burgen, in die morschen Reste alter Pracht hineingebaut und sie entstellend. Selbst die Kirchen waren mit Wällen und Mauern umgeben; St. Peter sah einer Feste ähnlicher, als einem Tempel. Stadttheile, die bisher stark angebaut waren, wie die Gegend um den Lateran, den Aventin und Cölius, fingen an zu veröden. So verändert waren die äußeren Verhältnisse der Stadt, daß man die Eintheilung derselben nach den bisherigen Regionen aufgab und eine neue einführte.

Die Spuren der Verwüstung verschwanden so bald nicht wieder, wurden vielmehr breiter und tiefer gezogen, da sich geordnete Verhältnisse über ein Jahrhundert nicht wieder herstellen wollten. Das päpstliche Regiment, wie das kaiserliche, konnte sich nicht mehr in alter Weise befestigen; die Gewalt in der Stadt kam an adlige Factionen, die bald die Sache des Reichs, bald die der Kirche zum Deckmantel ihrer eigenen Interessen nahmen. Sie setzten sich in den Besitz jener festen Burgen und boten dort den Päpsten, wenn es ihnen beliebte, eine Zufluchtsstätte. Die städtische Masse hatte nur als Anhang dieser mächtigen Herren noch Bedeutung, und sie verkaufte sich dem, der seine Clientschaft am besten besoldete. Der Hunger des römischen Volks nach Gold war längst der Welt bekannt, nie aber war er grauenvoller zu Tage getreten, als es jetzt geschah. Auch in dem römischen Klerus, welchen die Factionen des Adels in gleicher Weise sich dienstbar machten, wie das Volk, schien die Habgier jedes andere Interesse zu verdrängen; man meinte bald im ganzen Abendlande, daß wer nach Rom gehen müsse, vor Allem seine Säckel zu füllen habe, und Nichts machte die päpstlichen Legaten verhaßter, als daß sie überall nur auf Geldgewinn bedacht schienen. Kaum war Rom der Simonie entgegengetreten, so zeigte es sich selbst ganz in simonistische Gräuel versunken. Der Ruf des Jugurtha über das käufliche Rom ertönte jetzt nicht aus einem Munde; aller Orten konnte man ihn vernehmen. Man beschuldigte die Römer, daß sie sich nicht an

einem Papste genügen ließen, sondern geflissentlich zwei aufwürfen, um einen mit dem anderen zu schrecken und so abwechselnd von beiden Geld zu erpressen. Längst glaubte man nicht mehr an römische Tugend, aber jetzt nannte man Rom die Stätte aller Schmach, wo man mit schamloser Stirn nur die Künste des niedrigsten Gewinnes triebe.

Die Stadt verfiel und das Volk versank, während die kleinen Tyrannen Roms ihre Macht zu erweitern suchten, indem sie inmitten der Ruinen mit der käuflichen Masse ihre Raubfehden ausfochten. Durch die großen Interessen, die sich noch immer an den Namen Roms knüpften, erhielten diese Raufereien eine Bedeutung, die sie an sich niemals hätten erlangen können. Das deutsche Kaiserthum und das freie Papstthum galten jenen römischen Herren an sich gleich wenig; ihr Blick reichte kaum über die letzten Burgen der Campagna hinaus, und die universale Stellung des Kaiserthums und Papstthums machte ihnen geringe Sorge. Aber ihr Vortheil war Parteiung zu machen, und Roms Verhältnisse führten von selbst dahin, daß sich eine kaiserliche und päpstliche Partei bilden mußte. Zu jener hielten sich besonders die alten Geschlechter, vor Allen die Grafen von Tusculum und das sich damals von ihnen abzweigende Haus der Colonna, wie die Sippe jenes übelberüchtigten Cencius; auch die Corsen traten, obwohl Heinrich ihre Burgen gebrochen, bald auf jene Seite. Die neuen Geschlechter waren meist erst durch Gregor emporgekommen und sahen sich deshalb als Schützer der kirchlichen Sache an. Ihre Häupter waren damals der aus jüdischem Stamm entsprossene Petrus, Leos Sohn, und Cencius Frangipane; das Geschlecht des Trasteveriners Cencius, der für Gregor sein Blut vergossen, scheint mit ihm erloschen. Leute aus dem Ghetto und aus Trastevere stellten sich jenen Senatoren an die Seite, welche ihren Stammbaum auf die Julier und Anicier zurückführen wollten.

Wohl hätte neues Blut dem abgelebten Körper des römischen Adels heilsam sein können, wäre dasselbe nur reiner gewesen. Leider kamen aber zu den verderbten Säften kaum minder verderbte. Der Adel vermehrte sich so, ohne geistig gehoben zu werden und innerlich zu erstarken. Mit ihm wuchs nur die Habgier, die Sucht durch großen Anhang zu glänzen, die Lust an Händeln und Raufereien, und auch die Masse wurde immer feiler, wüster und seditiöser. Erscheinungen, wie sie einst den Sturz der alten Republik herbeigeführt hatten, wieder-

holten sich; doch fehlte der äußere Glanz und die geistige Kultur, welche die Zeit der Triumvirn verherrlichten, es mangelte die welthistorische Bedeutung, welche damals Roms inneren Kämpfen beiwohnte. Ob diese Römer sich noch die Herren der Welt dünkten, ob sich auf sie das Uebermaß stolzen Selbstgefühls und das Gefallen an himmelstürmenden Phrasen von den Vorfahren vererbt hatte: sie fristeten unter Ruinen ein verächtliches Dasein, die entarteten Reste einer Bürgerschaft, welche die Welt einst mit ihrem Ruhme erfüllt hatte.

Gregor wollte Rom und die Römer groß machen: es ist ihm dies so wenig gelungen, wie er der Kirche ihre Reinheit zurückzugeben vermochte. Das kaiserliche Regiment in Rom hat er für immer gebrochen, aber die päpstliche Herrschaft, die er in der alten Weltstadt aufzurichten beabsichtigte, nicht festgestellt. Die Zeit war der Entwickelung freier städtischer Verfassungen nicht ungünstig; gerade aus dem Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum ist die Freiheit der lombardischen und tuscischen Städte erwachsen. Aber die Römer jener Zeit waren kein Volk, welches in der Luft der Freiheit gedieh; als die Herrschaft der Kaiser und Päpste nicht mehr drückte, schien das verderbte Geschlecht nur im Joch kleiner Tyrannen fortleben zu können. Noch einmal gedenken wir an das Wort eines italienischen Mönchs aus jener Zeit: „Der Anstand ging in Rom verloren, seit die Macht der Deutschen verfiel" *).

6.

Fortdauer der Kirchenspaltung.

Das Ende Gregors VII. und Robert Guiscards.

Von Canossa nach Salerno war wahrlich ein weiter und schwerer Weg, welcher die Kraft jedes anderen Sterblichen gebrochen hätte. Gregor ließ, obgleich sein Leib hinwelkte, den Muth nicht sinken; auch nach so vielen Niederlagen und Täuschungen glaubte er noch an den

*) Vgl. S. 231.

Sieg seiner Sache, die ihm Gottes Sache war. Zu Salerno war er derselbe, der er in Rom gewesen.

Auf einer Synode schleuderte er abermals den Bann gegen Heinrich und Wibert und sandte Legaten in die Welt hinaus, um die alten Freunde zu ermuthigen und neue zu werben. Gisulf von Salerno und der Cardinalbischof Petrus von Albano gingen nach Frankreich, zunächst nach Cluny; der Abt Jerento von Dijon verließ mit ihnen Salerno, um den weiten Weg zu jenem tapferen Sisenand zu machen, der Coimbra den Arabern entrissen und den er nun zu einem anderen Glaubenskampf aufrufen sollte*). Für die Mission nach Deutschland wurde der Cardinalbischof Otto von Ostia bestimmt; sie bedurfte vor Allem eines vielgewandten Mannes.

Das Schreiben an „alle in Christo Getreuen, die wahrhaft den apostolischen Stuhl lieben", welches diese Legaten zu verbreiten hatten, bezeichnet klar die Stimmung und die Absichten Gregors. Er verweist darin auf die Verfolgungen, welche er erlitten, weil er nicht habe dulden dürfen, daß die Kirche, Gottes Braut, zur Magd erniedrigt werde; während in allen Ländern auch die niedrigsten Weiblein sich nach dem herrschenden Recht und ihrer Neigung den Gatten wählen dürften, sollte die heilige Kirche nicht nach göttlichem Recht und eigener Bestimmung ihrem Bräutigam anhangen, weil die Gottlosen und eine verdammliche Gewohnheit dawider seien; die Söhne der heiligen Kirche sollten Ketzer, Ehebrecher und Eindringlinge als ihre Väter anerkennen, welche auf sie die Schmach unreiner Abkunft brächten. „Ich rufe, rufe" — fährt er fort — „und rufe abermals und verkündige euch: die christliche Religion und der wahre Glaube, welchen der Sohn Gottes, vom Himmel kommend, uns durch die Väter gelehrt hat, sind völlig in weltlichem Wesen untergegangen und so gut wie vernichtet; sie haben ihren alten Glanz verloren und sind nicht nur dem Teufel, sondern auch den Juden, Saracenen und Heiden zum Spott geworden. Denn diese bewahren doch ihre Gesetze, obwohl sie ihnen kein Seelenheil mehr gewähren und nicht durch göttliche Wunder bestätigt werden, nach ihrem Glauben; wir aber leben, in Weltlust und Ehrgeiz befangen, Religion und Ehrbarkeit

*) Jerento ist nie nach Coimbra gelangt. Als er in Frankreich landete, trieb ihn die Sehnsucht nach Dijon zurück; hier weilte er noch, als die Nachricht vom Tode des Papstes eintraf.

der Begierde und dem Hochmuth opfernd, ohne Gesetz und sind wie die Thoren; denn wir haben weder in diesem noch in jenem Leben gleich unseren Vätern Heil und Ruhm, ja wir hoffen nicht einmal darauf, wie wir doch sollten. Giebt es solche, die Gott fürchten, so sind ihrer doch Wenige, und diese Wenigen denken nur an ihre eigene Seele, handeln aber nicht freudigen Muths für das allgemeine Wohl ihrer Brüder. Denn wer setzt aus Furcht oder Liebe zu Gott, in dem wir leben, weben und sind, seine Kraft und sein Leben daran, wie es die weltlichen Ritter für ihre Herren und selbst für ihre Freunde und Untergebenen thun? Viele Tausende gehen täglich in den Tod für ihre zeitlichen Herren, für den Herrn im Himmel und unseren Heiland aber scheuen sie nicht nur den Tod, sondern wollen nicht einmal die Mißgunst der Menschen tragen. Noch giebt es Einige, so überaus gering ihre Zahl ist, welche sich aus Liebe zu dem Gesetz Christi den Gottlosen bis zum letzten Athemzuge widersetzen, aber sie werden von den Brüdern nicht nur nicht unterstützt, sondern für unklug, unvorsichtig und wahnwitzig gehalten." So ergehe es ihm, sagt Gregor und verlangt deshalb, daß man mit allem Ernst den Ursachen seiner Leiden nachdenke; sein ganzes Streben sei nur dahin gerichtet, daß die Kirche ihre alte Herrlichkeit wiedergewinne, frei, keusch und rechtgläubig sei, deshalb habe sich der Satan gegen ihn gewaffnet und Schlimmeres vollbracht, als ihm je seit Konstantins Zeiten geglückt. „Und nun, liebe Brüder," — so schließt das Schreiben, — „nun merket wohl, was ich euch sage. Alle, die auf dem ganzen Erdkreis mit dem christlichen Namen genannt werden und den christlichen Glauben recht kennen, wissen und glauben, daß der heilige Apostelfürst Petrus der Vater aller Christen und nach Christus ihr erster Hirt, wie daß die heilige römische Kirche die Mutter und Meisterin aller Kirchen ist. Wenn auch ihr nun dies glaubt und fest daran haltet, so bitte und befehle ich als euer Bruder in meiner Schwäche und ohne mein Verdienst euer Meister euch jetzt bei dem allmächtigen Gott: helfet mit allem Ernst eurem Vater und eurer Mutter, wenn ihr anders durch sie Vergebung eurer Sünden, Segen und Gnade in diesem und dem zukünftigen Leben gewinnen wollt. Der allmächtige Gott, von dem alle gute Gabe kommt, erleuchte euern Sinn und mache ihn reich an Liebe zu ihm und dem Nächsten, so daß ihr um jenen euren Vater und jene eure Mutter in kindlicher Liebe euch verdient machen und ohne Scham dereinst vor sie treten könnt. Amen."

Augenscheinlich wollte der Papst ein Glaubensheer versammeln, um mit demselben wieder nach Rom zurückzukehren. Seine Legaten werden besonders auf die Werbung eines solchen Heeres gerichtete Aufträge gehabt haben. Zugleich aber erhielten sie Anweisung zur Erhebung bestimmter Abgaben von den Gläubigen. Karl der Große, schrieb der Papst an Petrus und Gisulf, habe für die römische Kirche alljährlich eine Steuer von 1200 Pfund Silber an drei Orten in Gallien — zu Aachen, Le Puy und S. Gilles — erheben lassen, und nach dieser Anordnung solle jetzt in ganz Frankreich von jedem Hause, wo man den Apostel Petrus als Vater und Hirten anerkenne, mindestens ein Denar gesteuert werden. Auch Otto von Ostia wird eine ähnliche Anweisung erhalten haben, denn zu derselben Zeit erklärte der Papst, daß Karl ganz besonders Sachsen dem heiligen Petrus untergeben und ihm zum Zeichen seiner Abhängigkeit einen Peterszins auferlegt habe.

Die Legaten scheinen indessen die Gläubigen weder zur Vertheidigung des heiligen Petrus mit gewaffneter Hand noch zu Geldbeiträgen für denselben besonders geneigt gefunden zu haben. Die Stimmung des Augenblicks war ihrer Sache wenig günstig; das rücksichtslose Verfahren des Papstes wurde nicht selten jetzt, wo der Erfolg gegen ihn entschieden hatte, einer nicht minder rücksichtslosen Prüfung unterworfen. Namentlich erhob man in Deutschland den Einwurf, daß Heinrich nach kanonischen Bestimmungen einem Richterspruch nicht habe unterworfen werden dürfen, da er durch die Erhebung der Sachsen und die Wahl Rudolfs nicht im vollen Besitz seiner Amtsgewalt und seiner Güter gewesen sei. Otto von Ostia und seine Freunde wußten dagegen kaum eine andere Einwendung zu machen, als daß ein Spruch Roms nur vom Papste selbst reformirt werden könne.

Es entging Gregor nicht, welche Kritik gegen sein Verfahren geübt wurde, und er beeilte sich sie zu entkräften. In einem offenen Schreiben an alle getreuen Söhne der Kirche erklärte er: an einem völlig sicheren Ort, wohin sich Freunde und Feinde geistlichen und weltlichen Standes gefahrlos begeben könnten, wolle er eine Synode halten, dort den Uebelthäter, welcher den Streit zwischen Kirche und Reich erregt und genährt habe, enthüllen*) und den allgemein gewünschten Frieden herstellen,

*) An Hugo den Weißen oder Wibert wird zu denken sein.

wie auch den apostolischen Stuhl gegen die erhobenen Anklagen rechtfertigen, zuvor aber sollten vor Allem die Besitzungen, welche der römischen Kirche entrissen, ihr zurückgegeben werden. So macht er einen Anspruch, den man für Heinrich erhoben, auch für sich geltend; auch er will nur zur Rechenschaft verpflichtet sein, wenn er zuvor in alle seine Rechte eingesetzt ist; auch er schilt das über ihn gefällte Urtheil, weil man ihn zuvor seiner Güter beraubt hat. Zugleich verschmäht er aber nicht sich in dem erwähnten Schreiben gegen die von den Gegnern behauptete Uebertretung der kanonischen Bestimmungen zu vertheidigen: nicht er, betheuert er, habe Heinrich des Reichs vor der Excommunication beraubt, nicht auf seinen Rath oder Befehl habe Rudolf das Reich übernommen, vielmehr habe er öffentlich vor einer Synode erklärt, daß die Bischöfe, welche jenen eingesetzt, wenn sie diesen Schritt nicht verantworten könnten, ihrer Würden entkleidet und Rudolf der Krone verlustig erklärt werden solle, eine Untersuchung der Sache, wie er sie verlangt, sei aber gerade durch Heinrich und dessen Partei vereitelt worden.

Kaum hat Gregor selbst an die Synode, welche er in Aussicht stellte, ernstlich gedacht; den Kriegszug gegen Rom behielt er dagegen stets im Auge. Es konnte ihn ermuthigen, daß Mathilde, bald nachdem Heinrich Italien verlassen, einen namhaften Vortheil davon getragen hatte. Unter dem Markgrafen Albert, den Bischöfen von Parma und Reggio hatte sich nämlich auf den Befehl des Kaisers ein beträchtliches Heer in der Lombardei gesammelt, um Wibert zur Hülfe zu eilen: dieses Heer wurde, als es durch das Gebiet von Modena zog, von den treuen Vasallen Mathildens bei der Burg Sorbaria am 2. Juli 1084 überfallen und ganz auseinander gesprengt. Das reiche Lager der Lombarden fiel in die Hände der Sieger; der Bischof von Parma gerieth mit sechs Capitanen und etwa hundert Rittern in Gefangenschaft, der Markgraf wurde schwer verwundet, und der Bischof von Reggio rettete kaum das Leben. Seitdem war Mathildens Macht merklich wieder erstarkt; Hugo der Weiße, der in der Lombardei zurückgeblieben, hatte sich dort nicht mehr für sicher gehalten und sich zu Wibert begeben. Mit Mathilden und Herzog Robert im Bunde hätte Gregor jetzt leicht den Gegenpapst aus Rom verjagen können. Aber die Gedanken des Normannen hatten sich längst wieder auf den Osten gerichtet, und an seinem Ehrgeiz scheiterten zunächst die Hoffnungen Gregors.

Nachdem sich Robert mit Jordan ausgesöhnt hatte, war er mit einem stattlichen Heere auf 120 Kriegsschiffen zu Brindisi im September 1084 in See gegangen; seine drei Söhne Bohemund, Roger und Guido begleiteten ihn, während Sigelgaita diesmal zurückblieb. Unbehindert durch die Flotten der Griechen und Venetianer, landete Robert an der Küste von Epirus, wo er sich der festen Plätze von Valona und Butrinto bemächtigte. Noch lag eine normannische Schaar in der Feste Corfu, obwohl die ganze Insel in den Händen der Griechen und Venetianer war: jene Schaar zu befreien war Roberts nächste Aufgabe, doch war sie nicht leicht zu lösen. Zweimal hatte seine Flotte mit den venetianischen Schiffen ein unglückliches Treffen, erst im dritten Kampfe gewann sie einen unbezweifelten Sieg. In Folge desselben fiel endlich ganz Corfu in Roberts Hände, und die Bahn für größere Unternehmungen schien geöffnet. Er ließ die Flotte bei Oricus überwintern und bezog mit dem Landheer ein Lager an einem Ort, Bundicea genannt; mit dem Frühjahr wollte er dann Konstantinopel selbst angreifen. Da kam ein furchtbares Verhängniß über ihn und die Seinen. Eine Seuche brach in dem Heere aus, der in weniger als drei Monaten gegen zehntausend seiner Krieger erlagen; auch Bohemund erkrankte so heftig, daß er nach Italien zurückkehren mußte. So schwer dies Leiden war, lähmte es den Muth des alten Helden nicht; er gab den Krieg nicht auf, obwohl er noch bei Anbruch der besseren Jahreszeit an jeder Bewegung gegen den Feind gehindert war.

Die Nachrichten, welche in Salerno vom Heere eintrafen, erregten Gregor wenig Hoffnung noch einmal in den Lateran einzuziehen, und bald fühlte er selbst, daß er seine Tage im Exil beschließen müßte. Die Körperkräfte des mehr als sechszigjährigen Mannes nahmen mit großer Schnelligkeit ab, er sah sein nahes Ende vor Augen. Am 18. Mai, wie erzählt wird, erklärte er den Cardinälen, die sich in der Erwartung seines Heimgangs um ihn zu sammeln anfingen, daß er nur noch acht Tage zu leben habe, und bestimmte sogar die Stunde seines Abscheidens. Die Cardinalbischöfe, die zugegen waren, wollten nun seine letzten Bestimmungen entgegennehmen. Sie befragten ihn über die Wahl seines Nachfolgers, nach einigem Bedenken nannte er Anselm von Lucca, Otto von Ostia und Hugo von Lyon und fügte hinzu: „Wen von diesen drei ihr haben könnt, den wählt!“ Auch wegen der Excommunicirten wollten sie seine letzte Meinung hören; darüber be-

fragt, gab er zur Antwort: „Heinrich und Wibert und alle einflußreichen Personen, die mit Rath und That ihre verruchte Gottlosigkeit unterstützt haben, absolvire ich nicht, wofern sie nicht vor euch und nach eurem Ermessen in geziemender Weise nach den Kirchengesetzen Buße thun; sonst spreche ich frei und segne ich Alle, welche den festen Glauben haben, daß ich als Stellvertreter des heiligen Petrus diese geistliche Gewalt besitze."

Bald wurde verbreitet, daß Gregor in seinen letzten Augenblicken über sein Verfahren gegen den Kaiser und den Gegenpapst Reue bezeigt und dasselbe durch eine feierliche Absolution rückgängig gemacht habe: es war das eine geflissentliche Entstellung der Wahrheit. Gregor ist in der Ueberzeugung gestorben, in welcher er gelebt, gekämpft, gesiegt und gelitten hat, in der Ueberzeugung, daß die Freiheit und Herrschaft der Kirche die göttliche Gerechtigkeit und das einzige Heil der Welt sei, jede Auflehnung gegen die Kirche und ihr Haupt, den Statthalter Petri, deshalb als die äußerste Verruchtheit mit allen geistlichen und weltlichen Strafen zu verfolgen sei. Weil seine Sache Gottes Sache sei, deshalb allein baute er so fest auf ihren Sieg. Daß er diesen Sieg nicht selbst mehr sehen sollte, war die letzte und bitterste Täuschung seines Lebens. Aus ihr gingen die Worte hervor, mit denen er von der Welt schied: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt: deshalb sterbe ich in der Verbannung." Nicht versöhnt mit den Menschen und den Dingen hienieden, ist der unerschütterliche Mann in das Grab hinabgestiegen.

Am 25. Mai 1085 endete Gregor. Mit großen Feierlichkeiten wurde die Leiche in der Krypta des Doms von Salerno beigesetzt, den Herzog Robert mit großer Pracht errichtet und Gregor selbst noch vor Kurzem geweiht hatte. Es war ein großer Tag für Heinrich, als der Mund verstummte, dessen Hauch sein ererbtes Kaiserreich über den Haufen zu werfen Manchem mächtig genug schien.

Nicht allein ging Gregor zu den Todten. An einem Tage mit ihm endete Erzbischof Thedald von Mailand, dessen Weihe zum Ausbruch des großen Kampfs zwischen Papst- und Kaiserthum einst am meisten beigetragen, dessen Vasallen dann Heinrich die wirksamsten Waffen gegen Rom geboten hatten. Thedald starb zu Arona, einer Burg am Lago maggiore. Gleichzeitig mit ihm oder wenig später schieden noch Andere, welche bisher der kaiserlichen Sache wesentliche Dienste

geleistet hatten: die Bischöfe von Parma und Reggio, der Markgraf Albert, der Herzog Ranieri und Graf Boso. Es war eine schwere Zeit über Italien, namentlich die Lombardei gekommen: der Po trat aus seinen Ufern, überschwemmte die Dörfer und Aecker und machte Alles weithin unbewohnbar. Zugleich brach eine furchtbare Hungersnoth aus, so daß man selbst Menschenfleisch genoß. Dann griff eine Seuche um sich, die mehr als den dritten Theil der Bevölkerung hingerafft haben soll.

Die Gregorianer sahen in diesen Plagen die Rache des Himmels über die Ketzerei der Lombarden. Aber auch sie selbst erlebten die schmerzlichsten Verluste: vor Allem wurde ihnen der Mann entrissen, auf den sie nach dem Tode ihres großen Führers besonders ihre Hoffnungen setzten. Am 18. März 1086 folgte Anselm von Lucca seinem Meister und Freunde in das Grab. Gleich diesem starb auch er in der Verbannung, gleich ihm fest in der Ueberzeugung, für die er so Vieles erlitten. Der römische Cardinal Damianus, der damals die Abtei Nonantula leitete, die Gregorianischen Bischöfe von Modena, Reggio und Mantua umstanden mit vielen anderen Klerikern und Laien Anselms Sterbelager in Mantua und hörten seine letzten Worte: sie waren eine Aufforderung, in den Lehren Gregors auszuharren, und Segenssprüche für Alle, die in der Treue blieben. Anselm hatte sein Grab in dem nahen Kloster S. Benedetto am Po zu finden gehofft, wo er einst als Mönch gelebt hatte: aber Bischof Bonizo von Sutri, der, aus seinem Sprengel vertrieben, damals bei Mathilde das Gnadenbrot aß, hielt es für unpassend, die Reste eines solchen Heiligen in das Dunkel eines Klosters zu bergen, und erwirkte, daß sie in dem Dom von Mantua beigesetzt wurden. Hier wollte man bei dem Grabe des neuen Heiligen bald noch mehr Wunder bemerken, als bei der Papstgruft in Salerno.

Die beiden Männer waren dahin, die in dem schweren Kampfe gegen Heinrich bisher Mathildens Stützen gewesen waren, und Niemand besaß nur von fern eine ähnliche Macht über sie, wie jene geübt hatten. Man konnte zweifeln, ob ein Weib nun in sich allein eine Kraft festen Widerstandes finden würde, wie sie in diesen Wirren bisher wenige Männer bewährt hatten. Wankte sie, so schien mindestens in Italien die Sache der Gregorianer verloren. Denn auch Robert Guiscard, dem ohnehin die Partei niemals hatte vollen Glauben schenken können, war nicht mehr unter den Lebenden, und sein Erbe, selbst in seiner

Herrschaft gefährdet, war nicht im Stande, eine bedenkliche Sache zu stützen.

Noch im Lager von Bundicea hatte Herzog Robert die Nachricht von Gregors Tode erhalten; man erzählt, daß der Heimgang dieses Kirchenfürsten, der erst sein bitterster Widersacher, dann sein Schützling gewesen war, den greisen Kriegsmann zu Thränen gerührt habe. Gerade damals gedachte Robert den neuen Feldzug gegen Konstantinopel zu beginnen und hatte seinen Sohn Roger ausgesandt, um sich der Insel Kefalonia zu bemächtigen: er wollte des ionischen Meeres ganz sicher sein, ehe er seine Truppen weiter vorführte. Um zu sehen, wie weit Roger gediehen sei, verließ Robert Bundicea mit einem kleinen Gefolge und ging in See. Kaum aber trugen die Fluthen das Fahrzeug, so befiel den Herzog ein so heftiges Fieber, daß man bei Cassiope auf Corfu anlegen und ihn an das Land bringen mußte. Der tödtliche Charakter der Krankheit gab sich sogleich zu erkennen; Sigelgaita eilte von Bundicea, wo sie erst kürzlich eingetroffen, Roger von Kefalonia herbei: in ihren Armen starb Robert am 17. Juli 1085. Er endete im siebzigsten Jahre, fern von dem Lande, wo seine Wiege gestanden, und fern von dem Boden, auf dem er sich eine zweite Heimath geschaffen hatte.

Was der alte Held seinen Normannen gewesen, zeigte sich sogleich nach seinem Tode. Roger eilte nach Bundicea, um sich von dem Heere huldigen zu lassen; denn hatte auch ihn, den Sohn Sigelgaitas, der Vater zum Nachfolger bestimmt, so wußte er doch, daß sein Stiefbruder Bohemund nach der Herrschaft trachte. Willig erkannte das Heer Roger an; kaum aber hatte er den Rücken gewendet, um auch die Schaaren in Kefalonia zu verpflichten, so befiel ein panischer Schrecken das normannische Lager. Man ließ die gewonnene Beute, Rosse, Waffen und Gepäck zurück und stürmte zu den Schiffen. Auf der See jagte ein heftiger Sturm die Flotte aus einander; mehrere Fahrzeuge wurden an Klippen getrieben, zerschellten und begruben die Mannschaft in der Tiefe. Dasselbe Unwetter überfiel das Schiff, auf welchem Sigelgaita die sterblichen Ueberreste ihres Gemahls nach Italien übersetzen wollte; an der Küste Apuliens scheiterte es, und nur mit Mühe wurde die Leiche aus den Wogen gezogen und Sigelgaita gerettet. Sie setzte dann Roberts Herz und Eingeweide in Otranto bei, der Leib wurde einbalsamirt und

in dem Kloster der heiligen Dreieinigkeit zu Venosa bestattet, wo auch Roberts Brüder ruhten. Die stolze Inschrift auf seinem Grabe hielt die Siege, die er über Langobarden und Araber davongetragen, nicht für erwähnenswerth, aber sie gedachte, daß der Kaiser des Westens vor ihm aus Rom gewichen, der Herr des Ostens, von den Schaaren Europas und Asiens umringt, vor ihm geflohen sei und die freien Bürger Venedigs sich nicht vor ihm auf der See mehr sicher gefühlt hätten.

Roberts Tod nahm manche Sorgen von Heinrichs und Wiberts Herzen, die schwersten von der Seele des Kaisers zu Konstantinopel. Bald räumte Roger Kefalonia; die letzten Reste der normannischen Besatzungen in Epirus und Corfu ergaben sich darauf den Griechen und traten in den Dienst des Alexius, der ihnen lockende Belohnungen in Aussicht stellte. Konstantinopel hatte zunächst von den Normannen Nichts mehr zu fürchten. Inzwischen war Alexius auch wieder Herr in den östlichen Gebieten seines Reichs geworden. Die glücklichsten Tage seines Regiments begannen, und die Geburt eines Thronerben gab ihnen doppelten Glanz. Das Haus der Komnenen befestigte sich, unbekümmert um den Gang der Dinge in Italien, welcher seine Anfänge so beunruhigt hatte, jetzt in der Herrschaft über den weiten Osten.

Dagegen drohten um die Herrschaft, welche Robert in Italien begründet hatte, schwere Kämpfe auszubrechen. Wurde auch der junge Roger sogleich als Herzog von Calabrien, Apulien und Sicilien ausgerufen und im ersten Augenblick fast allgemein anerkannt, so gab doch Bohemund seine Absichten nicht auf und wartete nur des günstigen Augenblicks, um die Gewalt an sich zu reißen. Auch Fürst Gisulf dachte noch einmal daran, Salerno wiederzugewinnen. Es bedurfte der ganzen Klugheit Sigelgaitas, um ihren Sohn im Regiment zu erhalten. Gerade damals wurde durch den Tod Alfans der erzbischöfliche Stuhl von Salerno erledigt, und Sigelgaita wollte ihn mit einem ihr völlig ergebenen Kleriker, einem anderen Alfan und Verwandten des verstorbenen Erzbischofs, besetzen. Aber Gisulf widerstrebte und mit ihm die in Salerno weilenden Cardinalbischöfe, welche die Weihe verweigerten. Es war dies Grund genug für Sigelgaita und Roger, um den kaiserlichen Präfecten Roms und die anderen römischen Geißeln frei zu geben; das Schicksal der Kirche galt ihnen wenig, wenn sie nur ihre gefährdete Herrschaft sicherten.

Zwei große Todte lagen in den Gräbern von Salerno und Venosa, die hervorragendsten Männer ihres Jahrhunderts. Verschieden in jedem Betracht, haben sie doch in gleicher Weise zu weiteren folgenreichen Entwicklungen den Anstoß gegeben und sind mit einander die Schöpfer einer neuen Zeit geworden. Man weiß, wie sich seit dem Anfange des Jahrhunderts neben dem deutschen Kaiserthum in den romanischen Nationen Regungen eines selbstständigen Lebens zeigten. Clunys Ordnungen und das französische Ritterthum, die Erhebung der oberitalischen Städte und die Fortschritte der normannischen Macht in Unteritalien gingen aus diesen Regungen hervor, die mehr und mehr eine gegen das Kaiserthum feindliche Richtung nahmen. Wohl schien es eine Zeit lang, als ob die Macht Heinrichs III. auch sie bewältigen und dem Kaiserthum dienstbar machen würde: aber die Kraft des Reichs war nach dem Tode des gewaltigen Kaisers gefesselt, und die Ideen von Kirchenreform und Glaubenskampf, von Gottesfrieden und Priesterherrschaft, von freiem Ritterthum und freiem Bürgerthum gewannen nun ungehemmt den weitesten Spielraum. Auch Deutschland ergriffen sie und wurden hier, indem sich die deutsche Fürstenmacht und der sächsische Sondertrieb mit ihnen verbündete, dem Sohne Heinrichs III. überaus gefährlich. Schon wurde ein Versuch gewagt, Italien der deutschen Herrschaft zu entziehen und damit das Kaiserthum zu vernichten; als er mißglückte, hat man sich zunächst die Fundamente der kaiserlichen Macht in Deutschland zu untergraben bemüht. Nicht so leicht jedoch, wie man wähnte, war die Gewalt zu bezwingen, welche bis dahin das Abendland zusammengehalten hatte. Das Kaiserthum besaß noch Hülfsmittel genug zu einem langandauernden Kampfe, und Heinrich IV. war nicht der Mann ihm auszuweichen. Besiegt wurde er nicht, aber er gewann wahrlich auch keine Siegeskränze. Ein Kaiser, dem ein fahrender Mönch und ein fahrender Ritter ungestraft den Gehorsam innerhalb seines Reichs verweigern konnten, schien kaum der wahre Nachfolger Karls und Ottos des Großen. Heinrich blieb auf dem Platze, von dem jene Beiden jetzt abtreten mußten, aber der eine von ihnen hinterließ ein Reich, welches ihn lange überdauerte, der andere ein politisches System, welches eine Umgestaltung aller Weltverhältnisse in sich schloß und tief bereits in den Gemüthern Wurzel gefaßt hatte. Heinrich vertheidigte die Ansprüche der alten Zeit, Gregor und Robert gaben den neuen Ideen Gestalt und arbeiteten der Zukunft vor; in den Thaten Beider ist die ganze Epoche der Kreuzzüge vorgebildet.

Männer, die so am Eingange einer neuen Zeit stehen, werden stets von den Zeitgenossen verschieden beurtheilt werden, je nachdem diese in den Wirren des Augenblicks Partei ergreifen. Robert wurde von den Mitlebenden bald als ein gemeiner Wegelagerer verurtheilt, bald als ein besonderes Rüstzeug des Herrn gepriesen; selbst Gregors Meinung über ihn hat zwischen den Extremen geschwankt. Spätere Zeiten sind dem Normannen gerechter geworden und haben die außerordentliche Kraft und Klugheit anerkannt, mit welcher der Sohn Tancreds von Hauteville, allein auf sich selbst verwiesen, fern von der Heimath aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen ein Reich bildete, welches, in die Mitte zwischen Orient und Occident gestellt, in unablässige Streitigkeiten mit den beiden Kaiserreichen und dem Araberthum verwickelt, doch festen Bestand gewann. Robert war ein Abenteurer, aber die Glücklichen dieser Art pflegt die Geschichte nicht mit Unrecht zu bevorzugen.

Noch weiter, als über Robert, sind die Meinungen der Zeitgenossen über Gregor auseinandergegangen. Von seinen Anhängern auf das Höchste verehrt, ist sein Name von der Gegenpartei in jeder Weise beschimpft worden. Es giebt keine Gewaltthat, kein Verbrechen, welches ihm nicht zugeschrieben wäre. Seine Vorgänger auf dem Stuhle Petri sollte er vergiftet, mit der Gräfin Mathilde im ehebrecherischen Umgang gelebt, Hostie und Chrisma geschändet, die bösen Geister beschworen haben; Ehrgeiz und Weltlust gab man für die einzigen Triebfedern seiner Handlungen aus. Als eine Ausgeburt der Hölle schilderten ihn Personen, die ihm nahe genug gestanden hatten, während ihn Andere von nahe und fern als einen mit allen Tugenden geschmückten Priester, als einen Spiegel der Gerechtigkeit und einen göttlichen Propheten feierten. Die Differenz der Ansichten über ihn war so groß, daß wir zwei Bücher von Zeitgenossen besitzen, in denen uns Gregor geradezu in doppelter Gestalt vorgeführt wird, und in der einen steht er da im schärfsten Contrast gegen sich selbst in der anderen, ohne daß eine Erklärung auch nur versucht würde, wie eine Person so doppelgestaltig erscheinen könne. Es ist der Fluch vor Allem der Glaubenskämpfe, daß die Persönlichkeiten der hervorragendsten Führer bis zur Undeutlichkeit von den Parteien entstellt werden; wo man hier nur den Engel sieht, erblickt man dort das nackte Schreckbild des Teufels.

Die römische Kirche ist sonst nicht undankbar gegen die Männer

gewesen, welche zu ihrer Erhebung beigetragen haben, namentlich wenn sie zur Stadt selbst in naher Beziehung standen. Auffallend ist daher, daß dem Andenken Gregors so lange die allgemeine Verehrung versagt blieb, welche er für alle wahren Nachfolger Petri in Anspruch nahm. Die Päpste des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die Gregors System zu verwirklichen suchten, haben wider Erwarten für seine Heiligsprechung keine Sorge getragen. Denn wenig wollte es besagen, wenn Anastasius IV. (1154) unter die Heiligenbilder in der Apsis der Nicolaikapelle auch das Gregors VII. anbringen ließ; wo Rom verherrlichen wollte, wußte es meist kenntlichere Ehren zu verleihen. War der Haß der Römer, der Gregor in das Exil trieb, auch nach Jahrhunderten noch nicht erloschen? Fürchteten die Päpste, wenn sie das Andenken ihres Vorgängers erneuerten, diesen Haß auch auf sich zu laden?

Nicht von Rom, sondern von dem Grab in Salerno ging die Verehrung Gregors VII. aus. Johann von Procida war es, der zuerst die Gebeine des Papstes aus der Krypta in die lichten Hallen des Doms bringen und eine Kapelle über denselben bauen ließ. Als diese verfiel, errichtete der Erzbischof Marco Antonio Colonna 1577 an derselben Stelle ein glänzendes Monument mit einer prunkvollen Inschrift*); sie erinnert noch heute an den berühmtesten Todten, der in diesen geweihten Räumen seine Ruhestätte gefunden hat. Erst sieben Jahre später nahm Papst Gregor XIII. seinen Vorgänger, zu dessen Ehren er seinen Namen gewählt haben soll, in den römischen Heiligenkalender auf, und Paul V. ordnete dann 1609 ein Fest für den neuen Heiligen an**), nachdem die Gebeine desselben nun vor dem Hochaltar des Doms zu Salerno niedergelegt waren. Die Verehrung Gregors beschränkte sich jedoch lange meist auf diejenigen, welche zu seinem Grabe wallfahrteten; das Fest desselben pflegte nur im Sprengel von Salerno gefeiert zu werden. Erst Benedict XIII. befahl im Jahre 1728 die Feier in der ganzen Christenheit und bestimmte für dieselbe Lectionen, welche den Namen, der schon so viel Streit erregt, noch einmal zum Feldgeschrei der Parteien machten.

---

*) Aus der Inschrift erfährt man, daß damals das Grab geöffnet und die Gebeine noch fast unversehrt gefunden wurden.

**) Das Fest wurde auf den 25. Mai, den Todestag Gregors, verlegt.

Denn der Kampf über das Verhältniß der christlichen Kirche zum Staat war längst wieder von Neuem entbrannt, und Hildebrands Name, mit dem sich die äußersten Ansprüche der Kirche verbanden, war mehr als einmal wieder in denselben hineingezogen worden. In jenen Lectionen glaubte man nun eine Rückkehr Roms zu dem System Hildebrands und einen unerträglichen Angriff auf die weltliche Macht zu erkennen. Die Gemüther geriethen in Aufregung. In Frankreich, Belgien und Neapel entstanden Tumulte; durch Parlamentsacte und bischöfliche Erlasse wurde die Feier der Festes verboten; die Fürsten wollten die Einführung desselben nicht dulden. Auch in Deutschland stießen die Anordnungen des Papstes hier und da auf heftigen Widerstand. Eine Litteratur entstand, welche das Andenken Hildebrands mit noch giftigerem Hasse verfolgte, als der gewaltige Mann bei seinen Lebzeiten erregt hatte.

Die unbefangene Geschichtsforschung, die weder auf Kanonisationen noch auf Verketzerungen zu achten hat, ist inzwischen mit Erfolg bemüht gewesen, Gregors wahre Gestalt, welche die Parteien zu entstellen nicht müde wurden, der Nachwelt zu erhalten. Sie erkennt das innerste Wesen des Mannes aus seinen eigenen Aufzeichnungen, die in großer Zahl erhalten sind, und um so sicherer, als er über seine Absichten in den meisten Fällen keinen Schleier zu werfen pflegte. Unzweifelhaft ist nach diesen Aufzeichnungen, daß er als Nachfolger Petri eine unbeschränkte Gewalt nicht nur in kirchlichen, sondern auch in weltlichen Dingen in Anspruch nahm, daß er das Priesteramt vor Allem als ein Richteramt, sein höchstes Priesterthum als das höchste Richteramt auf Erden ansah, welches ihm verliehen sei, um Gottes Ordnung hienieden zur Anerkennung und zur Geltung zu bringen. Jeder Widerstrebende war ihm deshalb an sich ein Gottloser, der mit Strafen der göttlichen Gerechtigkeit unterworfen werden müßte. Die Strafe, zu welcher er zunächst sich kraft seines Richteramts berechtigt hielt, war das Anathem. Sein ganzes Regiment ist eine lange Reihe von Anathemen; nie ist vor ihm den Bannsprüchen Roms eine ähnliche Ausdehnung und Bedeutung gegeben worden. Fast die ganze Bevölkerung Italiens und Deutschlands setzte er der Gefahr aus, dem Anathem zu verfallen, und damit drohten sich, da die Excommunication auch in die weltlichen Verhältnisse eingriff, zugleich alle bisherigen Ordnungen zu lösen. Wo aber das Anathem nicht den Gehorsam erzwang, glaubte Gregor auch als Richter zum

Schwert und zu anderen Mitteln der Gewalt greifen zu dürfen. Er hat den Volksaufstand in der Lombardei geschürt, in Deutschland den inneren Krieg genährt, seine Legaten haben die zum Kampfe ausziehenden Heere begleitet, und er selbst hat gerüstet, um mit bewaffneter Macht Wibert aus Ravenna zu verjagen. Diesen hohenpriesterlichen Richter wird man den Aposteln Petrus und Paulus nicht an die Seite stellen wollen; eher vergleicht er sich den Richtern des alten Bundes, obschon auch unter ihnen kaum Einer mit gleichem Eifer sich zum Diener der göttlichen Rache dargeboten hat.

Schwer wird man sich überzeugen, daß ein Priester, der sein Amt in dieser Weise auffaßte und nach solchen Zielen mit solchen Mitteln strebte, nicht den Instinct der Herrschaft in sich getragen, nicht ein tiefes Bedürfniß zu gebieten gehegt habe. Nichts aber berechtigt anzunehmen, daß Gregor durch Gewalt und Frevel zum Pontificat gelangt sei und zur Befriedigung niederer Leidenschaften seine Macht benutzt habe. Er lebte dem Ideal, welches seinem Geiste vorschwebte; seine Freuden waren die Siege der römischen Kirche, ihre Niederlagen seine Schmerzen. Für sich hat er Nichts als den Triumph der Kirche erstrebt, aber auch das Martyrium derselben zu tragen nicht verschmäht. Sein Ideal ist nicht das unserer Zeitgenossen, aber die Gerechtigkeit verlangt, daß wir anerkennen, wie er ein Mann großer Absichten war und diese Absichten auf das Wohl der Menschheit nach seiner Auffassung von demselben hinzielten.

Schon seine Zeitgenossen haben Gregor vorgehalten, daß seine Lehre von der päpstlichen Allgewalt nicht mit den Vorschriften des Evangeliums über die Stellung der Kirche zu der weltlichen Macht übereinstimme. Es möchte sich in dieser Beziehung wohl wenig sagen lassen, was nicht schon damals ausgesprochen und durch die künstlichen Auslegungen Gregors und seiner Freunde nicht widerlegt ist. Aber welchen Eindruck konnten solche Ausführungen in einer Zeit machen, in welcher feste Grenzen zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt nicht mehr bestanden, in welcher theokratische Vorstellungen das ganze Leben beherrschten? Gregor zog nur aus Ideen, welche für den Entwicklungsgang der Kirche und der Staaten längst maßgebend geworden waren, die letzten Consequenzen, welche Andere zu umgehen sich bemühten. Ein geistliches Kaiserthum war nicht mehr gegen das Evangelium, als das geistliche Fürstenthum, welches im ganzen Abendlande bereits Wurzel gefaßt hatte.

War des Kaiserthums höchste Aufgabe, wie der Klerus lehrte, die Kirche zu schützen und zu erhalten, und zeigte es sich dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen, indem es die Mission und die Reform aufgab, indem es nicht einmal die Kirche vor Spaltungen bewahrte: warum sollte das Oberhaupt der Kirche, wenn es die Kraft in sich fühlte, nicht selbst leisten, was man vom weltlichen Kaiserthum vergeblich beanspruchte? Und trat der Klerus zum Schutze der Kirche ohne Scheu auch mit weltlichen Strafen gegen andere Laien ein, weshalb durfte der erste Bischof gegen Kaiser und Könige nicht in gleicher Weise verfahren? Längst hatte man nach der Theokratie des alten Bundes und den Formen des Lehnsstaats die Kirche ausgestaltet, Vorstellungen Raum gegeben, welche den Worten des Evangeliums nicht gerade entsprachen: Gregor wird über solche Widersprüche kaum anders gedacht haben, wie sie Andere vor und nach ihm beurtheilt haben, und Niemand darf die Schuld ganzer Generationen, wenn hier von einer Schuld zu sprechen ist, einem Einzelnen aufbürden. Die Zeit schien reif, um zum Abschluß zu bringen, was lange vorbereitet war, und dieser Forderung der Zeit suchte er nach seinen Kräften zu entsprechen.

Anderer Beurtheilung unterliegt Gregors Verfahren im Einzelnen, wo bei ihm, wie bei jedem Sterblichen, die besondere Sinnesart und Gefühlsweise bestimmend einwirkten. Nicht leicht wird man sich diese vergegenwärtigen, da sich in der That sehr widersprechende Eigenschaften in seiner Persönlichkeit vereinigten. Wohl auch andere welthistorische Charaktere haben durch ähnliche Widersprüche etwas Unfaßbares, aber kaum treten sie irgendwo schroffer hervor, als in Gregor. Geschickt zu den Weltgeschäften, wie Wenige, leicht in ihnen lebend, schmachtete er doch nicht selten nach der Klosterzelle und der Einsamkeit, um seine Seele ganz in die Tiefen der Gottheit zu versenken. Sein Gemüth war weich; in Thränen zerfloß er beim Meßdienst, unter Thränen tröstete er seine Freunde über einen unerwarteten Verlust — und doch konnte er oft so hart und starr erscheinen, daß selbst seine ergebensten Anhänger ihn schalten. Er liebte sich mit Personen zu umgeben, die auf seine Ideen eingingen, und wußte sie wie mit Zaubergewalt an sich zu fesseln, brachen sie aber einmal diesen Bann, so wurden sie meist seine bittersten Feinde. Wenn ihn Petrus Damiani als seinen heiligen Satan bezeichnete, so spricht er damit die widerstrebenden Gefühle aus, die Hildebrands Wesen selbst bei Freunden erweckte. Niemand

wird verkennen, daß Gregors Politik namentlich in den Anfängen seines Pontificats ein Meisterstück berechneter Klugheit war, dann aber verliert sie allen Boden unter den Füßen, und er erscheint gleich den Schwärmern, die siegesgewiß im Unterliegen dastehen. Ein frommer Christ, demüthig im Gebet, sich seiner Schwäche vollauf bewußt, aus Gott die Kraft zu seinem schweren Beruf schöpfend, erhebt er sich zugleich verzückt in Regionen, welche dem schuldbewußten Menschen verschlossen zu sein pflegen. Er läßt sich durch Erscheinungen der heiligen Jungfrau bestimmen, handelt wie in unmittelbarer Gemeinschaft mit dem heiligen Petrus und glaubt, daß seinem Blick die Zukunft erschlossen sei. Den Untergang der Feinde, den Sieg der Seinen prophezeit er, und es irrt ihn nicht, daß seine Weissagungen sich nicht erfüllen. Ein christlicher Priester, ähnelt er doch nicht selten einem Senator oder Imperator des heidnischen Roms, und es begegnet ihm wohl in seinen Briefen, daß er die christliche Kirche mit der römischen Republik geradezu in Zusammenhang setzt. Ob er das Wohl der ganzen Christenheit auf dem Herzen trägt, ist er doch ein Sohn Italiens durch und durch, gipfeln in Rom doch alle seine Empfindungen und Gedanken. Ein in seinen Regungen so widerspruchsvoller und dabei so feuriger Geist — die späten Jahre schienen die Gluth desselben nur heller anzufachen — mußte nothwendiger Weise, wo er eingriff, Verwirrungen hervorrufen und endlich im Ringen mit den Mächten, die er ringsum gegen sich aufreizte, zu Grunde gehen.

Selbst Viele, mit denen Gregor in den wesentlichsten Punkten einverstanden war, haben die Gewaltsamkeit und Hitze seines Verfahrens nicht gebilligt. Wie früher mit Petrus Damiani, ist er später mit Lanfrank und mit den Cluniacensern nicht immer in gutem Vernehmen geblieben; mit Desiderius von Monte Cassino gerieth er mehr als einmal in Streitigkeiten, und noch über den Todten hat Desiderius manches harte Wort gesprochen. Rom, das Hildebrand lange gehuldigt, verfluchte zuletzt ihn und sein Andenken. Wie man auf der einen Seite seine Hartnäckigkeit tadelte, so beschuldigte man ihn auf der anderen Seite einer schwankenden und zweideutigen Politik; wir haben die Klagen der Sachsen gehört, und sie waren wahrlich nicht unberechtigt. Mochten aber auch die Beweggründe Gregors von seinen Freunden als rein anerkannt werden, die seiner Gehülfen erschienen selbst diesen nicht immer im besten Lichte. Hugo von Lyon, der seine Anatheme über ganz

Frankreich und Burgund ausstreute, galt fast allgemein für einen überaus gewaltthätigen Priester, und Richard von Marseille, der Legat in Spanien, scheint keinen anderen Ruf gehabt zu haben. Die enge Verbindung Gregors mit Gisulf von Salerno, einem verruchten Menschen, gab noch größeren Anstoß. Gregor hegte eine gewisse Vorliebe für harte Charaktere. Als jener Gerbod, welcher den jungen Grafen Arnulf von Flandern erschlagen hatte*), nach Rom kam, sein Verbrechen bekannte und sich jeder Strafe unterziehen wollte, befahl der Papst ihm die schuldige Hand abzuhauen, bestimmte aber zugleich im Geheimen, daß die Strafe nicht vollstreckt werden solle, wenn Gerbod im Augenblick, wo sie ihm drohe, nicht zucke; Gerbod zuckte nicht, als das Beil schon erhoben war, und Gregor hocherfreut schickte ihn nach Cluny.

Maßregeln, bei welchen bald der Mönch dem Staatsmann, bald der Held dem Priester im Wege stand, hätten auch unter günstigeren Umständen kaum zu sicheren Ergebnissen führen können. Gregor sah selbst noch die Erfolge, die er bereits erlangt hatte, wieder in Frage gestellt. Als er starb, stand die Sache, der er gedient hatte, wahrlich übel genug; die Zahl seiner Anhänger war zusammengeschmolzen, und die Wenigen, die treu in allen Gefahren bei ihm ausgehalten hatten, waren entmuthigt. Von den großen Männern, welche in die Weltgeschichte mächtig eingegriffen haben, haben fast Alle greifbare Resultate ihrer Wirksamkeit hinterlassen; Gregor, der ein geistliches Kaiserreich aufzurichten gedachte, ließ Nichts als ein politisch-kirchliches System zurück. Er gehört nicht zu den Geistern, die Bleibendes geschaffen haben, aber in vorderster Reihe muß man ihn denen zuzählen, die den schwankenden Gedanken von Tausenden eine entschiedene Richtung gaben und dadurch die Entwicklung der Menschheit in andere Bahnen lenkten. Seine Bedeutung für die Universalgeschichte ist größer, als die für die Entwicklung der christlichen Kirche; er hat einen Bruch in die bisherigen Weltverhältnisse gebracht, nach welchem das deutsche Kaiserthum seinen durch ein Jahrhundert behaupteten Principat im Abendlande nicht in gleicher Weise festhalten konnte.

---

*) Vgl. oben S. 162.

Die Wahl und der Pontificat Victors III.

Trotz mancher Erfolge der großen Gräfin war die Lage der kirchlichen Reformpartei nach Gregors Tode eine sehr bedrängte. Die Cardinäle lebten in der Zerstreuung; nur ein Theil derselben, namentlich die Bischöfe, waren in Monte Cassino zurückgeblieben. Ueberdies waren sie über die Maßregeln, welche nun zu ergreifen waren, keineswegs einig. Manche sahen allein Heil auf dem Wege, den Gregor vorgezeichnet hatte; Andere glaubten die Reform selbst gefährdet, wenn man auf diesem Wege beharre. Zu den Letzteren zählte Abt Desiderius, dessen Meinung unter den obwaltenden Verhältnissen schwer in das Gewicht fallen mußte. Gleich ihm dachten wohl die Cassinesen alle, und auch in Cluny, wo man das öffentliche Gebet für den Kaiser ungeachtet der Excommunication bald wieder aufnahm, war man schwerlich anderer Ansicht.

Das Nothwendigste war die Wahl eines neuen Oberhauptes der Kirche, und doch konnte man sich schwer zu derselben entschließen; man zögerte aus ähnlichen Gründen, wie nach Rudolfs Tode mit der Königswahl in Deutschland. Die Mehrzahl der Cardinäle neigte sich endlich dahin, den Abt von Monte Cassino auf den Stuhl Petri zu erheben. Man hat bald behauptet, der sterbende Gregor habe neben Anselm, Otto und Hugo auch Desiderius als eine zur Leitung der Kirche geeignete Persönlichkeit den Cardinälen bezeichnet: aber man wird dies mit gutem Grund bezweifeln, und sicherlich waren es andere Beweggründe, als Gregors Empfehlung, welche die Stimmung dem Abte zuwandten. Er war von vornehmem Geschlecht, besaß die Mittel und den Willen in dieser bedrängten Zeit den Aufwand für einen päpstlichen Hofhalt zu bestreiten, seinen Charakter kannte man als wohlwollend und milde. Wenn irgend Jemand in der Partei, bot er Aussichten zur Beseitigung des unglücklichen Streits mit dem Kaiser, da er sich persönlich mit demselben in ein leidliches Verhältniß gesetzt hatte. Vor Allem kam in Betracht, daß die Unterstützung der Normannen ihm sicherer war, als jedem Anderen. Jordan von Capua erbot sich ihn nach Rom zu geleiten und mit seinen Waffen die Wahl dort zu schützen; auch Sigelgaita und Roger standen ihm sehr nahe, obwohl sie wegen der dem Alfan verweigerten Weihe mit den Gregorianern damals in Spannung lebten.

Aber die Wahl des Desiderius erregte doch Manchen die größten

Bedenken. Man wußte, daß der Abt einst im Banne Gregors gestanden hatte und nie förmlich losgesprochen war, daß er öffentlich mit dem gebannten Kaiser und dem Gegenpapst verkehrt hatte; man fürchtete seine Nachgiebigkeit, aus welcher der kirchlichen Sache unberechenbarer Schaden erwachsen konnte. Am wenigsten aber schien Desiderius selbst den Absichten geneigt, die man mit ihm hegte. Er war schon dem sechszigsten Jahre nahe, liebte sein Kloster, welches er zur schönsten Blüthe gebracht hatte, ihn schreckten die Stürme, welche in Rom seiner harrten. Den Streit mit dem Kaiser gütlich zu beseitigen war wenig Hoffnung, und zum Kampfe gegen ihn und Wibert standen ihm kaum ausreichende Mittel zu Gebote, zumal er auch auf Rogers Unterstützung, so lange die Cardinalbischöfe der Weihe Alfans sich widersetzten, nicht unbedingt rechnen konnte. Er betrieb die Wahl nach Kräften, doch nur um sie von sich abzulenken, und gerade deshalb mit um so geringerem Erfolg.

Fast ein Jahr verging, ohne daß die kirchliche Partei ein neues Oberhaupt erhielt. Inzwischen hatte Wibert Rom verlassen und sich nach Ravenna begeben, wahrscheinlich um der großen Gräfin in Oberitalien zu begegnen. Denn ohne sich beirren zu lassen, war sie auch nach Gregors und Anselms Tode kühn gegen die Partei des Gegenpapstes vorgeschritten und hatte der Pataria neues Leben gegeben. Es war ihr gelungen zu Reggio, Modena und Pistoja Bischöfen ihrer Partei Anerkennung zu gewinnen; in Mailand war Thedalds Nachfolger Anselm von Rho allerdings von kaiserlicher Seite eingesetzt worden, aber es fehlte viel daran, daß er der Pataria mit gleicher Energie entgegengetreten wäre, wie sein Vorgänger. Wibert hatte noch vor Kurzem gemeint, dem Wüthen der neuen Jesabel würde mit einigem Ernst zu gebieten sein, wie man dem Bellen eines bissigen Hundes mit dem erhobenen Stock Einhalt thue: aber er sah sich darin bitter getäuscht, selbst seine Rückkehr nach der Romagna machte Mathildens Fortschritte nicht rückgängig. Seine Abwesenheit von Rom benutzte indessen die Gregorianische Partei unter Cencius Frangipane zu neuer Erhebung. Noch war die Engelsburg in ihrer Gewalt; Trastevere und einige Burgen in dem Hauptheil der Stadt fielen Cencius und den Seinen wieder zu. Mehrere Gregorianische Cardinäle kehrten darauf aus der Verbannung zurück: sie waren es, die endlich nach Ostern 1086 eine Wahlversammlung ausschrieben und Desiderius mit den bei ihm weilenden Cardinälen zu derselben einluden.

Desiderius kam mit seinen Begleitern am Abend vor Pfingsten nach Rom, und sogleich bestürmte man ihn sich der Wahl nicht länger zu entziehen. Er sträubte sich auch jetzt noch, konnte aber nicht verhindern, daß man ihn am folgenden Tage (24. Mai) in der Kirche S. Lucia am Septizonium wählte und ihm den päpstlichen Purpur aufzwang. Die Wahl war mit großer Einhelligkeit durch die anwesenden Cardinäle erfolgt; denn die kirchliche Partei lief Gefahr sich aufzulösen, wenn sie länger ohne Haupt blieb.

Der Name Victor III. wurde dem neuen Papste beigelegt, aber die Anfänge seines Pontificats waren nichts weniger als siegreich. Gleich nach der Wahl regte sich die kaiserliche Partei unter dem Präfecten Petrus, bewaffnete sich auf dem Capitol, griff die Frangipani an und machte dem Erwählten derselben das Leben so schwer, daß er nach vier Tagen ohne noch die Weihe erhalten zu haben Rom verließ. In Terracina angelangt, legte er sogar die Insignien des Papstthums ab und erklärte, sie nie wieder annehmen zu wollen. Er begab sich nach Monte Cassino, um hier ruhig den Pflichten gegen sein Kloster zu leben. Aber bald folgten ihm hierhin die Cardinalbischöfe und drangen in ihn, sich der Bestimmung Gottes, die er in seiner Wahl erkennen müsse, nicht zu entziehen. Er blieb dabei, daß er der Last, die man ihm aufbürden wolle, nicht gewachsen, daß eine andere Wahl zu treffen sei, und bezeichnete der großen Gräfin unter Anderen den Bischof Hermann von Metz, der als Flüchtling bei ihr lebte, als den geeigneten Mann, um das Schiff der Kirche zu leiten. Hermann war ein entschiedener Anhänger der Reform, stand aber in Verhältnissen, die ihm eine Beilegung des Streits erwünscht machen mußten; seine Denkart mochte der nicht so unähnlich sein, die in Cluny und Monte Cassino herrschte.

Diesem schwankenden Zustande mußte ein Ende gemacht werden, und Desiderius selbst bot die Hand dazu. Als Vicar des apostolischen Stuhls in Campanien, Apulien und Calabrien berief er auf die Fastenzeit 1087 eine Synode nach Capua, und zu derselben luden der Cardinalbischof von Ostia, Gisulf von Salerno und Cencius Frangipane im Namen der römischen Kirche und des römischen Volks auch die Cardinäle und angesehene Laien ein, um über die Lage des apostolischen Stuhls Beschluß zu fassen. Viele Cardinäle erschienen, auch Anhänger der kirchlichen Partei aus dem römischen Adel; selbst Herzog Roger fand sich, durch Jordan veranlaßt, mit einem großen Theil seiner

Vasallen ein. Nachdem die anderen Geschäfte der Synode erledigt, bestürmte man nun Desiderius aufs Neue sich der Leitung der Kirche nicht länger zu entschlagen. Er weigerte sich noch immer und erklärte, daß man eine neue Wahl vorzunehmen habe. Da erwachte in der Versammlung selbst gegen ihn ein Widerstand, welcher den alten Mann plötzlich anderen Sinnes machte.

Es hatte sich aus den strengen Gregorianern eine Partei gebildet, an deren Spitze Hugo von Lyon und der Abt Richard von Marseille standen, mit denen auch Otto von Ostia im Einverständniß war*). Sie hatten die zu Rom erfolgte Wahl anerkannt, trauten aber der Gesinnung des Desiderius um so weniger, als er bedenkliche Aeußerungen über Gregor auch jetzt nicht zurückhielt und über sein eigenes Verhältniß zum Kaiser sich in nicht minder bedenklicher Weise ausließ. Sie verlangten jetzt nicht nur eine neue Wahl, sondern erhoben auch schwere Anschuldigungen gegen Desiderius und forderten, daß er sich gegen dieselben rechtfertige. Desiderius verweigerte jede Rechtfertigung, rief in größter Erregung: man solle einen Anderen wählen, und verließ die Versammlung. In der That dachte er aber jetzt nicht mehr daran, sich zurückzuziehen. So gern er die päpstliche Würde freiwillig aufgegeben hätte, von seinen Widersachern wollte er sich nicht entsetzen lassen. Sogleich verständigte er sich mit Herzog Roger, versprach ihm die Weihe des neuen Erzbischofs von Salerno und gewann dadurch dessen Anerkennung. Am Palmsonntag (21. März) wurde Alfan geweiht, und an demselben Tage legte Desiderius die Insignien des Papstthums von Neuem an. Jordan von Capua versprach ihn nach Rom zu geleiten und die Weihe in St. Peter durchzusetzen.

In ganz unerwarteter Weise war in Capua die Entscheidung eingetreten. Otto von Ostia fügte sich in das Unabänderliche, mit ihm Andere; nur Hugo und Richard gewannen dies nicht über sich und setzten ihre Hoffnungen hauptsächlich auf die große Gräfin, welche sie von dem Hergang der Dinge unterrichteten und von der Anerkennung des Desiderius abzuhalten suchten. Beide galten als eifrigste Vorfechter der kirchlichen Partei, als Vicare des apostolischen Stuhls in Gallien und Spanien bekleideten sie eine sehr einflußreiche Stellung; ein Schisma der gefährlichsten Art drohte in der kirchlichen Partei selbst in dem

*) Auch Gisulf von Salerno wird dieser Partei angehört haben.

Augenblick auszubrechen, wo sie endlich wieder ein Oberhaupt gefunden hatte.

Doch Desiderius ließ sich jetzt nicht mehr beirren. Nach Ostern brach er mit den Cardinälen nach Rom auf und gelangte, von Jordans Waffen geschützt, bis vor die Leostadt, wo man ein Lager aufschlug und sich zum Kampfe rüstete. Denn auch Wibert war nach Rom zurückgekehrt, um selbst der Gegenpartei zu begegnen. St. Peter war von den Wibertisten besetzt, wurde aber gleich beim ersten Angriff von Jordans Normannen erstürmt, und am 9. Mai konnte die feierliche Weihe des neuen Papstes vollzogen werden. Sie erfolgte in altüblicher Weise, indem die Cardinalbischöfe von Ostia, Albano und Porto fungirten; das römische Volk nahm jedoch an der Ceremonie geringen Antheil, da sich fast nur die Trasteveriner zu der kirchlichen Partei hielten. Ein trauriger Umstand nahm der Feier überdies jede Würde. Bei der Messe, welche der Consecrirte hielt, befielen ihn Ruhrbeschwerden, so daß eine ärgerliche Störung eintrat. So unbehaglich war es dem neuen Papst am Tiberufer, daß er schon nach acht Tagen unter Jordans Schutz St. Peter wieder verließ; das eigentliche Rom war gar nicht von ihm betreten. Die Leostadt und die Engelsburg blieben von den Seinen besetzt.

Kaum hatte Desiderius Rom den Rücken gewandt, so erschien die große Gräfin mit einem Heere vor den Thoren. Ohne den Einflüsterungen Hugos und Richards Gehör zu leihen, war sie aufgebrochen, um im Verein mit den Normannen Wibert aus Rom zu vertreiben und dem rechtgläubigen Papst dort die Herrschaft zu sichern. Erstaunt, daß er bereits wieder das Weite gesucht habe, besetzte sie Trastevere und beschwor ihn zurückzukehren. Mit schwerem Herzen folgte Desiderius dem Rufe; krank an Leib und Seele begab er sich auf jenen wüsten Kampfplatz zurück, dem er schon zweimal entflohen war. Er machte die Reise zu Schiff, und traf in den ersten Tagen des Juni wieder in der Leostadt ein, wo er zunächst bei St. Peter Wohnung nahm, dann auf der Tiberinsel.

Aufs Neue wurde nun in Rom um Rom gekämpft. Am 11. Juni machte Mathilde mit ihrem Heere einen Angriff auf die Stadt jenseits der Tiber, fand aber schon bei dem Pantheon, welches Wibert verschanzt hatte und besetzt hielt, so herzhaften Widerstand, daß sie weichen mußte. Die nächsten Tage brachten neue Kämpfe ohne Entscheidung. Auf engstem Raume standen die beiden Päpste bei einander, Wibert

beim Pantheon, Desiderius auf der Tiberinsel; ihre Streitkräfte schienen im Gleichgewicht.

Das höchste Fest der römischen Kirche, der Tag der Heiligen Petrus und Paulus, war nahe: es war Wiberts Ehrgeiz an diesem Tage die Messe in St. Peter zu halten und sich dadurch als Sieger zu zeigen. Den Vorabend des Festes bestimmte er deshalb zu einem Angriff auf seine Widersacher, und das römische Volk, welches durch eine Botschaft des Kaisers damals noch besonders ermuthigt sein soll, versprach ihm Beistand. In der That wurden Desiderius und Mathilde von der Tiberinsel und aus dem größten Theil der Leosstadt verdrängt, aber die Engelsburg und Trastevere konnten ihnen nicht entrissen werden. Um St. Peter entstand ein hitziger Kampf. Die Wibertisten stürmten, wurden aber durch einen Hagel von Geschossen, der von dem Dache des Doms auf sie herabfiel, zurückgewiesen. Nur die beiden Thürme an der Vorderseite, an die man Feuer gelegt hatte, wurden geräumt. In einer Kapelle zwischen denselben hielt am folgenden Festtage Wibert das Hochamt. Im Dome selbst, der von den Kriegsleuten des Desiderius und der großen Gräfin erfüllt war, fand gar kein Gottesdienst statt; erst am Abend zogen die Schaaren ab, die ihn besetzt hielten. Anderen Tags fiel auch St. Peter in Wiberts Hände; er ließ den durch die Weihe seines Gegners befleckten Dom reinigen, las hier die Messe und kehrte dann mit der römischen Miliz über die Tiber zurück. Desiderius und Mathilde gaben nun die Fortsetzung des Kampfs auf, von dem sie sich doch keinen dauernden Erfolg versprechen konnten. Sie verließen den römischen Boden, und wenig mehr als die Engelsburg wurde in der nächsten Zeit von ihren Anhängern behauptet.

Von den Cardinalbischöfen begleitet, hatte sich Desiderius wieder nach Monte Cassino begeben, schrieb aber bald darauf eine Synode nach Benevent aus. Im August traf er in dieser seiner Stadt ein, mit ihm kamen mehrere Cardinäle, und eine große Zahl der Bischöfe Unteritaliens stellte sich ein. Der Synode gab Desiderius eine Bedeutung, wie sie sonst nur die römischen zu haben pflegten. Er verdammte hier feierlichst Wibert, erklärte Hugo von Lyon und Richard von Marseille für Häretiker, welche sich selbst von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen hätten und deren Umgang deshalb gemieden werden müsse, verurtheilte dann abermals die Simonie und erneuerte das Investiturverbot Gregors. Auch die Angelegenheiten des Ostens faßte

er gleich seinem großen Vorgänger in das Auge; er richtete ein Schreiben an Kaiser Alexius und bat ihn die lästigen Abgaben für die Pilger zum heiligen Grabe aufzuheben, indem er zugleich von ihm die Anerkennung der römischen Kirche als seiner Mutter in Anspruch nahm.

Die Thatkraft schien Desiderius zurückgekehrt, aber es war nur das letzte Aufflackern einer schon erlöschenden Flamme. Als er von der Synode nach seinem Kloster zurückkehrte, fühlte er bereits sein Ende nahe. Er bestellte zu seinem Nachfolger in der Abtei den Propst Oderisius; als den würdigsten Mann für die Leitung der römischen Kirche nach seinem Tode bezeichnete er den Cardinalbischöfen Otto von Ostia. Wenige Tage darauf, am 16. September 1087, starb er und wurde in seinem Kloster, wie er gewünscht hatte, beigesetzt. Als Abt von Monte Cassino hat er einen großen Namen hinterlassen; denn das Kloster hatte sich unter seiner Leitung einer schönen Blüthezeit, die auch Wissenschaft und Kunst förderte, zu erfreuen gehabt. Die Bedeutung dieses Namens ist durch die Erhebung des Abts auf den Stuhl Petri eher geschwächt, als erhöht worden *).

Der kurze Pontificat des Desiderius hatte nur dazu gedient, die Schwäche und Zerfallenheit der Gregorianischen Partei klar an den Tag zu legen. In Rom hatte man den Nachfolger Gregors nicht aufnehmen wollen; nur der Süden Italiens, Mathilde und die Patarener hingen ihm an. Die Vicare des apostolischen Stuhls in Frankreich und Spanien hatten sich offen von ihm losgesagt. In Deutschland wurde sein Name nur im Widerspruch gegen den Papst von Ravenna genannt. England und die anderen Länder haben sich um Victor III. in keiner Weise gekümmert. Ungeachtet der Weihe in St. Peter ist er als der Abt von Monte Cassino gestorben; das reformirte Papstthum wieder aufzurichten, war die schwierige Aufgabe, die er seinem Nachfolger hinterließ.

Die Anfänge Papst Urbans II.

Obwohl die Wahl Ottos von Ostia kaum zweifelhaft sein konnte, trat doch abermals eine längere Erledigung des apostolischen Stuhls ein.

---

*) Benedict XIII. erlaubte im Jahre 1727 für Monte Cassino die Feier eines besonderen Festes des heiligen Papstes Victor; eine größere Verbreitung hat das Fest nie erhalten.

Wen man wählen sollte, wußte man wohl, aber nicht, wo und wie man die Wähler vereinen könnte. Da der Act in Rom schlechterdings nicht auszuführen war, entschied man sich endlich für Terracina, wo man des Schutzes Jordans von Capua gewiß war. Hierhin wurden die Rechtgläubigen aus dem römischen Klerus und Adel beschieden; wer ausbleibe, solle schriftlich erklären, daß er die Wahlhandlung anerkennen wolle. Auch an die Bischöfe und Aebte Unteritaliens ergingen Einladungen zur Versammlung.

Am 8. März 1088 trafen die Cardinalbischöfe von Ostia, Tusculum, Albano, Segni, von der Sabina und von Porto in Terracina ein; der letztere überbrachte zugleich Vollmachten der gesammten niederen Geistlichkeit Roms. Als Stimmführer für die römischen Cardinaldiakone erschien der Abt Oderisius von Monte Cassino, für die römischen Cardinalpriester der Cardinal Rainerius von S. Clemente*), für das römische Volk der von der Gregorianischen Partei eingesetzte Präfect Benedict. Außerdem hatten sich einundzwanzig Bischöfe und vier Aebte aus Unteritalien eingestellt. Die große Gräfin und die Gregorianer in Deutschland hatten Gesandte geschickt, um eine neue Verschiebung der Wahl zu verhindern, welche die kirchliche Partei mit völliger Auflösung bedroht haben würde. Am folgenden Tage traten die Erschienenen in der Kirche der Heiligen Petrus und Caesarius im bischöflichen Palast zu einer Berathung zusammen und beschlossen hier ein dreitägiges Fasten und Gebete für eine glückliche Wahl anzustellen, dann aber sogleich die Wahl vorzunehmen. Demnach vereinigte man sich am 12. März — es war ein Sonntag — in aller Frühe wieder in der gedachten Kirche und schritt hier sogleich zu der folgenreichen Handlung. Die Bischöfe von Tusculum, Porto und Albano bestiegen den Lettner und gaben einmüthig ihre Stimmen für Leo von Ostia ab. Alle folgten ihnen, und nach einigem Widerstreben erklärte sich der Gewählte das römische Bisthum zu übernehmen bereit. Der Bischof von Albano legte ihm den Namen Urban II. bei, und sogleich wurde der Erwählte am Altare des heiligen Petrus inthronisirt und geweiht.

Am Tage nach der Wahl entließ der neue Papst die Gesandten aus Deutschland. Er gab ihnen ein Schreiben mit, in welchem er er-

*) Er bestieg als Nachfolger Urbans II. unter dem Namen Paschalis II. den apostolischen Stuhl.

klärte, daß er durchaus dem Beispiele Gregors folgen werde; Alles, was jener gebilligt, billige auch er, was jener verworfen, verwerfe er in gleicher Weise, aber erwarte auch die gleiche Treue und Hingebung zu finden, wie die Getreuen des heiligen Petrus in Deutschland Gregor bewiesen hätten. „Denn als ich bei euch war," heißt es in dem Schreiben, „fand ich bei euch solche Männer, daß ich mit den Worten des Herrn ausrufen konnte: Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." Das Schreiben schließt mit dem Wunsch, daß der Gott des Friedens bald den Satan unter die Füße der Gläubigen strecken möge. Aehnlich wird die Botschaft an die große Gräfin gewesen sein, auf deren Beistand der neue Papst vor Allem angewiesen war.

Noch an demselben Tage schrieb Urban auch an den Abt von Cluny, als dessen Sohn und Zögling er sich bekannte; er hatte noch die Kutte der Cluniacenser getragen, als man ihm den päpstlichen Purpur anlegte. Dringend empfahl er sich dem Gebet der Congregation, als deren lebendiges Glied er sich ansah, bat den Abt um seine Mitwirkung, daß die so großen Gefahren ausgesetzte Kirche wieder in sicheren Stand gebracht würde, und lud ihn zu einer Zusammenkunft ein. Zugleichen zeigte er vielen Kirchen in Frankreich und Burgund seine Wahl durch besondere Schreiben an, namentlich den Bischöfen der Kirchenprovinz von Vienne, die er zur Besetzung des erledigten Erzbisthums aufforderte. Man wählte darauf jenen Guido aus dem herzoglichen Geschlecht von Burgund, welcher dereinst unter dem Namen Calixtus II. als der dritte Nachfolger Urbans auf dem päpstlichen Stuhle sitzen und das vorläufige Ende dieses langwierigen Streits mit dem Kaiserthum sehen sollte.

Wenige Wochen später sandte Urban einen Diakon nach England mit einem überaus schmeichelhaften Schreiben an Lanfrank. Er verlangte die Zahlung des englischen Peterspfennigs und zugleich die thatkräftige Unterstützung des Königs bei der gefährdeten Lage der Kirche. Vor Kurzem war Wilhelm der Eroberer gestorben (7. September 1087) und hatte seinem zweiten Sohn, der des Vaters Namen trug, die englische Krone hinterlassen, während Robert, der erstgeborene, die Normandie mit den anderen Besitzungen in Frankreich erbte: Lanfrank galt Alles bei dem jungen König, und der Papst konnte, wenn der Erzbischof sich nur gewinnen ließ, viel von England erwarten. Aber Lanfrank betrachtete bis an seinen Tod, der schon im nächsten Jahre er-

folgte, mit gleichgültiger Ruhe die Kämpfe der Gregorianer; auch die Worte Urbans machten auf ihn keinen Eindruck.

Mit Entschiedenheit und Eifer ergriff Urban, wie man sieht, von den ersten Tagen seines Pontificats an die Leitung der Kirche. Ein Franzose von ritterlichem Geschlecht, früh in den geistlichen Stand eingetreten, dann dem Dienste Clunys und der römischen Kirche sein Dasein weihend, lebte er ganz in den Ideen der neuen Zeit. Der Zauber des Kaiserthums hatte nie sein Herz berückt, nie hatte er in näheren Beziehungen zu dem Kaiserhause in Deutschland gestanden; der Standpunkt, zu dem sich Gregor durchgekämpft hatte, war ihm durch die Verhältnisse von vorn herein angewiesen. Die von Gregor überlieferten Principien standen ihm fest, das System desselben nahm er ohne Weiteres an; weder hat er Wesentliches zugethan noch unterdrückt. Sein herzhaftes Auftreten nicht nur gegen den Gegenpapst, sondern auch gegen den gebannten Kaiser mußte selbst die eifrigsten Gregorianer befriedigen, so daß der Widerstand Hugos von Lyon und Richards von Marseille gegen die römische Kirche keine Bedeutung mehr hatte und sich die Einheit der kirchlichen Partei bald herstellte. Aber deshalb ließ sich Urban von dem Ungestüm dieser Männer nicht zu ähnlichen Maßregeln fortreißen, wie sie Gregor zu seinem Verderben ergriffen hatte.

Mochte Urban als unbedingter Anhänger des Gregorianischen Systems sich von den Traditionen Clunys entfernen, so war er doch in allen anderen Beziehungen ein ächter Jünger der Congregation. Kirchlichen Eifer und ascetische Strenge hatten von Anfang an die Cluniacenser mit einer sehr berechneten Weltklugheit vereinigt, es meisterlich verstanden Zerstreutes zu sammeln, Widersprechendes zu vereinigen und sich dienstbar zu machen; durch kluge Fügsamkeit hatten sie mehr erreicht, als durch herrisches Auftreten. Nichts werden sie demnach mehr an Gregor getadelt haben, als daß er unverhüllt mit den Ansprüchen auf die Weltherrschaft hervorgetreten war, rücksichtslos die äußersten Consequenzen des kirchlichen Regiments gezogen und gezeigt hatte, welche sie selbst weder ziehen noch der Welt deutlich machen wollten, daß er Alles auf das Spiel setzte, wo Zuwarten und Vermitteln langsamere, aber sicherere Fortschritte verhießen. Sie standen ihm in den Principien so nahe, daß sie sich nie ganz von ihm trennen konnten, aber sie haben ihn doch nur lässig unterstützt, nie um seinetwillen ihre anderen Verbindungen abgebrochen und mehr als einmal den Streit, den er entzündet hatte, bei-

zulegen gesucht. Diesem Streite konnte Urban nicht ausweichen, aber er führte ihn fort, indem er mit der Festigkeit der kirchlichen Principien jene geschmeidige Weltpraxis und außerordentliche Rührigkeit verband, welcher die Mönche Clunys ihre größten Erfolge verdankten. Ascetisch, wie die Jünger seines Ordens, der mystischen Richtung der Zeit ergeben, durchschaute er doch ganz die Verkettungen der weltlichen Verhältnisse und wußte sie für seine Zwecke klug zu benutzen; der Mönch stand dem Staatsmann hier nicht im Wege. Ebenso vorsichtig trat Urban auf, wie Gregor rücksichtslos, aber deshalb nicht weniger in der Hauptsache entschieden. Er hat es nicht verhehlt, daß er öfters bewußt von dem Verfahren seines Vorgängers abgewichen sei, daß er in der Noth des Augenblicks die Kirchengesetze nicht immer nach ihrem Buchstaben durchgeführt habe; den Principien der Gregorianer blieb er deshalb nicht minder getreu.

Urban war kein schöpferisches Genie, doch ein Mann, wie ihn die kirchliche Partei gerade bedurfte, um nicht unterzugehen. Wie sehr sie danieder lag, zeigen die äußeren Verhältnisse, in denen er seine ersten Jahre verlebte; man kann sie sich nicht ärmlich genug vorstellen. Er selbst war ohne alle Mittel, aus seinem Bisthum vertrieben; die Einkünfte der römischen Kirche genossen Wibert und seine Freunde; der englische Peterspfennig wurde nicht gezahlt; eine Steuer, die der Papst i. J. 1093 in Frankreich sammeln ließ, hat schwerlich bedeutenden Ertrag gebracht. Als er den ersten vergeblichen Versuch machte sich in Rom festzusetzen, lebte er von den Almosen einiger frommen Frauen. Dann ist er in Unteritalien umhergezogen, wo ihn und sein Gefolge die Bischöfe, Aebte oder die normannischen Fürsten unterhielten. Selbst von offenbaren Kirchenräubern hat er das Brod nehmen müssen; „wollten wir nicht mit ihnen leben," sagt er einmal, „so müßten wir die Regionen dieser Welt verlassen."

Doch nicht ohne innere Befriedigung war dieses äußerlich so armselige Leben. Gleich die Anfänge Urbans waren durch Ereignisse bezeichnet, welche ihm und den Getreuen des heiligen Petrus große Hoffnungen erwecken mußten. Der Kampf gegen den Islam war aufs Neue auf mehreren Punkten zugleich entbrannt und führte zu glorreichen Siegen für die Waffen der Christen.

Der Zeiride Tamim hatte sich in den letzten Jahren den Bewohnern des mittelländischen Meeres durch Seeraub und Beutezüge

furchtbar gemacht*). Die Pisaner verbanden sich deshalb im Jahre 1088 mit den Genuesen, um Tamim in seinem eigenen Lande zu bekriegen. In drei Monaten stellten sie eine bedeutende Flotte her, rüsteten ein Heer, fanden in Rom und Amalfi Unterstützung**) und zogen dann nach jenen Gegenden, wo einst die Scipionen Karthago bekämpft und besiegt hatten, mit starker Macht hinüber, nicht ohne Erinnerungen an jene fernliegenden Heldenkämpfe Italiens. Als sie im Süden Siciliens bei der kleinen Insel Pantelaria, welche Tamim unterthan war, landeten und sie besetzten, sandten die Bewohner Brieftauben nach der afrikanischen Küste hinüber, um die Ankunft der Feinde zu melden. Tamim war unvorbereitet, und als sich die feindliche Flotte der Küste näherte, erbot er sich die christlichen Gefangenen auszuliefern. Aber ein Kriegsrath, welchen Benedict, der an der Spitze des Zuges stand, mit den Consuln Petrus und Sismund und zwei angesehenen Bürgern Lambert und Glandulf hielt, wies das Anerbieten zurück. Man beschließt vielmehr zu kämpfen, und zwar am Tage des heiligen Sixtus (6. August), da dieser immer den Pisanern glückbringend war. An diesem Tage wird das Heer auf leichten Fahrzeugen an das Land gesetzt. Unter dem Schutz der Heiligen Petrus und Michael greifen die Christen die Araber, die sie am Ufer erwarten, vor der Stadt Sibilia an, schlagen sie in die Flucht, dringen in die Stadt ein und richten in derselben ein furchtbares Blutbad an. Ohne Verzug rücken sie dann vor Mahadia, die nahe Hauptstadt Tamims. Der Zeiride läßt gegen das christliche Heer Löwen los, die sich aber gegen seine eigenen Leute wenden. Dennoch kommt es vor den Thoren noch zu einem hartnäckigen Kampf, in welchem der junge Vicegraf Hugo von Pisa fällt; die Leiche wird zu den Schiffen geschleppt, um einbalsamirt und der Mutter und Gemahlin Hugos heimgebracht zu werden. Mit furchtbarem Ungestüm erstürmt man dann Mahadia; in der Moschee werden die Imams gemordet, die Häuser der Stadt geplündert, die Schiffe im Hafen verbrannt. Man eilt auch zum Cassaro, Tamims Palast, aber schon ist man des Werks der Zerstörung müde. Als Tamim sich erbietet große Geldsummen zu zahlen, die gefangenen Christen freizugeben und

*) Vgl. oben S. 197.

**) Die Amalfitaner führte der Consul Pantaleo.

fortan die christlichen Länder zu verschonen, als er sich überdies zu regelmäßigen Tributzahlungen an Pisa und Genua, wie zur Anerkennung des heiligen Petrus als seines Oberherrn verpflichtet, gewährt man ihm den Frieden. Plötzlich aber änderte sich Alles. Arabische Beduinen in zahllosen Schwärmen, ohne Zweifel von Tamim herbeigerufen, brachen in Sibilia ein, nahmen die Stadt wieder, schlugen dann die Pisaner, die bei den Schiffen zurückgeblieben waren, in die Flucht und eilten nun nach Mahadia. Die Christen nahmen hier den Kampf mit ihnen auf, hielten aber doch für gerathen, sich so bald wie möglich zur Rückkehr einzuschiffen. Große Reichthümer brachten sie in die Heimath, und viele gefangene Christen wurden den Ihrigen zurückgegeben. Ein bleibender Gewinn dieses merkwürdigen Kriegszugs fehlte, aber der Ruhm der Bürger von Pisa lief weit durch die Welt, und man erzählte aller Orten, daß sie den gefürchteten Zeiriden sich als Vasallen des apostolischen Stuhls zu bekennen genöthigt hätten.

Nachhaltigere Erfolge erzielte König Alfons VI. von Castilien, der sich in neue Kämpfe gegen die spanischen Araber geworfen hatte *). Am 25. Mai 1085 — es war Gregors Todestag — zog er in Toledo, die alte Metropole des Westgothenreichs, triumphirend ein, und wußte diese Eroberung selbst dann zu behaupten, als die spanischen Emire den gewaltigen Krieger der Morabithen, Jusuf Ben Taschfin, dessen Macht sich bereits von den Säulen des Herkules bis zu den Grenzen Guineas erstreckte, zu ihrem Schutze herbeiriefen. Die christliche Kirche Spaniens gewann in Toledo wieder einen Mittelpunkt, und Alfons unterwarf, obwohl er mit Gregor in manchen Streitigkeiten gelebt hatte, doch seine Metropole dessen Nachfolger. Am 15. October 1088 sandte Urban II. dem Erzbischof von Toledo das Pallium und ernannte ihn zum Primas von ganz Spanien. Es war dies eine für die Christenheit der pyrenäischen Halbinsel und Rom gleich folgenreiche Handlung, durch welche auch den anhaltenden Streitigkeiten der apostolischen Legaten mit Cluny endlich ein Ziel gesetzt zu sein scheint.

Nicht minder erfreulich mußte Urban der Fortschritt der normannischen Waffen in Sicilien sein, von dem er in unmittelbarer Nähe Kenntniß nehmen konnte, da er sich im April 1088 zu einer Zusammenkunft mit Graf Roger nach der Insel begeben hatte. Die letzten Besitzungen der

*) Vgl. oben S. 211.

Araber auf derselben fielen um diese Zeit in die Hände der Christen *). Ueberall war das Christenthum gegen den Islam im Vordringen, und die ritterlichen Vorfechter des christlichen Glaubens schlossen sich dem Vertreter des reformirten Papstthums, nicht dem Wibert an. Und zu derselben Zeit eröffneten sich jenem Papstthum Aussichten, selbst die Anerkennung der griechischen Christenheit zu gewinnen. Kaiser Alexius erließ eine Einladung an Papst Urban, zu einer Synode nach Konstantinopel zu kommen, um den Streit über die ungesäuerten Brode zu beseitigen. Urban konnte der Einladung nicht folgen, aber er erhielt sich fortan in freundlicher Verbindung mit dem Kaiser des Ostens, und diese Verbindung blieb für spätere Zeiten nicht ohne Folgen.

Auch die Verhältnisse Italiens fingen an sich günstiger für die kirchliche Partei zu gestalten. Noch zu der Zeit des Desiderius, wie es scheint, hatte sich Bohemund gegen den jungen Roger im Aufstande erhoben, und ein innerer Krieg unter den normannischen Fürsten hatte nicht nur ihrer Herrschaft, sondern auch der kirchlichen Partei die größten Gefahren gedroht; Rogers Macht schien, da Sigelgaita schon ihrem Ende entgegen ging **), dem tapferen Bohemund gegenüber kaum aufrecht zu erhalten. Zum guten Glück trat Roger von Sicilien jetzt zwischen die hadernden Neffen; seine Einmischung und gewiß nicht minder die Verwendung des Papstes führten zu einem Vertrage zwischen den Streitenden, in welchem Roger seinem Bruder Oria, Gallipoli, Tarent, Otranto und andere Burgen abtrat. Von noch größerer Bedeutung war, daß Mathildens Macht weiter und weiter um sich griff. Es hemmte sie nicht, daß Wibert nach Ravenna zurückkehrte, daß der Kaiser seinen Sohn Konrad als Statthalter nach der Lombardei zurücksandte. Die Pataria machte unter Mathildens Einfluß unaufhaltsame Fortschritte, und bald wurde selbst Erzbischof Anselm von Mailand in der Treue gegen den Kaiser und Wibert schwankend.

Schon glaubte Urban Rom selbst sich gewinnen zu können. Im November 1088 begab er sich dorthin und stellte sich unter den Schutz des Petrus, eines Sohnes jenes Leo, der sein jüdisches Geschlecht unter Gregor zu Ehren und großem Einfluß gebracht hatte; in der Burg des Petrus auf der Tiberinsel nahm der Papst Wohnung. Aber der größte

---

*) Vgl. oben S. 201.

**) Sigelgaita starb im Jahre 1089.

Theil der Römer hielt doch noch zu Wibert, und Urban führte in der Stadt ein elendes Dasein, voll von Sorgen und Drangsalen. Wibert erschien selbst wieder in Rom und hielt eine Synode in der Peterskirche, in welcher er über seinen Widersacher und dessen Anhänger den Bann aussprach, zugleich die von demselben erneuerte Excommunication des Kaisers für ungültig erklärte und der Lehre der Gregorianer entgegentrat, daß alle von den zum Kaiser haltenden Priestern verwalteten Sacramente unwirksam seien. Das Leben Urbans schwebte in Rom in Gefahr: er wandte im Sommer 1089 der Stadt wieder den Rücken und fand abermals eine Zufluchtsstätte bei den Normannen.

Daß Urban trotzdem ein nicht machtloses Haupt der Kirche war, zeigte sich auf der Synode, die er am 10. und 11. September 1089 zu Melfi hielt; es waren 70 Bischöfe und 12 Aebte hier um ihn versammelt, welche mehrere für die Verwaltung der Kirche wichtige Beschlüsse faßten. Auch Herzog Roger war zugegen und bekannte sich als Vasall des Papstes, der ihn feierlich mit seinen Ländern belehnte. Gleich darauf machte Urban einen neuen Versuch Wibert aus Rom zu verdrängen. Er kehrte, ohne Zweifel mit normannischem Kriegsvolk, dorthin zurück und feierte das Weihnachtsfest im Lateran. Damals soll Wibert schimpflich vor ihm geflohen sein, und die Römer sollen ihm sogar das Versprechen abgedrungen haben, daß er niemals nach ihrer Stadt zurückkehren werde. Aber es fehlte doch viel, daß sich Urban hier hätte befestigen können. Schon im Sommer 1090 mußte er abermals Rom verlassen, und im Anfange des Jahrs 1091 bemächtigten sich die Wibertisten sogar der Engelsburg, welche bisher noch immer die Gregorianer behauptet hatten. Die Römer riefen Wibert zurück und seine Herrschaft in Rom war anerkannter als je; mehr als drei Jahre vergingen, ehe Urban an eine neue Rückkehr ernstlich denken konnte, drei lange Jahre eines traurigen Exils, wo der Papst seine Synoden zu Benevent und Troia halten mußte.

Allerdings war Urban bereits in dem größten Theil Italiens, in Sicilien, in Spanien und Frankreich als der wahre Nachfolger Petri anerkannt: aber wer bot ihm ausreichende Unterstützung, um den Sitz der Apostelfürsten einzunehmen? Fehlten ihm doch selbst die Mittel für einen Hofhalt, wie er ihn in seiner Stellung bedurfte. Urban wußte recht wohl, daß er Wibert nie überwältigen würde, wenn ihm nicht des Kaisers Macht zu brechen gelinge. Er kannte den Stand der Dinge in

Deutschland aus eigener Anschauung, und behielt unablässig die Angelegenheiten jenseits der Alpen im Auge; unausgesetzt nährte er dort den Widerstand gegen Heinrich.

7.

Das Ende der Reichsspaltung in Deutschland.

Neue Friedensbestrebungen.

Seit der Niederlage des Markgrafen Liutpold bei Mailberg hatte das obere Deutschland keine ruhigen Tage mehr gesehen. Die kirchliche Partei erholte sich hier allmählich von dieser schweren Niederlage. Die Böhmen mußten aus Oesterreich weichen, und in Schwaben gewann Welf, den der Staufener, vom Bischof Siegfried von Augsburg und dem baierischen Pfalzgrafen Rapoto *) unterstützt, längere Zeit niedergehalten hatte, abermals entschieden die Oberhand. Durch Verrath wurden Welf im Anfange des Jahres 1084 selbst die Thore von Augsburg geöffnet. Die baierische Besatzung mußte die Stadt räumen; nur mit Mühe rettete Bischof Siegfried das Leben, der Gegenbischof Wigold zog ein, plünderte der Kirchenschatz und belohnte seine Anhänger reichlich. Eine ähnliche Verwüstung, wie drei Jahre zuvor über die Vorstädte, kam jetzt über die bischöfliche Pfalz, die benachbarten Kirchen und die Wohnungen der Domherren. Schon waren durch den lange andauernden Kampf ganze Districte Schwabens in Wüsteneien verwandelt, und alle Wechselfälle dieses Kampfs machten sich auch in Baiern bemerkbar.

Lothringen war von dem Streit, welcher die deutschen Länder erfüllte, bisher am wenigsten berührt worden. Aber die Wahl eines Lothringers, des Hermann von Luxemburg, zum Gegenkönig konnte doch auch hier nicht ohne Einfluß bleiben. Schon gegen Ende des Jahres 1082 war es Hermann von Metz die Rückkehr zu seinem Bischofssitze zu bewirken und sich gegen Herzog Theoderich zu behaupten gelungen. Den Grafen Konrad, den Bruder des Gegenkönigs, finden wir dann, ob-

*) Rapoto war ein Sohn des gleichnamigen an der Elster gefallenen Grafen von Vohburg und wahrscheinlich ein Vetter des baierischen Pfalzgrafen Kuno des Jüngern, der 1081 in der Schlacht bei Hochstädt geblieben war.

wohl er sonst der kirchlichen Partei wenig geneigt war, mit Hermann in gutem Vernehmen, und Bischof Pibo von Toul erklärte sich, soweit es sein zaghafter Sinn zuließ, für die kirchliche Sache. Die bisher verhüllten Gegensätze traten nun offener hervor, und Männer, wie Dietrich von Verdun, Eigilbert von Trier, Siegwin von Köln, wurden genöthigt nur um so entschiedener die Sache des Reichs zu verfechten. Auch die alte Kampflust des lothringischen Adels erwachte wieder; die vornehmen Herren warfen sich in die Streitigkeiten, welche die Zeit bewegten, freilich zumeist nur, um dabei ihre eigenen Interessen zu fördern, um im Kampf für die Kirche weltliches Gut zu gewinnen.

Unter diesen Umständen machte der Bischof Heinrich von Lüttich, der bei streng kirchlicher Richtung doch seine Treue dem Kaiser zu bewahren und seinem Sprengel den Frieden zu erhalten bemüht war, zuerst im Jahre 1081 den Versuch einen Gottesfrieden für sein Bisthum einzuführen. Es gelang ihm die in demselben angesessenen Herren für Bestimmungen zu gewinnen, nach welchen in jeder Woche der Freitag, Sonnabend und Sonntag, überdies die Weihnachtszeit vom ersten Advent bis zu Epiphanias und endlich der ganze Jahresabschnitt vom Sonntag Septuagesimä bis acht Tage nach Pfingsten den Waffen entzogen werden sollte; auch der Kaiser gab seine Zustimmung zu dieser Anordnung. Dieses Beispiel fand Nachahmung. Der Erzbischof Siegwin von Köln versammelte am 20. April 1083 seine Diöcesanen und vermochte sie zu der Annahme und Beschwörung eines Gottesfriedens, der sich eng an den Lütticher anschloß, zugleich aber wesentliche Bestimmungen der früheren Landfrieden aufnahm, bei dessen Ausführung, da den Uebertreter harte Leibesstrafen treffen sollten, wesentlich auch auf den Beistand der weltlichen Beamten gerechnet werden mußte. Wir besitzen das Schreiben Siegwins, mit welchem er die Bestimmungen seines Gottesfriedens dem Bischof Friedrich von Münster empfahl, und noch in demselben Jahre scheinen nicht nur in Münster, sondern auch in Osnabrück ähnliche Anordnungen getroffen zu sein.

Diese löblichen Bestrebungen gingen von Bischöfen der kaiserlichen Partei aus, fanden aber bald auch bei den Gegnern Anklang. Ostern 1084 wurden am Hofe des Gegenkönigs Bestimmungen über einen Gottesfrieden von den Anhängern der kirchlichen Partei auch für Sachsen festgestellt. Man bedurfte ihrer, denn das Ansehen des Gegenkönigs war, obwohl er das Land nach dem Tode Ottos von Nordheim nicht

mehr verlassen hatte, doch viel zu schwach, um den Landfrieden zu erhalten. Hermann behauptete sich nur durch die größte Fügsamkeit gegen Ottos Söhne und Ekbert von Meißen; neben diesen waren die einflußreichsten Männer an seinem Hofe Bischof Burchard von Halberstadt und Erzbischof Hartwig von Magdeburg, der Nachfolger Wezels, ein vielgewandter Mann, früher Kapellan des Erzbischofs Siegfried von Mainz. Siegfried hatte inzwischen (17. Februar 1074) das Zeitliche gesegnet; sein Tod war kaum ein Verlust für die eigene Partei. Der sächsische Gottesfriede fand, so gering sonst die Autorität des Gegenkönigs war, bald doch auch in den anderen Ländern des Reichs bei den Anhängern der kirchlichen Partei Eingang.

Das Bedürfniß eines gesicherten Friedens war, wie man sieht, allgemein: deshalb verstand man sich zu dem Gottesfrieden, der freilich seiner Natur nach im besten Falle nicht mehr als Waffenstillstand für gewisse Tage und manche Theile des Jahres gewährte. Wie aber sollte ein vollständiger Friede gesichert werden, wenn nicht die Einheit des Reichs hergestellt, der Hader der Parteien geschlichtet wurde? Die Meisten erwarteten dies vom Kaiser, als er im Juni 1084 über die Alpen nach Deutschland zurückkehrte, und er selbst kam mit den besten Hoffnungen, die Einheit des Reichs und einen allgemeinen Frieden herzustellen. Man hatte ihm geschrieben, daß Viele seiner Widersacher, namentlich die Sachsen, sich ihm zu unterwerfen entschlossen seien, und er glaubte in der That keinem ernsthaften Widerstand mehr auf die Dauer zu begegnen: auch er wollte Frieden, aber zuvor vollständige Unterwerfung. In dem Glanz der Kaiserkrone und mit der Erwartung, daß seine erhöhte Autorität den Muth der Freunde beleben, die Feinde mit Furcht erfüllen würde, betrat er wieder den deutschen Boden.

Am 29. Juni, wie es bestimmt war, scheint der Kaiser in Regensburg eingetroffen zu sein. Er fand hier gute Aufnahme, sammelte schnell ein Heer und brach mit demselben gegen Augsburg auf, um es Welf zu entreißen. Als er an den Lech kam, fand er das andere Ufer von den Feinden besetzt, die ihm den Uebergang über den Fluß verwehrten. Vierzehn Tage lag hier der Kaiser Welf gegenüber, bis in der Nacht vom 6. zum 7. August der letztere seine Schaaren vom Lech und aus Augsburg abziehen ließ. Unter großem Jubel hielt dann der Kaiser seinen Einzug in die befreite Stadt, in welche bald auch Bischof Siegfried zurückkehrte. Welfs Heer nahm den Weg nach Burgund, um den Ge-

genherzog Berchthold zu unterstützen, der sich dort von den Anhängern des Kaisers hart bedrängt sah.

Heinrich kehrte von Augsburg nach Regensburg zurück, aber nur um sogleich wieder gegen den Markgrafen Liutpold aufzubrechen. Dieser scheint sich ohne allen Widerstand unterworfen zu haben. Der Babenberger erhielt seine Mark zurück, während Herzog Wratislaw auf andere Weise entschädigt wurde. Es steht ohne Zweifel hiermit in Verbindung, daß nach dem Tode des Patriarchen Heinrich von Aquileja damals ein Neffe des Böhmenherzogs, Swatobor oder Friedrich genannt, bisher Propst zu Brünn, das überaus reiche und wichtige Erzstift erhielt; auch auf die Mark Meißen, welche in den Händen des abtrünnigen Ekbert war, werden Wratislaw neue Aussichten eröffnet sein.

Die Angelegenheiten Liutpolds waren schnell geordnet. Schon am 4. October finden wir den Kaiser in Mainz. Der erzbischöfliche Stuhl war durch Siegfrieds Tod erledigt, und Heinrich erhob auf denselben einen früheren Domherrn von Halberstadt, der sich auf die kaiserliche Seite gewandt hatte. Der neue Erzbischof, Wezilo mit Namen, war ein durch Talent, Kenntnisse und Lebenserfahrung ausgezeichneter Mann, welcher bald am Hofe eine hervorragende Stelle einnahm. Vor Allem empfahl ihn seine Vertrautheit mit den sächsischen Verhältnissen, welche für den Kaiser jetzt das wesentlichste Interesse besaßen; denn schon rief man ihn nach Sachsen, um die Unterwerfung des Landes entgegen zu nehmen. Aber die Beilegung der dortigen Wirren schien doch noch so schwierig, daß der Kaiser darüber den Rath seiner Fürsten zu hören beschloß: er beschied sie deshalb zum 24. November nach Mainz, wo auch die kaiserlich Gesinnten in Sachsen sich einfinden wollten; zugleich sollte über andere wichtige Reichsangelegenheiten und die Kirchenspaltung dort Beschluß gefaßt werden. Zuvor entschloß sich der Kaiser nach Metz zu ziehen; denn auch hierhin rief man ihn, um die Bewegungen in der Stadt selbst und im Herzogthum Ober-Lothringen beizulegen.

Die Gregorianische Partei war in Lothringen noch immer zu schwach, als daß Bischof Hermann an Widerstand denken konnte. Er öffnete dem Kaiser sofort die Thore von Metz und unterwarf sich. Nach einer daselbst am 16. October ausgestellten Urkunde waren um den Kaiser außer Hermann der Erzbischof Siegwin von Köln, der Herzog Theoderich und Graf Konrad, der Bruder des Gegenkönigs: man sieht, wie sich die

streitenden Parteien im Lande, durch die persönliche Erscheinung des Kaisers überwältigt, für den Augenblick ausglichen.

Heinrich fand in Lothringen kaum noch etwas zu thun. Offenkundige Gregorianer hatten hier jetzt einen schweren Stand, namentlich im Sprengel von Verdun, wo Bischof Dietrich mit Hitze gegen sie auftrat. Die Mönche daselbst, welche Wibert die Anerkennung verweigerten, wurden verfolgt; der Name der Patarener kam jetzt auch hier auf und wurde zur Beschimpfung der kirchlichen Partei benutzt. Die Aufregung gegen dieselbe wurde so groß, daß sich bald der Abt Rudolf mit seinen Mönchen das Kloster S. Vannes zu verlassen und nach Dijon überzusiedeln entschloß, wo ihnen Jerento ein Asyl eröffnete.

Ob der Mainzer Fürstentag gehalten wurde, wissen wir nicht; jedenfalls wurde über die sächsischen Verhältnisse dort kein tiefgreifender Beschluß gefaßt. Denn noch gegen Ende des Jahres fanden zwischen den Sachsen und mehreren Fürsten von der kaiserlichen Seite andere Unterhandlungen zu Gerstungen statt, bei denen es sich um die Unterwerfung des sächsischen Landes handelte. Eine Einigung wurde auch hier nicht erreicht. Die Schwierigkeiten scheinen besonders die sächsischen Bischöfe erregt zu haben, denen die Unterwerfung unmöglich schien, so lange die Frage unbeantwortet bliebe, ob man mit Heinrich als einem nach kanonischem Rechte vom Papste Gebannten verkehren könne. Zur Erledigung dieser Frage beschloß man am 20. Januar zu Gerstungen wieder zusammenzutreten; dann sollte sie von den Männern des kanonischen Rechtes durch klare Gesetzesstellen, nicht durch spitzfindige Ausführungen entschieden werden.

Eine große Zahl von geistlichen und weltlichen Fürsten stellten sich zu der bestimmten Zeit an der Werra zu Gerstungen und in dem nahen Berka ein. Auf Seiten der Gregorianer sah man Gebhard von Salzburg, Hartwig von Magdeburg und sieben andere sächsische Bischöfe. Von kaiserlicher Seite waren die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Bremen mit Mehreren ihrer Suffraganen erschienen, unter denen sich besonders Konrad von Utrecht bemerklich machte. Der Kaiser, der Weihnachten zu Köln gefeiert hatte, sollte nach Uebereinkunft bei den Verhandlungen nicht zugegen sein, befand sich aber zu Fritzlar, nicht allzufern von der Tagfahrt. Bei derselben erschien dagegen Otto von Ostia, der Legat Gregors, der erst wenige Tage zuvor in Sachsen eingetroffen war; es lag in der Natur der Dinge, daß einem gütlichen Ausgange der

Verhandlungen Nichts hinderlicher sein mußte, als die Gegenwart des Legaten.

Die Gregorianer hatten zu ihrem Sprecher Gebhard von Salzburg bestellt, der nun endlich eine Zusammenkunft erlebte, wie er sie seit Jahren vergeblich betrieben hatte. Die Kaiserlichen ersahen zu ihrem Wortführer Konrad von Utrecht, den Wezilo mit dem Nachweis der Rechtsstellen unterstützen sollte, die man bedurfte. Die Verhandlungen eröffnete Gebhard mit der Vorlegung der gegen Heinrich erlassenen Bannbullen und mit der Beweisführung, daß Excommunicirte, selbst wenn das über sie ausgesprochene Urtheil anfechtbar sei, nicht eher wieder in den Schooß der Kirche nach kanonischem Recht aufgenommen werden dürften, als bis eine anderweitige Entscheidung getroffen sei; er stützte sich dabei auf Stellen der heiligen Schrift, auf die sogenannten Kanones der Apostel, auf Bestimmungen der Concilien von Nicäa und Sardica und ein ursprünglich aus Pseudoisidor stammendes angebliches Decretale des Papstes Calixtus. Konrad trat dieser Beweisführung bei, knüpfte aber daran die Behauptung: Heinrich sei gar nicht im Bann, weil er nach dem Recht nicht habe excommunicirt werden dürfen; denn nach einer kanonischen Bestimmung solle Niemand, der seiner Güter oder Würden beraubt sei, vorgeladen, zur Untersuchung gezogen und verurtheilt werden. Wezilo verlas dazu aus seiner Kanonensammlung die beweisende Stelle. Er bediente sich, wie wir wissen, des Pseudoisidor, wo sich gleich in der Einleitung die entscheidenden Worte finden; auf der anderen Seite scheint man dagegen die Sammlung Burchards von Worms benutzt zu haben. Wezilo schloß aus der angeführten Stelle, daß Heinrichs Bann, da er durch den Aufstand der Sachsen und Schwaben, wie durch die Wahl Rudolfs seines Reichs zum großen Theil beraubt gewesen sei, keine Gültigkeit besitze.

Die Anführung aus Pseudoisidor kam Gebhard unerwartet. Da er verstummte, ergriff Bischof Werner von Merseburg das Wort und erklärte, daß der Satz Wezilos, daß ein seiner Güter Beraubter nicht excommunicirt werden könne, nicht so allgemein zu verstehen sei; wolle man dies, so müsse man ihn auch auf Weiber ausdehnen, von denen man doch niemals Gleiches behauptet habe. Dieser Einwand kam Wezilo gelegen; sofort las er andere Stellen aus der Einleitung des Pseudoisidor vor, welche sich ausdrücklich auf das gleiche Recht der Weiber beziehen. Gebhard und seine Partei wußten in der That hierauf Nichts

mehr zu erwiedern, als Wezilos Satz könne nicht in dem ihm beigemessenen Sinne aufgefaßt werden; übrigens seien sie nicht erschienen, um über die Rechtmäßigkeit päpstlicher Excommunicationen zu entscheiden; wenn das in Heinrichs Sache gefällte Urtheil noch einmal geprüft werden solle, so könne das nur in Rom und von dem Papste selbst geschehen, da Niemand über einen Spruch des apostolischen Stuhls zu urtheilen oder ihn abzuändern berufen sei. Durch diese Erklärung war freilich jede Verständigung unmöglich geworden, und die Kaiserlichen verließen die Versammlung.

Die Verhandlungen hatten offenbar einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht; selbst unter den Sachsen und Thüringern fanden sich Viele, die einen anderen Ausgang erwartet hatten. Als die bisherigen Anhänger des Gegenkönigs am anderen Tage wieder zusammentraten, um über weitere Schritte zu berathen, zeigte sich unter ihnen eine große Spaltung. Der Bischof Udo von Hildesheim und sein Bruder, Graf Konrad, der Graf Dietrich von Katlenburg, Ekberts Schwager, und ein anderer Dietrich, der Vetter des Katlenburgers, die sämmtlich schon früher mit dem Kaiser Verbindungen angeknüpft hatten, erklärten sich für Unterwerfung; Andere wollten den heiligen Petrus und die sächsische Freiheit bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen. Die Letzteren schmähten auf Udo und seine Gesinnungsgenossen, nannten sie Verräther und verlangten von ihnen die Stellung von Geißeln, da sie ihnen mißtrauen müßten. Da jene die Geißeln versagten, kam es von hitzigen Worten zu den Schwertern. Die beiden Dietriche wurden erschlagen; Udo flüchtete sich mit seinem Bruder nach Fritzlar zum Kaiser. Dieser, der seine Widersacher uneins wußte, hätte gern sogleich ein Heer nach Sachsen geführt, aber die Zeit, wo der Gottesfriede eintrat, war nahe, und er scheute sich dessen Bestimmungen zu überschreiten.

Der Legat beeilte sich die üblen Eindrücke des Berkaer Convents zu verwischen. An alle Gläubige erließ er ein Schreiben, worin er den Satz Wezilos, welcher die große Frage des Augenblicks war, als gefährlich nachzuweisen suchte; er bemühte sich zugleich darzuthun, daß er auf einer absichtlichen Verdrehung der Worte Isidors beruhe, die man nur deshalb gewagt habe, weil dessen Sammlung wenig in Anwendung gekommen und deshalb unbekannter sei*). Der Legat berief bald darauf

*) Man hat hieraus gefolgert, daß die Sammlung Pseudoisidors im elften Jahr-

die rechtgläubigen Bischöfe zu einer Synode, die er im Anfange der Fastenzeit halten wollte, und versuchte auch Bischof Udo wieder vom Kaiser abzuziehen. Aber Udo hatte mit dem Legaten und den Sachsen gebrochen, und alle Versuche ihn zu gewinnen waren vergeblich.

Die auf die Fastenzeit ausgeschriebene Synode ist nicht abgehalten worden; erst in der Osterwoche 1085 traten die meisten sächsischen Bischöfe und Gebhard von Salzburg in Quedlinburg wieder zu Berathungen zusammen, zu denen auch die vertriebenen Bischöfe von Würzburg und Worms, der Gegenbischof Wigold von Augsburg und der erst kürzlich von dem Legaten eingesetzte Gegenbischof Gebhard von Konstanz Gesandte geschickt hatten. Auch der Gegenkönig und viele sächsische Große waren bei der Synode zugegen, in welcher der päpstliche Legat den Vorsitz führte. Auch hier fehlte es nicht an ärgerlichen Auftritten, wenn auch zuletzt Beschlüsse gefaßt wurden, wie sie der Legat wünschen mußte.

Obwohl die Sachsen für den Papst manche Schlacht geschlagen hatten, stand es doch mit ihrem Gehorsam gegen die Anordnungen desselben sehr bedenklich. Schon vor längerer Zeit hatte der Abt Wilhelm von Hirschau in seinem Eifer den Gegenkönig aufgefordert mit Strenge gegen die Simonie und die geschlechtlichen Vergehungen des sächsischen Klerus einzuschreiten, sich aber dadurch nur eine derbe Zurechtweisung der sächsischen Bischöfe zugezogen. Gewiß waren seine Vorwürfe nicht unbegründet, und der Legat konnte nun in der Nähe sehen, wie Simonie und Fleischeslust auch bei den sogenannten Getreuen des heiligen Petrus nicht ausgerottet waren. Schwerer jedoch bedrückte ihn die Wahrnehmung, daß der Gegenkönig mit einer nahen Verwandten in einer Ehe lebte, welche die Kirche nicht anerkennen konnte, und daß die sächsischen und thüringischen Großen einen großen Theil des Kirchenguts an sich gerissen hatten. Daher erhob er zunächst seine Stimme auf der Synode um die Scheidung des Königs und die Herausgabe des in weltliche

---

hundert noch nicht in Ansehen stand. Mir scheint die Folgerung berechtigter, daß der ursprüngliche Pseudoisidor nicht mehr in Gebrauch war. Der Stoff desselben war in die gebräuchlicheren Sammlungen theilweise übergegangen und die Quelle war fast vergessen. Solche ursprünglich pseudoisidorische Stücke enthielt auch die Sammlung, deren sich damals Gebhard von Salzburg bediente. Ein ausgedehnter Gebrauch ist von Pseudoisidor selbst wohl nie östlich vom Rheine gemacht worden. Es finden sich nur wenige Handschriften in Deutschland, und auch diese sind nicht alle von deutschen Schreibern gefertigt.

Hände übergegangenen Kirchenguts zu verlangen. Aber er mußte hören: es sei nicht an der Zeit sich jetzt in solche Sachen zu mischen, man sei nur zusammengekommen, um die nothwendigen Schritte gegen Heinrich zu berathen. In der That begnügte er sich einige den Cölibat, die Zehnten und die Fasten betreffende Satzungen zur Anerkennung zu bringen; im Uebrigen trat er nur den Fragen des Augenblicks näher.

Der schon zu Berka proclamirte Satz, daß Niemand über einen Spruch des apostolischen Stuhls zu urtheilen oder ihn abzuändern berufen sei, wurde zunächst abermals verkündigt. Ein Bamberger Kleriker, Gumbert mit Namen, hatte sich in die Versammlung gedrängt und rief laut: es sei eine Anmaßung der römischen Bischöfe, nicht ein überkommenes Privilegium, daß Niemand über sie urtheilen dürfe. Was aber hatte ein solcher Widerspruch in einer Versammlung zu bedeuten, welche unter der Leitung Ottos von Ostia tagte? Dann wurde der vielberufene Satz Wezilos ausdrücklich verurtheilt und schließlich über Wibert, wie über die abtrünnigen Cardinäle Hugo den Weißen, den Bischof Johann von Porto und Petrus, den früheren Kanzler Gregors, die sich damals beim Kaiser befanden, das Anathem ausgesprochen. Auch über die Erzbischöfe von Bremen und Mainz, die Bischöfe von Basel, Hildesheim, Konstanz, Speier, Augsburg und Chur verhängte man den Bann. Nach der auf der römischen Synode obwaltenden Sitte steckten die versammelten Bischöfe zur Bekräftigung ihrer Strafurtheile die Kerzen an und löschten sie aus. Die zu Quedlinburg gefaßten Beschlüsse waren herzhaft genug; zu ihnen entsprechenden Thaten war man aber, wie sich bald zeigte, kaum noch entschlossen.

Um so entschlossener war der Kaiser die Sachen zur Entscheidung zu treiben. Schon war durch ihn und die genannten Cardinäle als Legaten des Papstes Clemens eine große Synode nach Mainz berufen worden. Sie trat im Anfange des Mai 1085 in der Kirche St. Alban zusammen. Persönlich erschienen waren alle Bischöfe Lothringens mit Ausnahme Hermanns von Metz und Pibos von Toul; der Letztere hatte jedoch Gesandte geschickt. Auch die schwäbischen Kirchen waren sämmtlich entweder durch die Bischöfe selbst oder doch durch ihre Gesandten vertreten. Aus Baiern waren die Bischöfe von Regensburg und Freising, aus Franken die von Eichstett, Bamberg und Speier, aus Sachsen endlich die von Münster, Paderborn, Minden und Hildesheim zugegen; der Erzbischof von Bremen, persönlich zu erscheinen verhindert, hatte

Gesandte geschickt. Auch die beiden Kanzler des Kaisers, Bischof Burchard von Lausanne und Bischof Gebhard von Prag, waren anwesend. Ueberdies sollen mehrere italienische und französische Bischöfe Gesandtschaften abgeordnet haben. Ließ sich die Synode auch nicht als eine allgemeine betrachten, so war sie doch die vollständigste Vertretung der deutschen Kirche, die man seit langer Zeit gesehen hatte. Die ausgesprochene Absicht des Kaisers und seines Papstes bei derselben war, die Einheit der deutschen Kirche herzustellen, indem man sie sich ganz wieder unterwarf, die widerstrebenden Bischöfe zu entsetzen und andere in ihre Stellen zu bringen, auf deren Gesinnung man bauen konnte. In diesem Sinne wurden die Verhandlungen geführt, bei denen die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln den Vorsitz führten.

Vor Allem wurde die Entsetzung Gregors, wie die Einsetzung des Papstes Clemens noch einmal als rechtmäßig anerkannt. Dann hielt man über die Gregorianischen Bischöfe, die vorgeladen aber nicht erschienen waren, Gericht; sie wurden sämmtlich excommunicirt, ihre Bisthümer für erledigt erklärt, und mit der Besetzung derselben sogleich begonnen. Auch über den Gegenkönig Hermann sprachen die versammelten Bischöfe als Hochverräther und Zerstörer der Kircheneinheit das Anathem aus. Von Wichtigkeit war endlich, daß der Gottesfriede vom Kaiser und der Synode förmlich zum allgemeinen Reichsgesetz erhoben wurde. Die Bestimmungen des Kölnischen Gottesfriedens wurden zu Grunde gelegt, aber noch mehrfach erweitert, namentlich dadurch, daß außer dem Freitag, Sonnabend und Sonntag nun auch der Donnerstag wieder dem Kampfe entzogen würde. So hat in den Wirren jener Zeit die Treuga Dei auch in Deutschland gesetzliche Geltung gewonnen, ein schwacher Ersatz für den Reichsfrieden, den sonst die kaiserliche Macht aufrecht erhielt.

Mit der Herstellung der Kircheneinheit, wie man sie in Mainz verstanden hatte, machte der Kaiser sogleich Ernst. Er zog gegen Metz; Bischof Hermann, der sich in dieser entscheidenden Zeit unentschieden benommen hatte, mußte aus der Stadt weichen und sich nach Sachsen flüchten. Zu seinem Nachfolger ernannte der Kaiser Walo, den Abt des Klosters St. Arnulf in Metz, einen frommen und sanften, für diese Stellung aber ganz ungeeigneten Mann. Bischof Dietrich von Verdun nahm keinen Anstand dem Gegenbischof sogleich zu weihen und erhielt hierfür und für andere dem Kaiser geleistete Dienste zu Metz am 1. Juni 1085 große Güter in Lothringen geschenkt, welche der großen Gräfin Mathilde

früher zugehört hatten und eingezogen waren. Etwa zu derselben Zeit wurde das Bisthum Worms einem gewissen Thietmar verliehen, der aber bereits nach wenigen Monaten starb. Passau erhielt Hermann von Eppenstein, ein Bruder Herzog Luitolds von Kärnthen, Salzburg ein Kleriker aus einem adligen Geschlechte Baierns, Berchthold mit Namen; Würzburg wurde dem Bamberger Meinhard zu Theil, einem durch Kenntnisse und Talent ausgezeichneten Manne, der früher als Gegner Berengars von Tours sich einen Namen gemacht hatte. Die Mainzer Beschlüsse traten, wie man sieht, rasch in das Leben.

Und inzwischen war auch in Sachsen ein gewaltiger Umschwung der Stimmung erfolgt. Die Muthlosigkeit der kirchlichen Partei wuchs hier, als der Tod Gregors jetzt bekannt wurde, als darauf der Legat Sachsen verließ und über Frankreich nach Italien zurückkehrte, mit jedem Tage. Unter diesen Umständen gelang es Udo von Hildesheim und dem Abt Hartwig von Hersfeld Viele in Sachsen und Thüringen, die bisher der Unterwerfung abgeneigt waren, auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Dieser hatte Udo das eidliche Versprechen gegeben, daß er, wenn sich die Sachsen unterwürfen, niemals ihr altes und gutes Recht, welches sie seit Karls des Großen Zeiten gehabt, verletzen und jede Verletzung desselben durch seine Beamten, Vasallen und Dienstleute innerhalb sechs Wochen nach erhobener Klage bestrafen wolle; mehrere Bischöfe und Fürsten hatten beschworen, daß sie den Kaiser nie mehr gegen die Sachsen unterstützen würden, wenn er diesen Eid bräche. Solche Zusicherungen, die Udo unter den Sachsen verbreitete, machten jetzt große Wirkung; bald entstand ein wahrer Wettstreit sich dem Kaiser zu nähern. Die Bannflüche Gregors vergaß man und verlangte nun eben so heftig nach Heinrich, als man ihn früher zurückgestoßen hatte. Vergeblich suchten der Gegenkönig und seine Bischöfe dem reißenden Abfall zu steuern.

Unter so günstigen Verhältnissen sammelte Heinrich ein Heer und überschritt mit demselben den 1. Juli 1085 die sächsische Grenze. Die wenigen Widersacher, die er noch in Sachsen hatte, stoben sogleich auseinander. Der Gegenkönig, Hartwig von Magdeburg und Burchard von Halberstadt wußten keine andere Rettung, als zu den Dänen zu flüchten. Ohne Widerstand zu finden rückte der Kaiser bis vor Magdeburg. Auch hier öffneten ihm die Bürger sogleich die Thore; frohlockend empfingen sie ihn und waren es zufrieden, als er zum Erzbischof den Abt Hartwig von Hersfeld bestellte, der am 13. Juli geweiht wurde.

Für Halberstadt wurde Hamezo, ein Oheim des Grafen Ludwig von Thüringen, für Merseburg, wo sich Bischof Werner entfernt hatte, ein gewisser Eppo bestellt, für Meißen ein Verwandter oder Günstling des Böhmenherzogs, Felix mit Namen. In anderen Bisthümern bestanden bereits Gegenbischöfe, die nun Raum gewannen. Die geistlichen Herren, die bisher den Kampf gegen Heinrich geführt hatten, unterwarfen sich freilich nicht, aber um so größer war die Zahl der weltlichen Großen, die auf die Seite des Kaisers traten, der ihnen die Rückgabe ihrer früher wegen Hochverraths eingezogenen Güter versprach.

Der Kaiser schien wieder Herr in dem Lande, welches sich ihm seit neun Jahren völlig entzogen hatte. Ohne einen Schwertstreich hatte es sich ihm jetzt unterworfen; er fürchtete keinen Feind mehr und entließ sein Heer. Auch in Franken, Lothringen und Baiern regte sich kein Widerstand. Nur in Schwaben wüthete der Kampf fort: wie aber sollten ihn die Gregorianer hier mit Erfolg fortsetzen, wenn alle anderen Widersacher des Kaisers die Waffen streckten, wenn der Gegenpapst nach dem Tode Gregors in immer weiteren Kreisen als der rechtmäßige Nachfolger Petri anerkannt wurde? Wenig über ein Jahr war es, daß Heinrich über die Alpen heimgekehrt war, und schon war Hoffnung, daß der heißersehnte Friede bald wieder in ganz Deutschland einkehren würde. Die Treuga Dei war allgemein angenommen worden: aber was bedeutete sie gegen einen Reichsfrieden, wie er sich von der Herstellung der Einheit der Kirche und des Staats erwarten ließ? Heinrich hatte einen solchen Frieden nach der Unterwerfung seiner Feinde in Aussicht genommen, und die Zeit schien nahe, wo sich seine Wünsche erfüllen würden.

Das Ende der sächsischen Wirren und des Gegenkönigs Hermann.

Man weiß, welches Vertrauen Heinrich, als er vor einem Jahre nach Italien aufbrach, seinem Vetter Ekbert von Meißen geschenkt hatte*), und wie schlecht dieses Vertrauen belohnt wurde. Offen hatte sich Ekbert alsbald dem Gegenkönig angeschlossen, offen auch nach der Rückkehr des Kaisers zu dessen Widersachern gehalten. Grenzenlos war der Ehrgeiz dieses leidenschaftlichen jungen Fürsten. Vor Kurzem war seine

*) Vergl. oben S. 514.

Schwiegermutter Adela gestorben und damit wohl die letzte Fessel gebrochen, die sein unbändiger Sinn zu tragen vermochte. Mit dem Markgrafen Heinrich von der Ostmark, dem nun zur Selbstständigkeit gediehenen Sohne Adelens, gerieth er hart an einander, und wie nach der Mark seines Schwagers, trachtete er nach der Herrschaft über ganz Sachsen, ja über das ganze Reich. Wie mit dem Kaiser, trieb er auch mit dem Gegenkönig sein Spiel, um selbst die Krone für sich zu gewinnen.

Der Ehrgeiz Ekberts kam nur seiner Treulosigkeit gleich. Als der Kaiser im Sommer 1085 mit Heeresmacht gegen Sachsen anzog und jeder Widerstand gegen ihn unmöglich war, ging er ihm entgegen und heuchelte eine friedliche unterwürfige Gesinnung, obwohl sein Herz nur auf Verrath sann. Der Kaiser, eine fast unerklärliche Zuneigung zu seinem bösen Vetter hegend, schenkte den trügerischen Worten desselben Glauben, verzieh ihm und beließ ihm sogar die Mark Meißen. Aber kaum hatte sich Ekbert entfernt, so schürte er schon von Neuem den Aufstand; es kam ihm zu Statten, daß die sächsischen und thüringischen Großen, als die versprochene Rückgabe der eingezogenen Güter nicht sogleich erfolgte, in das alte Mißtrauen gegen den Kaiser verfielen. Bald stand Ekbert an der Spitze einer ausgebreiteten Verschwörung und sammelte ein Heer um sich. Das Gerücht lief um, er wolle den Kaiser lebendig oder todt in seine Gewalt bringen; am Hofe hörte man warnende Stimmen. Heinrich hatte sein Heer entlassen, mißtraute nicht ohne Grund dem Volke, in dessen Mitte er sich befand: keinen anderen Ausweg sah er, als schleunige Entfernung. Flüchtig, wie einst im August 1073, verließ er abermals im September 1085 Sachsen, und hinter ihm erhob sich nun von Neuem aller Orten die Rebellion. Der Gegenkönig kehrte mit Hartwig von Magdeburg und Burchard von Halberstadt zurück. Die Hoffnung auf die gütliche Beseitigung der Reichsspaltung, auf die Herstellung eines allgemeinen Friedens war vereitelt. Der Kaiser mußte wieder zu den Waffen greifen; denn er sah, nur mit Waffengewalt war Sachsen zu unterwerfen.

Es konnte nicht anders sein, als daß die Flucht des Kaisers im ganzen Reiche gewaltiges Aufsehen erregte, daß die kaum gewonnene Autorität abermals tief erschüttert wurde. Aus Sachsen verjagt, hatte Heinrich zunächst den Weg nach Baiern genommen: kein Land hatte bisher treuer zu ihm gehalten, hier hatte er seit Jahren seine Heere gewonnen, hier meist die Mittel beschafft, um seine Kriege in Deutschland

zu führen, aber auch hier wurden nun Manche in der Treue wankend und traten mit Welf in Verbindung, der dadurch neue Hoffnung seine Ansprüche auf das Herzogthum durchzusetzen gewann.

Der Kaiser eilte die Schmach, die ihm angethan war, zu rächen und dem weiter greifenden Abfall zu steuern. Gegen Weihnachten begab er sich in die rheinischen Gegenden und rüstete in Worms und Speier ein stattliches Heer; besonders von den Bischöfen seiner Partei, gegen welche er sich damals sehr freigebig erwies, wurde die Mannschaft gestellt. Mitten im Winter, am 27. Januar 1086 brach er mit dem Heere auf und rückte um den Anfang des Februar in Thüringen ein. Er fand, wie er kaum vermuthet hatte, Ekbert auf das Beste gerüstet. Mit einem zahlreichen aus Sachsen und Thüringen gesammelten Heere trat der Markgraf dem Kaiser entgegen und wehrte ihm den Eingang in Sachsen. Am 7. Februar hielt der Kaiser über den Abtrünnigen zu Weimar Fürstengericht: als ein offener Feind des Reichs und des römischen Kaiserthums wurde die Acht über ihn ausgesprochen, seine Güter und Lehen eingezogen, die Grafschaften des Oster- und Westergaus in Friesland, welche er bisher besessen, sogleich dem Bischof von Utrecht verliehen. Es gelang darauf dem Kaiser zwar noch in Sachsen einzudringen, verwüstend durchzog er das Land bis zur Bode, doch schon nach wenigen Tagen mußte er den Rückzug antreten. Unter den baierischen Herren, die ihm gefolgt waren, zeigte sich Abneigung gegen die Fortsetzung des Kampfes; überdies war der Aschermittwoch nahe und die Bischöfe drangen auf Waffenruhe. So löste der Kaiser, nachdem die Bedingungen eines Waffenstillstandes zwischen den Fürsten von beiden Seiten vereinbart waren, sein Heer in der Mitte des Februar auf und kehrte durch Franken nach Baiern zurück, um in Regensburg das Osterfest (5. April) zu feiern.

Während der Kaiser noch in Regensburg verweilte, trat die Welfische Partei in Baiern offen hervor. Die Abtrünnigen bemächtigten sich der Stadt Freising, nachdem sie mit List den Bischof Meginward für sich gewonnen hatten, und riefen Welf mit den Schwaben herbei. Darauf brachen sie gegen Regensburg auf, um den Kaiser in ihre Gewalt zu bringen; er vereitelte ihre Absicht — wir wissen nicht auf welche Weise — und es gelang ihm die fränkischen Gegenden zu erreichen. Wurde auch Freising bald darauf von dem Herzog Friedrich von Schwaben und dem baierischen Pfalzgrafen Rapoto wiedergenommen, blieb auch Regensburg in

den Händen der Kaiserlichen, so war der Aufstand doch damit keineswegs bewältigt. Kaum hatten Friedrich und Rapoto Freising den Rücken gewendet, als die von ihnen dort zurückgelassene Besatzung vertrieben wurde und die Stadt abermals in die Gewalt der Rebellen fiel. Auch im Salzburgischen gewann die Partei Welfs die Oberhand; wenige Monate später konnte Erzbischof Gebhard, von den Grafen Engelbert und vielen Vasallen seines Stifts eingeladen, nach langer Verbannung nach Salzburg zurückkehren; Altmann von Passau und Meginward von Freising gaben ihm das Geleit. Die vom Kaiser in Salzburg und Passau eingesetzten Gegenbischöfe hatten Mühe sich zu behaupten. Wie schon längst Schwaben, so war nun auch Baiern ringsum von Fehden erfüllt; überall floß Blut, und die Schranken, welche der Gottesfriede dem Morden gezogen hatte, wurden kaum noch geachtet.

Der Kaiser hatte eine Synode und einen Reichstag auf die letzten Tage des April nach Mainz berufen: so trübe die Verhältnisse in Sachsen und Baiern sich gestaltet hatten, war die Versammlung doch zahlreich besucht. Die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Bremen hatten mit zwölf anderen Bischöfen und vielen Aebten sich eingestellt, aus dem Laienstande der Böhmenherzog Wratislaw mit seinem Bruder Konrad, Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Liutold von Kärnthen, der Pfalzgraf Rapoto und viele andere Großen. Auch die drei Cardinäle, welche im vorigen Jahre bei den Mainzer Beschlüssen mitgewirkt hatten und seitdem in der Nähe des Kaisers geblieben waren, erschienen hier abermals als Legaten des apostolischen Stuhls. Die Verhandlungen werden sich auf die Durchführung der vorjährigen Beschlüsse, die Mittel zur Bewältigung des Aufstandes in Sachsen, Baiern und Schwaben bezogen haben. Wir kennen das Ergebniß dieser Berathungen, so weit sie Deutschland betreffen, nicht näher. Ueberliefert sind nur zwei wichtige Bestimmungen dieser Versammlung, welche dem böhmischen Herzogshaus neuen Glanz verliehen: Herzog Wratislaw erhielt nämlich den Königsnamen von Böhmen und Polen; zugleich erlangte sein Bruder, Bischof Gebhard von Prag, der bisher dem Kaiser als deutscher Kanzler gedient hatte, die Wiedervereinigung der Diöcese Olmütz mit dem Prager Sprengel, so daß ihm, wonach er längst gestrebt hatte *), nun die geistliche Jurisdiction über ganz Böhmen und Mähren zufiel.

*) Vergl. oben S. 220.

Die Premysliden hatten in der letzten Zeit Verluste erlitten: Oesterreich war von Wratislaw nicht behauptet, sein Neffe Swatobor-Friedrich war im Februar dieses Jahrs bei einem Volksaufstande in Aquileja erschlagen worden, und das reiche Patriarchat desselben dem Eppensteiner Udalrich, Herzog Liutolds Bruder, zugefallen, der schon vorlängst die Abtei St. Gallen erhalten und sich im Besitz derselben durch glückliche Kämpfe behauptet hatte. Aber diese Verluste schienen durch die größere Selbstständigkeit der böhmischen Herrschaft und der böhmischen Kirche jetzt mehr als ersetzt, zumal auch die Mark Meißen, nachdem sie abermals Ekbert entzogen war, an Wratislaw zurückgegeben wurde. Wahrscheinlich ist damals auch Böhmen der bisher übliche Jahrestribut *) an den Kaiser förmlich erlassen worden; wenigstens findet sich später keine Spur mehr von seiner Zahlung. Die Stellung von 300 Rittern zu jedem Römerzuge blieb fortan die einzige unmittelbare Leistung, zu welcher Böhmen an das deutsche Reich verpflichtet war.

Der neue Böhmenkönig wurde vom Erzbischof Eigilbert von Trier nach Prag geleitet, um dort von ihm die Krönung zu erhalten. Sie erfolgte am Tage des heiligen Veit (15. Juni) in der Kirche desselben mit größter Feierlichkeit. Während Wratislaw und seine Gemahlin Swatawa, eine polnische Fürstin, gesalbt und mit dem königlichen Diadem geschmückt wurden, erhoben die Kleriker und Herren Böhmens den Ruf: „Dem hochherzigen und friedfertigen, von Gott gekrönten Könige von Böhmen und Polen Wratislaw langes Leben, Heil und Sieg!“ Schon nach wenigen Tagen kehrte der Erzbischof, reich mit Silber und Gold beschenkt, nach Deutschland zurück. Indessen war Gebhards Kapellan Albinus mit den Cardinälen, die damals endlich zu Wibert zurückkehrten, über die Alpen geeilt, und der Gegenpapst bestätigte auf die Verwendung des Erzbischofs Wezilo die Aufhebung des Olmützer Bisthums und die Vereinigung seines Sprengels mit Prag. Dagegen weigerte sich Wibert die Königswürde Wratislaws anzuerkennen, da dieser früher für die von Rom ihm ertheilte Mitra einen Jahreszins gezahlt hatte **), die Mitra aber neben der Krone kaum noch einen Werth behielt und die Jahresgelder ohnehin ihm bisher vorenthalten waren.

Wenn sich der Kaiser den böhmischen Brüdern so willfährig erwies,

*) Vergl. Bd. II. S. 350.
**) Vergl. oben S. 219.

so war dies nicht allein der Dank für große geleistete Dienste, sondern nicht minder ein Beweis, daß er der Unterstützung dieser Bundesgenossen jetzt am wenigsten entrathen zu können glaubte. In der That kam bei der schlimmen Wendung, welche die Dinge von Neuem in Sachsen und Baiern genommen, viel auf die Treue Wratislaws an, der damals eine ungemein vortheilhafte Stellung einnahm. Diesem Böhmen schien gelingen zu sollen, was einst vor einem halben Jahrhundert sein Vater Bretislaw angestrebt hatte, die slawischen Stämme an der Elbe und Weichsel unter seinem Scepter zu vereinigen und damit eine weithin gefürchtete Obmacht in dem östlichen Europa zu begründen; zugleich hatte er einen Einfluß in Deutschland erlangt, wie Keiner seiner Vorfahren.

Schon früher ist darauf hingewiesen worden, wie der Sturz Boleslaws des Kühnen, welcher das Königthum in Polen hergestellt hatte, die Verhältnisse des Ostens völlig umgestaltete*). Boleslaws Bruder Wladislaw Hermann war zwar von der Szlachta als Herzog Polens anerkannt worden, hatte aber sogleich den königlichen Ehren entsagt. Nur im Anschluß an seinen Schwiegervater, den Böhmenherzog, konnte er sich in seiner Macht erhalten, die unablässig von Ungarn aus bedroht war. Denn war auch der vertriebene Boleslaw schon im Jahre 1081 dort gestorben, so hatte er doch in Mieczislaw einen Sohn hinterlassen, der jetzt zu den Jünglingsjahren heranreifend die Tage des Exils bitter empfand, und König Ladislaw war schon in seinem eigenen Interesse geneigt zu einer neuen Umwälzung in Polen die Waffen zu leihen. Auch seine Herrschaft war ja wenig gesichert, so lange der Böhmenherzog und sein polnischer Schwiegersohn Nichts zu fürchten hatten, die zum Kaiser und dessen Schwager Salomo in gleich nahen Beziehungen standen. Schon 1081 hatte Salomo, ohne Zweifel von Böhmen aus unterstützt, einen neuen Einfall in Ungarn gemacht, und das Kriegsglück muß ihm günstig gewesen sein, da sich Ladislaw mit ihm Frieden zu machen und die königlichen Einkünfte zu theilen entschloß. Der Friede war jedoch von kurzer Dauer gewesen: nach zwei Jahren hatte Ladislaw, um seine Herrschaft besorgt, Salomo in einen Kerker geworfen, dieser aber war der Haft entkommen und erwartete nun seine Herstellung von einer neuen Wendung der Dinge, während er ein abenteuerndes Leben im fernen

*) Vergl. oben S. 503.

Osten führte. Die steigende Macht des Böhmenherzogs konnte diese Wendung herbeiführen, konnte ihm sein früheres Reich zurückgeben.

Während die Herrschaft in Polen und Ungarn noch immer durch Prätendenten bestritten wurde, schlug Wratislaws Macht nicht nur in Böhmen, sondern auch in weiter Ferne tiefere Wurzeln. Der Titel eines Königs von Böhmen und Polen gab ihm unseres Wissens zwar in Polen keine unmittelbaren Rechte, aber er bezeichnete doch, daß der Kaiser den Vorrang, den sich Boleslaw unter den Westslawen durch die Ergreifung der Königskrone angemaßt hatte, auf Böhmen übertrug, und eine Fülle von Ansprüchen ließ sich mit der Zeit aus diesem Titel ableiten. Welche imponirende Stellung zugleich Wratislaw durch seine Theilnahme an den inneren Kriegen in Deutschland gewonnen hatte, läßt sich deutlich aus den Worten erkennen, welche Wezilo von Mainz an Wibert richtete, um die Erhebung des Böhmen zu rechtfertigen. „Wer hat," sagt er, „in den Drangsalen unserer Zeit sich so vielen und so großen Gefahren für die Erhaltung des Kaiserthums, für die Würde des Reichs, für die Hoheit und Sicherheit eures apostolischen Stuhls ausgesetzt, als der neue Böhmenkönig? Alle Ordnung, alle Obrigkeit und selbst die Religion wären unter die Füße der Widersacher getreten worden, wenn nicht seine Treue und Standhaftigkeit in Allem und vor Allem mannhaften Widerstand geleistet hätte. Darin stimmen Alle überein, daß er, wenn man ihm höhere Ehre und Gunst hätte ertheilen können, auch dieser vollauf würdig gewesen wäre."

Vielleicht gab es damals keinen zugleich gefürchteteren und geachteteren Namen in Deutschland, als den des Böhmenfürsten. Schaudernd gedachte man in Schwaben der Verwüstung, welche seine Schaaren über das Land gebracht. Mehr als ein Mal hatten auch die Sachsen diesen Schaaren gegenüber gestanden, und sie wußten am besten, wie Viele unter den böhmischen Schwertern gesunken. In manchen Kirchen und Klöstern Deutschlands feierte man dagegen Wratislaw als den edelmüthigsten Wohlthäter, als die Blüthe fürstlicher Freigebigkeit. Die Schottenmönche zu St. Jacob in Regensburg und die bedrängten Brüder in Hersfeld nahmen seine Hülfe in Anspruch; sie beteten Tag und Nacht für den Sieg seiner Waffen, für sein und seiner Kinder Seelenheil; Altmanns Kloster Götweih hielt ein Marienbild von griechischer Arbeit, welches der Böhme gesendet, in hohen Ehren. Angesehene Männer in Deutschland standen in seinem Dienst, wie der Pfalzgraf Rapoto von Baiern,

der dafür jährlich die Summe von 150 Mark Silber von ihm empfing. Leicht begreift sich, welchen Werth es für den Kaiser in seinen Bedrängnissen haben mußte, Wratislaw auf das Engste an sich zu fesseln.

Die Bedrängnisse des Kaisers steigerten sich von einem Tage zum anderen. Schon hatte der Gegenkönig abermals in Sachsen ein Heer gerüstet und sich mit Welf und den Schwaben in Verbindung gesetzt. Man beschloß einen gemeinsamen Schlag gegen den Kaiser auszuführen: um den 1. Juli sollte sich das sächsische Heer mit dem schwäbischen bei Würzburg verbinden, um diese Stadt den Widersachern zu entreißen. Gelang dies, so war die Herrschaft des Kaisers auch in Ostfranken, und somit in allen Ländern diesseits des Rheins im hohen Maße gefährdet. Noch rechtzeitig erfuhr Heinrich den Plan, um Herzog Friedrich mit einigen Streitkräften nach Würzburg zu werfen; er selbst raffte in der Eile ein Heer zusammen, um die Vereinigung der sächsischen und schwäbischen Schaaren zu hindern. Aber er fühlte sich nicht stark genug ihnen zu begegnen. So konnten sich der Gegenkönig und Welf unbehindert verbinden und vor Würzburg rücken. Fünf Wochen vertheidigte Friedrich die Stadt, bis endlich der Kaiser mit einem Heer von 20,000 Mann, vornehmlich aus den rheinischen und lothringischen Bisthümern gesammelt, zum Entsatz anzog.

Sobald Hermann, Welf und Ekbert von dem Anrücken des Kaisers Kunde erhielten, zogen sie ihm von Würzburg aus zwei Meilen nordwärts bis Pleichfeld entgegen. Hier kam es am 11. August zu einer blutigen Entscheidung. Die Schwaben und Sachsen hatten sich zu derselben wie zu einem Glaubenskampfe vorbereitet. Nach Art der Mailänder hatte Welf seinem Heer ein Carroccio als Feldzeichen gegeben: auf einem hohen Maste, von dem eine rothe Fahne wehte, war ein Kreuz aufgerichtet, welches die Schwaben gegen den Feind führten. Mit feierlichem Gebet weihte der Erzbischof von Magdeburg die Krieger zum Kampfe ein. Als derselbe beginnen sollte, saßen Herzog Welf mit seinen Schaaren und die Vasallen des Erzstifts Magdeburg von den Pferden ab, um zu Fuß zu kämpfen. Gleich der erste Anlauf auf das kaiserliche Heer gelang. Die Kölner und Utrechter Vasallen, welche den Vorstreit hatten, hielten nicht Stand; man glaubt, daß Verräther in ihrer Mitte gewesen seien. Ihre Flucht setzte Heinrichs Reihen in Verwirrung; nur zu bald wandten seine Ritter zum größten Theil den Rücken. Auch Heinrich selbst verließ mit verwirrten Sinnen den Kampfplatz; ein Verräther an seiner Seite soll ihm einen Schlag auf den Kopf versetzt haben, der ihm die

Besinnung raubte. Nur das Fußvolk leistete herzhafte Gegenwehr und behauptete eine Zeit lang den Kampfplatz. Der Kaiser kehrte sogar noch einmal auf denselben zurück und schlug sich tapfer herum. Seine goldene Lanze, die bereits in den Händen der Feinde war, entriß er ihnen wieder. An neun Stellen wurde mit furchtbarer Erbitterung gekämpft; neun hohe Leichenhaufen bezeichneten nachher diese Stellen. Aber der Schlacht eine günstige Wendung zu geben gelang den Kaiserlichen nicht mehr. Was noch sich aufrecht erhalten hatte, wandte sich endlich flüchtend dem Rheine zu, von Welf und den Sachsen verfolgt. Einen großen Theil seiner Schätze und Gewänder mußte der Kaiser den Schwaben und Sachsen belassen; noch schmerzlicher war, daß mehrere Feldzeichen als Tropäen den Feinden blieben.

Gerade fünf Jahre nach dem Tage von Hochstädt gewannen so der Gegenkönig und Welf einen neuen Sieg. Ihr Verlust im Kampfe war gering gewesen; nur dreißig Todte und Verwundete will man gezählt haben. Weit beträchtlicher war er auf der Seite des Kaisers, obwohl Keiner vom hohen Adel das Leben auf dem Schlachtfelde gelassen hatte. Aber wichtig vor Allem war der moralische Eindruck, welchen die Niederlage des Kaisers hervorrief. „Hier zeigt es sich," sagte Erzbischof Hartwig zu einem gefangenen Kleriker, „auf welcher Seite das Recht ist." Dieser Eindruck war bei dem ohnehin in Schwanken gerathenen Glück des Kaisers nur um so stärker. Auch Herzog Friedrich und Bischof Meinhard glaubten nun Würzburg nicht länger halten zu können. Sofort räumten sie die Stadt, und schon am folgenden Tage zogen ungehindert die Sieger ein. Nach fast zehnjährigem Exil kehrte der alte Bischof Adalbero wieder in seine Stadt zurück. Hermann von Metz und Gebhard von Konstanz gaben ihm das Geleit; dem ersteren, aus seinem Bisthum vertrieben, ging ein Hoffnungsstrahl auch für seine eigene Zukunft auf.

Selten ist ein großer Erfolg schlechter benutzt worden. Statt sich Ostfrankens zu versichern und dadurch die aufständigen Bewegungen im oberen und niederen Deutschland in Verbindung zu bringen, begnügten sich die Sieger eine Besatzung in Würzburg zurückzulassen und zogen dann heimwärts ab; die Sachsen ohne den Gegenkönig, der die schwäbischen Schaaren begleitete. Er lebte dann einige Zeit in Konstanz bei Bischof Gebhard und in dem nahen Kloster Petershausen mitten unter den strengsten Gregorianern. Wir wissen nicht, welche Absichten er hier

verfolgte; jedenfalls war wenig von ihm erreicht, als er noch vor Jahresschluß nach Sachsen zurückkehrte.

Inzwischen war Würzburg wieder in die Hand des Kaisers gefallen. Mit einem in Eile zusammengebrachten Heere rückte er vor die Stadt, die ihm sogleich die Thore öffnete. Der alte Adalbero kam in Feindes Gewalt, und gern hätte der Kaiser ihn, seinen Pathen, trotz der Mainzer Beschlüsse in seiner bischöflichen Stellung belassen, wäre derselbe nur zu Zugeständnissen zu bewegen gewesen. Aber keine Nachgiebigkeit war von ihm zu erreichen. „Ihr könnt mich binden und tödten," sagte er, „doch nicht zwingen mit dem Gebannten zu verkehren." Der Kaiser entließ ihn darauf unter sicherem Geleit nach seiner Heimath, dem Traungau; dort hat Adalbero bald auf seiner geliebten Burg Weinberg, bald in dem nahen Lambach noch mehrere Jahre gelebt. Nichts lag ihm mehr am Herzen, als den Bau und die Einrichtung des Klosters Lambach zu vollenden; am 15. September 1089 wurde das Kloster geweiht, und damit ein Werk zum Abschluß gebracht, welches Adalbero durch mehr als drei Jahrzehnde mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt hatte. Der Umgang mit seinen alten Freunden, Altmann von Passau und Gebhard von Salzburg, verschönte die letzten Jahre dieses Mannes, der für seine Ueberzeugung schwere Leiden mit ungebrochenem Muthe getragen hatte. Nach Würzburg kehrte Meinhard zurück, starb aber dort bereits im nächsten Jahre.

Der Kaiser hatte sich, nachdem er sich Würzburg gesichert, wieder nach Baiern gewendet, um hier zunächst den Aufstand zu bewältigen. Welf und Berchthold eilten herbei, um ihre Anhänger zu ermuthigen. Sie überfielen den Kaiser unerwartet bei der Belagerung einer Burg und nöthigten ihn nicht nur das Land zu verlassen, sondern auch in die Berufung eines Fürstentags zu willigen, auf dem über die Wirren des Reichs Beschluß gefaßt werden sollte. Dieser Fürstentag wurde auch bald auf die dritte Woche der Fasten 1087 nach Oppenheim ausgeschrieben, einem Orte traurigsten Andenkens für den Kaiser. Aber zu Verhandlungen, wie sie die Schwaben erwartet hatten, kam es dort nicht. Der Kaiser hielt die Großen, die ihm noch ihre Treue bewahrten, von dem Besuche des Tages ab, und die Aufständigen blieben allein. Mochten sie nun auch über die Wirren des Reichs in Klagen ausbrechen und die Schuld derselben auf den Kaiser werfen: in der Lage der Dinge wurde dadurch wenig geändert. Die Aussichten Welfs trübten sich überdies,

da die kaiserliche Partei in Baiern sich behauptete und ein neuer Angriff, den er bald darauf auf Augsburg unternahm, an dem Widerstand der Bürger scheiterte.

Die Lage des Reichs war jedoch so bedenklich, daß der Kaiser selbst wenig später die Hand zu Verhandlungen bot. Am 1. August kamen die Fürsten von beiden Seiten in Speier zusammen, und auch der Kaiser stellte sich ein. Die Verhandlungen zeigten aber erst recht, wie zerfahren die Dinge waren. Wohl schien es, als ob die Widersacher des Kaisers entschieden im Uebergewicht wären. Gerade damals erfuhren sie, daß ein Nachfolger Gregors eingesetzt sei, und diese Nachricht mußte den Muth der Partei heben. Auch traf eine Gesandtschaft des Ungarnkönigs ein, der ein Heer von 20,000 Reitern gegen den Kaiser versprach. Aber doch war auf der kirchlichen Seite nirgends Einheit und Zusammenhalt. Weder die Schwaben noch die Sachsen wollten den Gegenkönig, den sie sich gesetzt hatten, mehr anerkennen; sie erboten sich sogar sich Heinrich wieder zu unterwerfen, wenn er nur den über ihn verhängten Bann anerkennen und sich von demselben lösen wolle. Mit Entschiedenheit wies Heinrich diese Zumuthung zurück. So schied man erbitterter, als man zusammengekommen. Heinrich kündigte eine Heerfahrt gegen die Aufständigen auf acht Tage nach Michaelis an; die Sachsen und Schwaben erklärten, sie würden schon Michaelis im Felde stehen.

Zu der bezeichneten Frist zogen beide Theile nicht aus. In ihren Hoffnungen auf den Beistand des Ungarnkönigs sahen sich Welf und seine Anhänger getäuscht. Salomo hatte in dieser Zeit seinen Tod gefunden *), und die inneren Kämpfe in Deutschland verloren fortan für König Ladislaw das unmittelbare Interesse. Die Schwaben ließen in diesem Jahre sogar ganz die Waffen ruhen. Die Sachsen suchte der Kaiser dagegen im Spätherbste auf; durch Krankheit behindert, zog er erst später, als er beabsichtigt hatte, gegen sie aus. Als er von Thüringen in Sachsen mit einem starken Heere einrückte, begegnete er keinem

*) Salomo fiel im Jahre 1087 in einem Kampfe gegen das griechische Reich an der unteren Donau. Ein abenteuernder Kriegsmann, hatte er sich den Petschenegen angeschlossen, die damals im Kriege mit dem Kaiserreich des Ostens standen. Im Mai 1090 starb Ladislaws Gemahlin, die Tochter des Gegenkönigs Rudolf: damit zerriß das letzte Band zwischen ihm und den Aufständigen in Deutschland.

Widerstande an den Grenzen; die Böhmen hatten die Mark Meißen schon zuvor besetzt. Da warf sich Markgraf Ekbert, ehe es noch zu einem Zusammentreffen mit dem sächsischen Heere kam, in die Mitte der kämpfenden Parteien; er fühlte sich verloren, wenn der Kaiser in Sachsen Herr würde. Eilig sandte er Boten zu ihm und versprach ihm, wenn er seine Markgrafschaft und seine anderen Lehen zurückerhielte, sich zu unterwerfen; zugleich eröffnete er ihm abermals Aussichten auf eine friedliche Beilegung der sächsischen Wirren.

Wunderbarer Weise ließ sich der Kaiser abermals von dem treulosen Vetter verblenden. Er verabschiedete sein Heer, verließ Sachsen und ging nach Hersfeld zurück, wo sich Ekbert ihm zu stellen versprochen hatte. Wirklich erschien er hier, bekannte demüthig seine Schuld und gelobte für die Folge unverbrüchliche Treue; er machte sich zugleich anheischig dem Kaiser ganz Sachsen und Thüringen zu unterwerfen und für die Einheit des Reichs zu wirken. So sehr traute der Kaiser diesen Versprechungen, daß er ihm nicht allein die Mark und seine Grafschaften zurückgab, sondern auch die Pässe Sachsens und Thüringens anvertraute. Aber schon am anderen Tage erschienen Boten Ekberts mit der unerwarteten Botschaft, der Markgraf könne das Wort, welches er früher seinen Landsleuten gegeben, nicht brechen, seine Versprechungen deshalb gegen den Kaiser nicht erfüllen. Erzbischof Hartwig von Magdeburg und Bischof Burchard von Halberstadt, welche in der Nähe waren, sollen mit trügerischen Reden, indem sie ihm Aussichten auf die Königskrone eröffneten, den ehrgeizigen jungen Fürsten zu diesem neuen Treubruch verleitet haben.

Der Kaiser begab sich nach Baiern, wo er das Weihnachtsfest gefeiert zu haben scheint. Zwei Tage nach demselben starb die Kaiserin Bertha. Ihr Tod war für Heinrich ein unersetzlicher Verlust; was er in jungen Jahren gegen sie gefehlt, hatte sie ihn nie entgelten lassen, sondern alle Härte seines Charakters und alle Drangsale dieser stets bestrittenen Herrschaft mit der Geduld der Liebe getragen. So war es ihr gelungen das Herz ihres Gemahls zu gewinnen; Heinrich erkannte und würdigte den Werth der trefflichen Frau und bewahrte das Andenken an sie um so treuer, je unglücklicher die Wahl seiner zweiten Gemahlin war. In der Kaisergruft zu Speier fand die treue Dulderin ihre Ruhestätte.

Bertha hatte noch die Krönung ihres älteren Sohnes Konrad erlebt. Im Laufe des Jahrs 1087 war dieser, kaum dem Knabenalter entwachsen, von dem Anhange des Vaters zum König gewählt und zu

Aachen vom Erzbischof Siegwin von Köln mit der Krone geschmückt worden. Allerdings hatte diese Wahl nur für den Anhang des Kaisers Bedeutung; von den Gegnern desselben erkannte Keiner sie an. Und zu diesen Gegnern konnten sich leicht jetzt auch Männer gesellen, welche bisher die festesten Stützen des Kaisers schienen. Liutold von Kärnthen zog sich mehr von ihm zurück, und man beschuldigte den Herzog, daß er selbst nach der Krone strebte; sein Abfall würde den der ganzen Sippe der Eppensteiner nach sich gezogen haben. Noch besorglicher war, daß auch des Böhmenkönigs Treue verdächtig wurde. Wir wissen, daß er die Rückkehr des Bischofs Benno von Meißen, der sich vom Gegenpapst hatte absolviren lassen und Verzeihung vom Kaiser gewonnen hatte, in seinem Sprengel begünstigte und der von der Mainzer Synode eingesetzte Felix dort weichen mußte, wie auch daß er nach kurzer Zeit die Vereinigung des Prager und Olmützer Sprengels wieder rückgängig machte und einen eigenen Bischof für Olmütz bestellte, wodurch er die alten Feindseligkeiten mit seinem Bruder Gebhard aufs Neue erregte. Es liegt die Vermuthung nahe, daß Wratislaw tief verletzt durch die Art und Weise war, wie der Kaiser über die Mark Meißen willkürlich verfügt hatte. Er ließ seine Besatzung in derselben zurück und ergoß sich in Beschwerden, daß er beim Kaiser nicht mehr die frühere Gunst genieße.

Ein Glück für Heinrich war, daß seine Widersacher überall in ihrem Interesse gespalten waren, es zu einer gemeinsamen Action nicht bringen konnten. Dies zeigte sich am klarsten in Sachsen. Die Bischöfe, welche die ehrgeizigen Absichten Ekberts genährt hatten, ließen ihm bald keinen Zweifel darüber, wie wenig sie sich ihm, dem Wortbrüchigen, Wort zu halten verpflichtet fühlten. Kaum waren sie der Gefahr entronnen, so schlossen sie sich aufs Neue dem Gegenkönige an und leiteten zugleich Verhandlungen mit dem Böhmenkönig ein, den sie jetzt auf ihre Seite zu ziehen hofften. Da erneuerte Ekbert seine Versprechungen dem Kaiser und bot ihm, um völlige Sicherheit für dieselben zu gewähren, Eide und Geißeln. In der That fand er noch einmal Gehör, und seine Thaten schienen endlich wirklich seinen Worten zu entsprechen.

Um Bischof Burchard zu schädigen, brach Ekbert in der Fastenzeit 1088 in das Halberstädtische ein und verheerte weithin das Land. Der Bischof bat um Waffenstillstand bis zum Palmsonntag; bis dahin wolle er mit seinen Freunden zu Goslar unterhandeln, ob sie sich dem Kaiser zu unterwerfen geneigt seien. Ekbert willigte ein, ging aber sogleich selbst

nach Goslar und reizte die Stimmung der Einwohner gegen den Bischof, den er als den Hauptanstifter aller Wirren Sachsens nicht mit Unrecht darstellte. Am Dienstag vor Palmsonntag kam Burchard mit großem Gefolge nach Goslar, wo sich gleichzeitig Hartwig von Magdeburg, Konrad von Beichlingen, ein Sohn Ottos von Nordheim, mit mehreren anderen sächsischen und baierischen Herren einfanden. Sie sollen, als man am folgenden Tage in Berathung trat, zu fernerem Widerstand ermuthigt, dagegen Burchard sich entschlossen gezeigt haben aus dem Bisthum zu weichen und in die Verbannung zu gehen. Man trennte sich ohne festen Entschluß, um am anderen Tage die Berathung fortzusetzen.

Am anderen Tage hatten die Dinge eine andere Gestalt gewonnen. Gleich in der Nacht nach der ersten Berathung brach ein Aufstand in Goslar aus; die Einwohner griffen zu den Waffen und erfüllten die Straßen mit Getümmel. Einige Vasallen Burchards eilten herbei, wurden aber theils niedergemetzelt, theils in die Flucht getrieben. Die Aufständigen drangen in die Herberge des Bischofs ein und fanden ihn in einem festen Gemache betend in Todesangst am Boden liegen. Scheite und Steine wurden auf den wehrlosen Greis geschleudert; ein verruchter Mensch rannte mit seinem Speer gegen ihn an, ohne ihn jedoch sogleich zu tödten. Indessen hatten sich die Vasallen des Bischofs wieder gesammelt, und in den Straßen entbrannte ein nächtlicher Kampf. Um die Wahlstatt zu übersehen, steckten die Vasallen die umliegenden Häuser in Brand. Da Alles nach der Brandstätte eilte, wurde auch die Herberge des Bischofs von den Aufständigen allmählich geräumt. So gelang es den Vasallen bis zu ihrem Bischofe vorzudringen und ihn auf einer Tragbahre aus Goslar zu schaffen. Man brachte ihn nach dem nahen Kloster Ilseburg: hier starb er, seine Seele noch in seinen letzten Gebeten dem heiligen Petrus befehlend, mit großer Fassung am folgenden Tage (6. April).

Burchards Tod hatte für den Kaiser und das Sachsenland eine außerordentliche Bedeutung. Der Bischof von Halberstadt, der an dem Hofe zu Goslar einst eine so wichtige Rolle spielte, hatte die königliche Autorität in Sachsen mehr, als irgend ein Anderer, untergraben. Fünfzehn Jahre hatte er den Aufstand geschürt, dreizehnmal war er selbst gegen Heinrich in den Kampf gezogen. Mit ihm ging endlich die Sippe Annos in Sachsen unter, und damit verlor der Widerstand der sächsischen Bischöfe gegen den Kaiser die Energie. Der Erzbischof Hartwig von

Magdeburg verließ nicht nur die Sache, die er bisher vertheidigt hatte, sondern erbot sich sogar die abtrünnigen Fürsten dem Kaiser zu unterwerfen. Heinrich nahm ihn zu Gnaden an und beließ ihm zum großen Verdruß seines bereits bestellten Nachfolgers das Erzstift. Dem Beispiele Hartwigs folgten die Bischöfe von Merseburg und Naumburg; auch sie behielten ihre Aemter. Was war aus den Mainzer Beschlüssen und aus denen geworden, die in Folge derselben den Krummstab erhalten hatten?

Die Aussöhnung des Kaisers mit den sächsischen Aufständigen schien zweifellos; der Gegenkönig hatte deshalb keinen Raum mehr in Sachsen. Er verlangte nach seinem Geburtsland zurück, und der Kaiser ließ ihm gern den Weg dahin offen. Die Verhältnisse des luxemburgischen Geschlechts hatten sich vielfach hier verändert. Hermanns Bruder Konrad war im Jahr 1086 auf einer Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande gestorben, und sein Vetter Pfalzgraf Hermann um dieselbe Zeit abgeschieden; Beide hatten niemals dem Kaiser abgesagt, ihm nie um der falschen Krone willen, die in ihr Haus gekommen, die Treue gebrochen. Die Grafschaft Luxemburg war auf Konrads Sohn Heinrich übergegangen, die Pfalzgrafschaft auf jenen Heinrich von Laach, der sich schon früher im Dienste des Kaisers ausgezeichnet hatte. Bald nach seiner Rückkehr — im Sommer 1088 — fand auch der Gegenkönig selbst seinen Tod. Bei dem Berennen einer seiner Burgen, die ihm den Einlaß verweigerte, verlor er durch einen Steinwurf von der Mauer das Leben. Nicht im Kampf um das Reich, wie Rudolf, ist er gefallen, sondern in dem Bestreben den ererbten Besitz aus dem Schiffbruch zu retten. Die Krone, die er sich hatte aufsetzen lassen, hat ihm wenig Ehre und noch weniger Freude eingetragen. Zweimal hat er allerdings seinem König und Herrn, gegen den er sich empört, eine empfindliche Niederlage beigebracht, aber jener war nach der Niederlage immer noch mächtiger, als er im Siege. Hermanns Tod schien von so geringer Bedeutung, daß die Annalisten nicht einmal den Tag desselben verzeichnet haben. In Metz fand er sein Grab. Zwei Söhne überlebten ihn: Hermann, der Stammvater der Grafen von Salm, und Otto, der später Graf oder Pfalzgraf von Rineck genannt wird.

Als Heinrich am 10. August 1088 in Mainz Hof hielt, waren bei ihm der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Merseburg und Naumburg, Markgraf Ekbert und dessen junger Schwager Heinrich, der Markgraf der Ostmark. Der Kaiser verlobte sich um diese Zeit mit der

Wittwe des im Jahre zuvor verstorbenen Markgrafen Heinrich von der Nordmark, der treu zu ihm gehalten hatte*). Diese Wittwe war die Tochter des russischen Großfürsten Wsewolod, deren fremden Namen Eupraria man in Sachsen in Adelheid umgewandelt hatte. Die sonst in jedem Betracht unerklärliche Wahl des Kaisers wurde wohl allein durch Rücksichten auf die sächsischen Verhältnisse bestimmt; er wollte in diesem Lande, welches ihm so lange entfremdet war, durch die Verbindung mit einem mächtigen Fürstenhause neuen Raum gewinnen. Mit Markgraf Ekbert schien er damals im besten Vernehmen zu stehen, und Nichts ließ ahnen, daß dieser noch einmal zu seinen alten Plänen zurückkehren würde.

War es Mißmuth über diese Verbindung und über die unerfüllten Versprechungen des Kaisers, da die Böhmen noch immer die Mark Meißen besetzt hielten, oder belebten sich die Hoffnungen Ekberts auf die Krone von Neuem, seitdem Hermann hatte weichen müssen: genug, der Markgraf spann abermals verrätherische Pläne an, und seine Anschläge wurden dem Kaiser verrathen. Schleunigst eilte Heinrich nach Sachsen. Die Fürsten empfingen ihn dort als ihren Herrn und König; nur Ekbert mied ihn und leistete auch einer Mahnung nicht Folge. Da ließ der Kaiser über ihn zu Quedlinburg Fürstengericht halten. Graf Siegfried, ein Sohn Ottos von Nordheim, erklärte Ekbert für einen Reichsfeind, über den die Acht zu verhängen sei; Markgraf Heinrich mit seinen Standesgenossen erkannte für Recht, daß sein Schwager die Mark Meißen, alle seine Lehen und Güter verwirkt habe und diese dem Kaiser anheimgefallen seien. Diesem Urtheile stimmten die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg, die Bischöfe von Münster, Naumburg, Minden, Halberstadt, Hildesheim, Merseburg und Bamberg, wie alle anwesenden Laienfürsten bei. Der Kaiser schickte sich darauf an, die Burgen des Markgrafen in Sachsen und Thüringen sogleich in seine Gewalt zu bringen. Wie er später behauptete, wollte er Ekbert nur demüthigen, um dann noch Gnade für Recht über seinen schlimmen Vetter ergehen zu lassen. Von Hartwig von Magdeburg und anderen sächsischen Fürsten unterstützt, zog er zunächst vor Ekberts feste Burg Gleichen.

Indessen hatte der Markgraf eine bedeutende Schaar entschlossener

*) Markgraf Heinrich aus dem Geschlechte der Stader Grafen war 1082 seinem Vater Udo in der Mark gefolgt. Nach Heinrichs Tode kam die Mark an seinen Bruder Lindiger Udo.

Leute aufgebracht und stürmte durch das Land, rücksichtslos die Anhänger des Kaisers verfolgend. Endlich rückte er vor Quedlinburg und belagerte hier die Aebtissin Adelheid, die Schwester des Kaisers, bei der sich auch die Braut desselben befand. Heinrich sandte den Erzbischof Hartwig ab, um die Frauen zu befreien. Plötzlich aber brach Ekbert in Thüringen ein und rückte gegen Gleichen an, wo Heinrich, schlecht genug vorbereitet zu ernstem Kampfe, noch sein Lager hatte. Ein Theil des Heeres war mit Hartwig nach Quedlinburg aufgebrochen, ein anderer bei der Nähe des Weihnachtsfestes nach der Heimath entlassen. Am heiligen Abend überfiel Ekbert die unzureichende Mannschaft des Kaisers und richtete ein großes Blutbad unter derselben an. Bischof Burchard von Lausanne, der Kanzler des Kaisers, welcher die königliche Lanze trug, sank unter dem Schwerte der Feinde; das heilige Abzeichen des Königthums kam in Ekberts Hände. Mit Burchard fielen mehrere andere Geistliche. Erzbischof Liemar von Bremen und der Graf Berchthold, ein Liebling des Kaisers, geriethen in Gefangenschaft. Heinrich selbst mußte zum zweiten Male vor Ekbert sein Heil in der Flucht suchen. Er nahm seinen Weg nach Bamberg, dann nach Regensburg. Hier erklärte er am 1. Februar 1089 den Hochverräther aller seiner Habe und seiner Güter für immer verlustig, übergab die friesischen Grafschaften desselben aufs Neue dem Bischof Konrad von Utrecht, gewann sich mit anderen Vergabungen neue Anhänger in Sachsen und Thüringen. Der Triumph Ekberts über den Kaiser brachte ihm wenig Gewinn. Sachsen wollte keinen Gegenkönig mehr, am wenigsten Ekbert, der bisher alle Parteien betrogen hatte.

Um Ostern 1089 begab sich der Kaiser von Baiern aus nach den westlichen Gegenden. Am 5. April war er in Metz. Hier hatte der von ihm eingesetzte Gegenbischof Walo sich nicht behaupten können, und Brun, ein Sohn des Grafen Adalbert von Calw, war zu seinem Nachfolger bestellt worden. Aber auch er, ein wilder Mensch, war bald von den Metzern vertrieben worden, und der Kaiser gab ihn jetzt selbst auf. Brun kehrte in seine schwäbische Heimath zurück und warf sich dort auf die Seite der Gregorianer. Wenig später zog Bischof Hermann, von den Bürgern aus dem Exil gerufen, wieder in seine Stadt ein; er unterwarf sich dem Kaiser, ohne deshalb Wibert als Papst anzuerkennen. An dem großen Kirchenstreit hat er fortan sich nicht mehr betheiligt. Inzwischen war auch Dietrich von Verdun, der so oft Hermanns

Zorn erregt hatte, gestorben (4. Mai 1089), und in Dietrichs Stelle wurde ein gewisser Richer gewählt, welcher aus der Metzer Kirche hervorgegangen war und den Ansichten Hermanns näher stand. Das Herzogthum Niederlothringen übertrug der Kaiser um diese Zeit, nachdem es der junge König Konrad aufgegeben, an Gottfried von Bouillon. Nicht minder wichtig war die Verleihung des durch den Tod Siegwins erledigten Erzbisthums Köln an Hermann, den Kanzler des Kaisers, einen Verwandten des Erzbischofs Hartwig von Magdeburg. Der Kaiser begab sich selbst im Sommer nach Köln und feierte hier seine Vermählung mit Adelheid; die Krönung der Kaiserin vollzog der Erzbischof von Magdeburg, damals ohne Zweifel der einflußreichste Mann am Hofe.

Die Mainzer Beschlüsse waren so gut wie vergessen. Mit Wezilo von Mainz, der inzwischen gestorben und dem ein Thüringer, Ruthard mit Namen, gefolgt war, schienen diese für immer begraben. Auch andere Bischöfe, deren Existenz mit jenen Beschlüssen zusammenhing, wie Meinhard von Würzburg, waren abgeschieden. Wie wenig der Kaiser sich noch an dieselben gebunden fühlte, zeigte die Stellung Hartwigs. Mochte jener andere Hartwig, der sich aus dem Erzbisthum Magdeburg verdrängt sah, und die Hersfelder darüber in bittere Klagen ausbrechen, Thatsache war, daß die Einheit der deutschen Kirche nicht durch, sondern trotz jener Beschlüsse so gut wie hergestellt war und die deutschen Bischöfe sich mit wenigen Ausnahmen Heinrich abermals unterworfen hatten. Altmann von Passau, Adalbero von Würzburg und Adalbert von Worms, die alten Bundesgenossen Gregors, wollten freilich die veränderte Lage der Dinge nicht anerkennen, aber sie waren ohnmächtig und wankten dem Grabe zu; Gebhard von Salzburg war bereits ihnen durch den Tod entrissen.

Nur auf Schwaben konnte der neue Papst, der jetzt in die Fußstapfen Gregors trat, noch seine Hoffnung setzen, und auch hier nicht so sehr auf den Episcopat, wie auf die Laienfürsten, die sich um den Sohn König Rudolfs, um Welf und die Zähringer schaarten. Aber auch sie zweifelten bereits an dem Sieg ihrer Sache und begannen mit dem Kaiser zu unterhandeln. Diese Unterhandlungen werden die Veranlassung gewesen sein, daß Heinrich einen Kriegszug gegen Ekbert, den er im Herbst 1089 von Franken aus antrat, schnell abbrach und nach Abschluß eines Waffenstillstands in die fränkischen Gegenden zurückkehrte. Es war für lange Zeit die letzte Unternehmung des Kaisers gewesen, um mit bewaffneter

Hand sein Ansehn in Sachsen zur Geltung zu bringen; nur einmal noch, erst fünfzehn Jahre später, hat er wieder den sächsischen Boden betreten.

Ekbert ging auch ohne den Kaiser schon im nächsten Jahre zu Grunde. Niemand wollte zu ihm halten, nirgends gewann er Freunde: so wurde er Aller Feind und stürzte sich in den Kampf gegen Alle. Er belagerte Hildesheim. Da ihm sich der Person des Bischofs Udo zu bemächtigen gelang, gab er denselben nicht eher frei, als bis er ihm die Stadt zu übergeben versprach und für die Erfüllung dieses Versprechens Geißeln stellte; da Udo sich dann doch die Thore der Stadt zu öffnen weigerte, ließ Ekbert einem der Vergeißelten den Kopf abschlagen. Dann überfiel er seinen jungen Schwager Heinrich, den Markgrafen der Ostmark, wurde aber in die Flucht gejagt und irrte nun unstät umher. Schon rüsteten alle Herren Sachsens, um auf ihn wie auf ein Raubthier Jagd zu machen. Nirgends war er mehr sicher. Als er, um sich vor einem Unwetter zu bergen, eine einsame Mühle betreten hatte, wurde sein Versteck verrathen; Leute der kaiserlichen Partei überfielen und erschlugen ihn hier. Seitdem war Ruhe im Sachsenland. Mit Ekbert endete der Mannesstamm des sogenannten Brunonischen Hauses, einer von den sächsischen Königen abstammenden Nebenlinie, endete zugleich die männliche Nachkommenschaft der Kaiserin Gisela aus ihrer ersten Ehe. Die großen Erbgüter des Hauses, besonders Wolfenbüttel und Braunschweig, kamen an Ekberts Schwester Gertrud, die sich mit Heinrich dem Fetten, dem ältesten Sohne Ottos von Nordheim, vermählte.

Niemand hatte einst durch Ekberts Fall mehr zu gewinnen gehofft, als König Wratislaw von Böhmen. Anders war es beschlossen. Die Mark Meißen erhielt nicht er, sondern Markgraf Heinrich von der Ostmark. Ob Wratislaw gezwungen oder willig Meißen aufgab, wissen wir nicht; jedenfalls besaß er nicht mehr die Kraft sie zu behaupten. Auch sein Stern war im Sinken. Die Aussichten auf eine weitreichende Macht, die sich ihm einst erschlossen hatten, verhüllten sich wieder; er mußte zufrieden sein, wenn er sich nur im eigenen Lande aufrecht erhielt.

Die Streitigkeiten des Böhmenkönigs mit seinem Bruder Gebhard gediehen so weit, daß dieser endlich Böhmen verließ und sich zu König Ladislaw nach Ungarn begab, wo er im Sommer 1089 sein Ende fand. Schon war auch Wratislaws Tochter, die Polenherzogin Judith, gestorben (1085), nachdem sie wenige Tage vor ihrem Tode ihrem Gemahl noch einen

Thronerben geschenkt hatte. Mit ihrem Ende sank der Einfluß Böhmens auf die polnischen Angelegenheiten. Mieczislaw, der Sohn König Boleslaws, kehrte, von Ungarn aus unterstützt, in die Heimath zurück, und Herzog Wladislaw mußte seinem Neffen eine ehrenvolle Stellung einräumen (1087). Starb der Jüngling auch nach wenigen Jahren, so gewann damit doch der Böhmenkönig Nichts. Denn der Polenherzog lehnte sich fortan unmittelbar an den deutschen Kaiser, mit dessen Schwester Sophia, der Wittwe König Salomos, er sich im Jahre 1088 vermählte. Als Wratislaw dann auch mit seinem Bruder Konrad von Brünn in Zwist gerieth, fiel selbst sein eigener Sohn Bretislaw von ihm ab und wanderte mit 2000 Anhängern nach Ungarn aus.

Der Böhmenkönig löste seinen Bund mit Kaiser Heinrich nicht, aber in die deutschen Angelegenheiten hat er nicht ferner eingegriffen. Es war ein Glück für unser Vaterland, daß es zunächst nicht mehr von böhmischen Horden durchzogen wurde. König Wratislaw fand am 14. Januar 1092 auf der Jagd durch einen Sturz vom Pferde den Tod; ihm folgte als Herzog von Böhmen sein Bruder Konrad. Den königlichen Namen erbte der Nachfolger nicht, die mit demselben verbundenen Rechte hat er nicht in Anspruch genommen. So hatten die Beschlüsse der zweiten Mainzer Versammlung, wie die der ersten, ihre Bedeutung verloren.

Der Aufstand in Schwaben.

In Schwaben allein war es Gregor geglückt, jenseits der Alpen eine ähnliche Volksbewegung hervorzurufen, wie die lombardische Pataria. Die Mittelpunkte derselben waren die Klöster am Schwarzwald, vor allen Hirschau mit seinem überaus eifrigen Abte Wilhelm, St. Blasien und Schaffhausen. Diese Klöster standen mit der kirchlichen Partei in Italien in ununterbrochener Verbindung; von ihnen gingen die Streitschriften aus, welche den Widerstand gegen Wibert und die Mainzer Beschlüsse in Deutschland rege erhielten; sie entsandten die Prediger, welche das Volk gegen den gebannten Kaiser und die ihm anhängenden Bischöfe aufregten. Diese Mönche, welche offen den Aufstand gegen den Oberherrn und die Kirchengewalten predigten, waren in unseren Gegenden eine neue Erscheinung. Sie fesselten die Aufmerksamkeit schon durch ihre äußere Erscheinung, die ungewöhnlich großen Tonsuren, die weiten Kleider, die verzückten und schwärmerischen Geberden.

Es war eine Zeit, wo diese Mönche leicht Eindruck machen konnten. Die Verwirrung aller Verhältnisse, der aus ihr entspringende Nothstand, der immer wachsende Hang zu äußerer Devotion und geistlichem Fanatismus wirkten zusammen, um ihnen große Erfolge in Schwaben zu sichern. Bald füllten sich die Klöster dort so, daß die Räume die Masse der zuströmenden Brüder nicht faßten. Die vornehmsten Herren drängten sich zu den Mönchen. Man sah Markgrafen und Grafen als Laienbrüder die niedrigsten Dienste mit Freuden verrichten; man fand sie in der Mühle und in der Küche der Klöster beschäftigt, ja selbst bei den Schweineheerden als Hirten; in zerrissenen Gewändern mit struppigen Bärten gingen diese „Armen Christi" einher, welche vordem in der Welt geglänzt hatten. Als die Klöster die zuströmende Menge nicht mehr bergen konnten, that man sich außerhalb derselben zu Vereinen zusammen, die nach klösterlicher Art eingerichtet waren und sich unter die Leitung eines Priesters oder Mönchs stellten. Die Frauen folgten dem Beispiel der Männer, die niederen Stände ahmten die Sitte der höheren nach. Zahllose Bauerndirnen entsagten der Ehe, um ein gemeinsames Leben nach der Anweisung eines geistlichen Vaters zu führen. Die Weiber verließen ihre Gatten und bildeten Vereine gleicher Art. Ganze Dorfschaften führten das gemeinsame Leben bei sich ein und unterwarfen sich einem Mönche oder strenggläubigen Priester. Ueberall im Schwabenlande entstanden diese „Brüderschaften des gemeinsamen Lebens", welche Papst Urban schon bei seiner Anwesenheit als Legat hatte kennen lernen und bald nach dem Antritt seines Pontificats förmlich bestätigte; er wollte in ihnen eine Rückkehr zu den ältesten Formen der christlichen Kirche erkennen.

Wie mächtig der religiöse Trieb der Zeit auch war, niemals hätte diese schwäbische Pataria, zumal ihr der Episcopat entschieden abhold war, eine Bedeutung gewonnen, wäre sie nicht von den hervorragenden Fürsten des Landes unterstützt worden. Der Gegenherzog Berchthold von Rheinfelden, Welf und die Zähringer förderten sie, weil sie in diesen Klöstern und Vereinen ein wirksames Mittel sahen, Schwaben im Aufstande gegen den Kaiser zu erhalten. Die Zähringer standen überdies diesen Brüderschaften auch in der Gesinnung nahe. Von den drei Söhnen jenes alten Herzogs Berchthold, der während der Jugend des Kaisers einen bedeutenden Einfluß geübt hatte, hatte der eine, Markgraf Hermann, in jungen Jahren Weib und Kind verlassen, um in Cluny die

Kutte anzuziehen, und war dort im Jahre 1074 gestorben *). Ein anderer Sohn Berchtholds, Gebhard mit Namen, war früh in das Kloster Hirschau getreten, dann von Urban II. während seiner Legation in Deutschland im Jahre 1084 zum Bischof von Konstanz erhoben und geweiht worden. Nach dem Tode jenes Otto, der den Gregorianern so vielen Anstoß gegeben hatte (1086), gelang es Gebhard in dem Bisthum festen Fuß zu fassen, und bald fielen ihm neue Ehren und Pflichten zu, da ihn der Papst durch ein Schreiben vom 18. April 1089 zu seinem stehenden Legaten in Deutschland neben dem alternden Altmann ernannte. Ein geschickteres Werkzeug, um die kirchliche Bewegung in Schwaben zu erhalten, konnte der Papst nicht wählen; denn Gebhard besaß nicht nur den Eifer, sondern auch die Macht, dem Stuhle Petri die größten Dienste zu leisten. Ihn unterstützte sein älterer Bruder Berchthold, welcher die Hauptmasse der väterlichen Güter und mit ihnen den herzoglichen Namen übernommen hatte; Berchthold bekannte sich in die Hand seines Bruders als Vasall des apostolischen Stuhls und stellte damit Alles, was er hatte, in den Dienst des heiligen Petrus. Dagegen fesselte Welf nicht sowohl kirchliches Interesse, als der Vortheil seines Hauses an die päpstliche Partei. So nahe dieser auf deutschen Boden verpflanzte Lombarde Gregor VII. gestanden hatte, würde er in der Opposition gegen den Kaiser kaum ausgedauert haben, wenn es ihm nicht um den Wiedererwerb des Herzogthums Baiern zu thun gewesen wäre. Um sich den Zugang zu demselben zu öffnen, richtete er immer von Neuem seine Angriffe auf Augsburg und Bischof Siegfried, der mit bemerkenswerthem Eifer die kaiserliche Sache vertrat, und es war von nicht geringer Bedeutung, daß er endlich am 12. April 1088 nicht nur die Stadt durch einen nächtlichen Sturm einnahm, sondern auch Siegfried in seine Gewalt bekam. Er ließ die Mauern bis auf den Grund abtragen und schleppte den Bischof mit sich fort. Der Gegenbischof Wigold kehrte in die Stadt zurück. Konnte sich auch weder Wigold dort behaupten, noch nach seinem bald darauf eintretenden Ende der Nachfolger, so blieb doch Augsburg in Welfs Gewalt und Siegfried in seinen Händen; selbst, als er im Jahre 1090 letzteren gegen ein großes Lösegeld entließ, konnte sich Augsburg nicht wieder auf die kaiserliche Seite schlagen. Auch in Baiern hatte Welf,

*) Sein Sohn Hermann erbte die Besitzungen des Vaters und ist der Stammvater der Markgrafen von Baden.

wie wir wissen, inzwischen manche Freunde gewonnen, obschon der Kaiser noch immer die Oberhand hier behalten hatte. Hätte sich im Drange der Verhältnisse Heinrich bestimmen lassen dem alten Widersacher sein Herzogthum zurückzugeben, so ist kaum zu bezweifeln, daß er sich ihn, der des Kampfes fast müde war, versöhnt haben würde. Urban II. kannte Welf zu gut, um nicht zu wissen, daß er ihn nur durch Aussichten auf große Erwerbungen für sein Haus der kirchlichen Sache erhalten könnte, und solche Aussichten eröffnete er ihm, indem er sich zum Vermittler einer politischen Ehe machte, welche die große Gräfin Mathilde mit dem Welfischen Hause, die lombardische Pataria mit der religiösen Bewegung in Schwaben in unmittelbare Verbindung setzte.

Es war vielleicht das schwerste Opfer, welches Mathilde der römischen Kirche brachte, daß sie sich zum zweiten Mal zu einer Scheinehe hergab. Die erste war bereits vor dreizehn Jahren durch den Tod Herzog Gottfrieds des Höckrigen gelöst worden. Seitdem war ihre Hand wiederholentlich von italienischen und fremden Großen umworben worden, welche die reiche Erbschaft, von der man nicht wußte, daß sie der römischen Kirche bereits verschrieben war, mehr anzogen, als die Reize der längst verblühten Frau. Beharrlich hatte sie diese Bewerbungen zurückgewiesen. Wenn sie sich dennoch jetzt, über vierzig Jahre alt, Welfs Sohn, einen siebzehnjährigen Jüngling, zu ihrem Gemahl zu nehmen entschloß, so konnte sie dazu nur das Interesse der Kirche bewegen. Den jungen Welf, wie seinen Vater und Großvater, den alten Albert Azzo II. *), verführte die Aussicht, die großen Erbgüter Mathildens den Estensischen Besitzungen hinzuzufügen. Im Jahre 1089 ging der junge Welf über die Alpen, um eine Ehe zu schließen, welche ihn dem Gelächter der Welt preisgab und den Ruf der großen Gräfin schmählich gefährdete, aber der kirchlichen Partei erhebliche Vortheile in Aussicht stellte.

Mathilde verlangte wenig mehr von ihrem Gemahl, als daß er entschlossen ihren Feinden begegnete. Der Kampf hatte in der Lombardei ununterbrochen fortgedauert; die Pataria griff immer weiter um sich und verstärkte Mathildens Macht. Auch die Bürgerschaften ihrer Städte, denen sie jetzt Privilegien über Privilegien ertheilte, ergriffen für sie

*) Vergl. S. 185.

nun die Waffen. Um den Widerstand der Wibertisten zu beleben, hatte der Kaiser dagegen im Anfange des Jahres 1088 den jungen König Konrad über die Alpen gesendet, und diese Maßregel scheint nicht ohne Erfolg gewesen zu sein. Welf mußte sich sogleich in den Kampf gegen die Wibertisten werfen, aber seine ersten Waffenthaten waren nicht vom Glück begünstigt. Die große Gräfin betrieb deshalb einen Waffenstillstand, der bis Ostern des nächsten Jahres (1090) bewilligt wurde.

Es war um dieselbe Zeit, daß Welf und die anderen schwäbischen Fürsten mit dem Kaiser die bereits erwähnten Friedensverhandlungen einleiteten. Sie kamen persönlich mit ihm zusammen; vielleicht in Regensburg, wo der Kaiser das Weihnachtsfest 1089 feierte. Sie versprachen sich ihm zu unterwerfen, wenn er Wibert aufgeben und sich durch einen Bischof der Gregorianischen Partei wieder in den Schooß der Kirche aufnehmen lassen wolle; ohne Zweifel verlangten sie zugleich die Zurückstellung ihrer eingezogenen Güter und Lehen. Der Kaiser, auf den die Verbindung der großen Gräfin mit den Welfen einen tiefen Eindruck gemacht hatte, soll einer Verständigung mit den schwäbischen Fürsten nicht abgeneigt gewesen sein, aber manche Bischöfe, welche nach Wiberts Fall, da sie von Wibertisten gewählt waren, ihre Absetzung fürchteten, widersetzten sich mit Entschiedenheit jedem Abkommen. Die Verhandlungen sind dann noch im Februar 1090 zu Speier abermals aufgenommen worden, aber nicht mit besserem Erfolg. Schon war der Kaiser selbst nach Italien zu gehen entschlossen, um den Bund zwischen Mathilde und den Welfen, zwischen den aufständigen Lombarden und Schwaben zu sprengen. Gegen Ende des März 1090 verließ er mit einem Heere den deutschen Boden, nahm den Weg über den Brenner und war am 10. April in Verona. Er eilte gegen Mantua, den Hauptsitz der großen Gräfin, und begann bereits im Mai die Belagerung der Stadt. Nirgends war er bis dahin einem ernsten Widerstande begegnet; die meisten Städte hatten ihm die Thore geöffnet, viele Herren der Lombardei ihn freudig begrüßt.

Unbekannt ist, welche Anordnungen im Einzelnen der Kaiser in Deutschland für die Zeit seiner Abwesenheit traf. Wir hören zwar, daß der Pfalzgraf von Lothringen Heinrich von Laach zum Statthalter des Kaisers bestellt wurde, aber die Herzöge und Grafen scheinen durch die Autorität dieser Statthalterschaft wenig beschränkt zu sein. Im oberen Deutschland ließ Heinrich den Bürgerkrieg zurück. In Schwaben tobte der

Parteikampf in alter Weise fort, und es machte wenig Eindruck, daß zwei hervorragende Führer der Aufständigen um diese Zeit den Tod fanden. Graf Hugo von Egisheim, der mächtigste Mann im Elsaß, wurde im Schlafgemach und an der Seite des Bischofs von Straßburg von den Leuten desselben erschlagen (4. September 1089). Der Gegenherzog Berchthold von Rheinfelden starb am 18. Mai 1090 ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Sein Tod vermehrte die Macht der Zähringer, da der größte Theil seiner Güter an seinen Schwager Berchthold von Zähringen kam, der zwei Jahre später von den Aufständigen auch zum Herzog von Schwaben erhoben wurde. Wenn hier die kirchliche Partei im entschiedenen Uebergewicht blieb, so behauptete dagegen in Baiern die kaiserliche ihre Stellung. Wenn es auch gelang zwei Jahre nach Gebhards von Salzburg Tod im März 1090 ihm einen Nachfolger in dem aus Hirschau herübergekommenen Thiemo zu geben, so konnte sich dieser doch nur mit Mühe gegen den kaiserlichen Gegenbischof behaupten, und auch der Bischof von Freising, der zu Welf hielt, schwebte in stäter Gefahr. Noch günstiger stand die kaiserliche Sache in Kärnthen. Mochte Herzog Liutold in der letzten Zeit verdächtig geworden sein, er fiel doch nie vom Kaiser ab, und als er unerwartet im Jahre 1090 starb, folgte ihm im Herzogthume sein Bruder Heinrich, bisher Markgraf in Istrien, der gleich den anderen Eppensteinern treu zu der Fahne des Kaisers hielt.

War auch der Aufstand nicht ganz bewältigt, so war doch durch den sechsjährigen Aufenthalt des Kaisers in Deutschland Erhebliches gewonnen. Der Gegenkönig Hermann war beseitigt; Ekbert hatte in seine Stelle zu treten gesucht, aber damit nur den allgemeinsten Widerstand hervorgerufen; Welf hatte nicht einmal nach der Krone die Hand auszustrecken gewagt. Es gab nur einen König und Kaiser im Reiche, den auch der Episcopat mit wenigen Ausnahmen als seinen Herrn anerkannte; allein Gebhard von Konstanz besaß noch unter den Bischöfen eine zu fürchtende Widerstandskraft. Die sächsischen Fürsten, so lange die erbittertsten Feinde des Kaisers, waren auf seine Seite getreten; mit dem Billinger Magnus, mit den sächsischen Markgrafen, mit den Söhnen Ottos von Nordheim stand er in gutem Vernehmen. In Franken und Lothringen war die kaiserliche Autorität unangefochten. Das Schicksal des Welfen und der Zähringer und damit des schwäbischen Aufstandes mußte sich jetzt in Italien entscheiden.

8.

Aufschwung der päpstlichen Macht.

Der Kampf mit der großen Gräfin.

Als der Kaiser zum dritten Male die Alpen überstieg, hatte er nur den Untergang Mathildens und der Welfen im Auge. In der That hing an dem Kriegsglück der großen Gräfin und ihres jugendlichen Gemahls nicht allein die Herstellung der kaiserlichen Herrschaft in Deutschland, sondern auch die Zukunft Italiens und vor Allem des Papstthums war durch den Ausgang des Kampfs bestimmt. Mußten sich Mathilde und die Welfen dem Kaiser unterwerfen, so hatte die Pataria ihre Rolle ausgespielt, die Bischöfe der Lombardei unterwarfen sich von Neuem ihre Städte, Wibert setzte in Rom sich fest, und Urban II. blieb kaum eine andere Wahl, als die Reste der Gregorianischen Partei nach Frankreich zu flüchten, wo sie sich allgemach hätte auflösen müssen.

Das Schicksal hatte die Tochter der lothringischen Beatrix zur Schützerin des römischen Papstthums, der lombardischen Freiheit und der deutschen Fürstenmacht gegen das Kaiserthum erkoren. Eine ähnliche Stellung war ihr zugefallen, als einst ihr Stiefvater Gottfried gegen den Vater des Kaisers eingenommen und nicht mit sonderlichem Glücke behauptet hatte. Sie trat in die Fußstapfen desselben, mit klarerem Blick ihr Ziel verfolgend und mit festerem Schritt, obwohl ein Weib, ihm zueilend. So gelang der großen Gräfin jetzt mehr, als einst dem großen Herzog. Eine unheilbare Wunde schlug sie dem deutschen Kaiserthum, die Rächerin alles Mißgeschicks, welches Hildebrand, ihren väterlichen Freund, betroffen hatte. Nicht immer hat sie Waffen gegen Heinrich gebraucht, deren sie sich rühmen durfte, aber mit Recht ist ihr nachgesagt worden, daß sie vor Allem die Freiheit der Kirche, wie sie die Gregorianer verstanden, im entscheidenden Augenblick gerettet habe.

Der Kampf nahm sogleich für Mathilde die gefährlichste Wendung. Unaufgehalten war der Kaiser bis vor Mantua gerückt und hatte sogleich die Belagerung begonnen. Die Stadt war mit Lebensmitteln gut versehen, die Sümpfe des Mincio boten ihr Schutz, und die Bür-

gerschaft wurde durch neue Privilegien für ihre Herrin gewonnen. Sie beharrte deshalb im Widerstand, und Heinrich sah sich zu zeitraubenden Maßregeln genöthigt, um diesen Widerstand zu besiegen. Schon im Juni 1090 hatte er die Burg Ripalta am Mincio oberhalb Mantua eingenommen, dann besetzte er den Thurm Governolo an dem Zusammenfluß des Mincio und Po, um die Zufuhr abzuschneiden, welche Mathilde, die inzwischen die Mauern verlassen hatte, unausgesetzt der Bürgerschaft zugehen ließ. Das Leben in der Stadt wurde beschwerlich, doch an die Uebergabe derselben war noch nicht zu denken. Gegen Ende des Jahres ließ der Kaiser deshalb einen Theil seines Heeres vor Mantua zurück, um die Belagerung fortzusetzen, während er selbst sich mit dem Rest in die Gegenden am unteren Po begab und die Welfischen Besitzungen hier verwüstete. Das Weihnachtsfest feierte er mit dem Gegenpapst in Padua und kehrte erst in der Fastenzeit 1091 in das Lager von Mantua zurück. Durch die Noth bewältigt, fingen die Bürger jetzt nach elfmonatlicher Belagerung endlich an mit dem Kaiser zu unterhandeln. In der Nacht vom grünen Donnerstag (10. April) zum Charfreitag öffneten sie den feindlichen Schaaren, nachdem vorher der junge Welf, der Bischof und die ergebensten Freunde der großen Gräfin das Weite gesucht hatten, die Thore der Stadt, in welcher dann der Kaiser mit den Seinen die Ostertage verlebte.

Nachdem Heinrich eine Besatzung in Mantua zurückgelassen und einen deutschen Kleriker mit Namen Kuno zum Bischof der Stadt bestellt hatte, zog er bald nach Ostern aus, um die benachbarten Burgen Mathildens zu unterwerfen *). Aber schon am 17. Mai war er wieder in Mantua, wo ihn ein großer Hofstaat umgab. Sein Sohn König Konrad hatte sich mit vielen italienischen Großen aus dem Mailändischen und der Romagna eingestellt, unter ihnen Albert, ein Bruder des Gegenpapstes; außerdem waren mehrere deutsche und italienische Bischöfe zugegen. Der Patriarch Udalrich von Aquileja, Erzbischof Liemar von Bremen und Bischof Konrad von Utrecht waren dem Kaiser über die Alpen gefolgt; zu ihnen kam jetzt Bischof Erpo von Münster, der eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande beendet hatte. Der Kaiser besaß Streitkräfte genug, um sich während des Sommers dann alle Burgen Mathildens diesseit des Po mit Ausnahme von Piadena

*) Am 5. Mai war der Kaiser zu Bassano unweit des Oglio.

am Oglio und Nogara nördlich von Mantua, zu unterwerfen. Mathilde hielt sich auf ihren Festen im Apennin auf und suchte zunächst nur die Gebiete von Modena und Reggio vor feindlichen Anfällen zu schützen.

So große Erfolge des Kaisers blieben nicht ohne Wirkung. Schon im Anfange des Jahres 1091 hatte die kaiserliche Partei in Rom wieder völlig die Oberhand gewonnen und Wibert zurückgerufen. Urban II. irrte flüchtig in den Ländern der Normannen umher, und es war ein neuer harter Schlag für ihn, daß sein Schützer Jordan von Capua damals das Zeitliche segnete, zumal dieser Todesfall üble Verwickelungen der unteritalischen Verhältnisse hervorrief. Die Capuaner verweigerten Richard, Jordans Sohn, den Gehorsam, den sie bisher widerwillig genug dem Vater geleistet hatten, und die normannischen Herren Apuliens sahen die Verlegenheit des neuen Fürsten nicht ungern.

Nicht minder machte sich der Fortgang der kaiserlichen Waffen in Schwaben bemerklich. Mehrere vornehme Herren verließen die kirchliche Sache und achteten nicht darauf, daß sie dadurch nach der Meinung der Frommen im Lande in den Bann verfielen. Bald geriethen auch die Brüderschaften des gemeinsamen Lebens in Auflösung; es fruchtete wenig, daß sie der Papst noch mit dem Banne zusammenzuhalten suchte. Selbst Welf dem Vater wurde die Lage der Dinge bedenklich, und er versuchte seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen. Im August begab er sich mit anderen schwäbischen Fürsten über die Alpen und hatte mit dem Kaiser eine Zusammenkunft in Verona. Er wollte sich ihm unterwerfen, wenn eine kanonische Besetzung des apostolischen Stuhls zugestanden und ihm, seinem Sohne und ihren Anhängern die Güter zurückgegeben würden, welche ihnen widerrechtlich entzogen seien. Um dieselbe Zeit scheint ein merkwürdiges Gedicht entstanden, welches wohl eine damals weitverbreitete Meinung aussprach. Es sollten, sprach der Verfasser aus, angesehene Bischöfe und gelehrte Juristen zusammentreten, um zu entscheiden, ob Urban oder Wibert der rechtmäßige Papst; sei es Keiner von Beiden, so solle eine neue Wahl getroffen und allgemein anerkannt werden, der Kaiser aber den rechtmäßigen Papst in Rom einsetzen.

Der Kaiser war offenbar in der vortheilhaftesten Stellung: hätte er Wibert aufgegeben, so wäre jeder weitere Widerstand gegen seine Herrschaft in Italien und Deutschland fast unmöglich geworden. Aber wie konnte er den Gegenpapst jetzt fallen lassen, wo dessen Macht in

Rom sich eben wieder befestigte? Die Verhandlungen mit Welf zerschlugen sich deshalb, und nur erbitterter kehrte dieser, mit seinen Anerbietungen zurückgewiesen, nach Schwaben zurück. Neue Anstrengungen von seiner Seite um den Aufruhr im Lande zu verbreiten, blieben nicht ohne Erfolg. Wenn er aber auch die Wahl eines neuen Gegenkönigs betrieb — mochte er nun sich selbst oder Berchthold von Zähringen auf den Thron erheben wollen —, so scheiterten solche Bestrebungen doch vollständig. Es war schon viel, daß man damals in dem Zähringer wieder einen Gegenherzog gegen den Staufener einsetzte.

Um so eher konnte der Kaiser daran denken, den Krieg in Italien bald zu beendigen, als er aus Deutschland und der Lombardei neue Unterstützung erhielt. Als er im September in Verona sich aufhielt, waren die Bischöfe von Bamberg, Speier, Straßburg und Brixen bei ihm, außerdem Herzog Friedrich von Schwaben mit seinem Bruder Konrad, der Pfalzgraf Rapoto, Konrad von Lechsgemünd und Friedrich von Bettendorf; außerdem König Konrad und der Markgraf Burchard, der Nachfolger jenes Albert, dem früher der Kampf gegen Mathilde übertragen war. Von dem größten Theil seines Heeres trennte sich der Kaiser, als er Verona verließ und sich in die Gegenden im Osten der Etsch begab. Mathilde wußte, daß er zu einem Kampfe unvorbereitet war, und sandte tausend Ritter über den Po, die mit der Welfischen Macht verbunden leicht dem Kaiser einen schweren Schlag hätten beibringen können. Dieser war selbst nicht ohne Sorge und wich acht Tage lang mit großer Vorsicht jedem Zusammentreffen aus, um sich erst zu verstärken. Mathildens Ritter wurden in Sicherheit eingewiegt, namentlich durch Hugo, den Oheim des jungen Welf, welchen der Kaiser gewonnen zu haben scheint. So scheiterte Mathildens Anschlag. Der Kaiser überfiel ihre Ritter bei Tricontai, südlich von Vicenza; manche kamen im Kampfe um, andere fielen in Gefangenschaft, der Rest rettete sich durch die Flucht. Als Sieger kehrte der Kaiser um Weihnachten nach Mantua zurück, welches er durch die Bestätigung der von seinem Vater der Stadt ertheilten Freiheiten fester an sich zu fesseln suchte.

Während der ganzen Zeit von Weihnachten 1091 bis Pfingsten 1092 scheint sich der Kaiser, streng den Gottesfrieden beobachtend, ruhig in Mantua aufgehalten zu haben. Hier investirte er am 4. Januar die neugewählten Bischöfe von Prag und Olmütz, die mit dem Pfalz-

grafen Rapoto über die Alpen gekommen waren. Die am Hofe anwesenden Bischöfe, namentlich Erpo von Münster, machten Schwierigkeiten die Beschlüsse der Mainzer Versammlungen aufs Neue zu verletzen, aber der Kaiser sagte zu Erpo: „Laß mich nur thun, was mein Freund der Böhmenkönig wünscht; über das Andere wollen wir seiner Zeit berathen.“ Wichtiger noch war, daß der Kaiser um Ostern zu Mantua auf Veranlassung des Eppensteiner Udalrich, des Patriarchen von Aquileja und Abts von St. Gallen, einem Mönch des Klosters St. Gallen, Arnold mit Namen, das Bisthum Konstanz ertheilte. Bald darauf zog Udalrich mit dem neuen Gegenbischof über die Alpen und begann aufs Neue seine alten Kämpfe gegen die Zähringer; er hoffte der Macht Gebhards, der als Legat Urbans den Aufstand unablässig schürte, mit Waffengewalt jetzt ein Ziel zu setzen.

Um diese Zeit hatte sich dem kaiserlichen Hause die Aussicht auf eine große Erbschaft in Italien und Burgund eröffnet. Am 19. December 1091 war hochbetagt die mächtige Markgräfin Adelheid von Turin verschieden. Ihre Söhne waren schon längere Zeit vorher, ohne männliche Erben zu hinterlassen, gestorben. Eine ihrer Enkelinnen war dem Grafen Friedrich, einem Sohne des Grafen Ludwig von Mömpelgard und der lothringischen Sophie*), vermählt gewesen. Diesen Friedrich, den alle Verhältnisse seiner Familie — er war ein Vetter der großen Gräfin und seine Schwester Beatrix war des älteren Herzogs Berchthold zweite Gemahlin gewesen — auf die kirchliche Seite verwiesen und der in den Kämpfen Italiens immer auf Seiten der Pataria gestanden, hatte man wohl als den Erben Adelheids betrachtet, aber auch er hatte wenige Monate (29. Juni 1091) vor dem Tode der Gräfin das Zeitliche gesegnet und seine Ansprüche einem Knaben hinterlassen, welchen Mathilde und ihre Anhänger jetzt als den rechtmäßigen Erben der glänzenden Herrschaft auf beiden Seiten der Alpen ansahen. Aber bessere Ansprüche auf dieselbe besaß der junge König Konrad, ein Enkel Adelheids von der Bertha, und die Umstände waren wahrlich nicht danach angethan, diese Ansprüche schlummern zu lassen. Der Kaiser sandte deshalb seinen Sohn mit einem Heere aus, um sich in den Besitz der ihm zugefallenen Herrschaft zu setzen.

*) Sophie war die Tochter Herzog Friedrichs von Lothringen, die Schwester der Beatrix, der Mutter der großen Gräfin. Vgl. Bd. II. S. 276.

Während der junge König in den Alpengegenden beschäftigt war, brach der Kaiser von Mantua auf, um Mathilde auch in ihren Burgen am Apennin anzugreifen. Im Juni ging er über den Po, und die Burgen im Lande am Panaro, wie Monte Morello und Monte Alfredo, fielen schnell. Tapfer vertheidigte sich dagegen Monteveglio, so daß man zu einer förmlichen Belagerung schreiten mußte. Im August 1092 lag der Kaiser selbst vor der Burg; bei ihm war Wibert, der dann längere Zeit in seiner Nähe verweilte. Aber trotz des Widerstandes dieser ihrer Burg war Mathildens Bedrängniß auf das Höchste gestiegen. Schon wurden ihre Vasallen abermals schwierig und drangen in sie mit dem Kaiser Frieden zu schließen; er würde ihn, wie sie betheuerten, gern gewähren, wenn nur Wibert als Papst anerkannt würde. Fast nirgends konnte die muthige Frau auf ausdauernde Unterstützung rechnen; am wenigsten bei den Welfen, wie sie bereits hinreichend erfahren hatte. Sie schien dem sicheren Untergang entgegen zu gehen und ließ sich in der That in Verhandlungen mit dem übermächtigen Gegner ein.

Der Kaiser war, wie man erwartet, von den Waffen abzustehen bereit, sobald sich Mathilde von den Gregorianern lossagte und sich Wibert als dem wahren Nachfolger Petri unterwarf. Ein Vertrag wurde abgefaßt; er bedurfte nur noch der förmlichen Zustimmung Mathildens. Sie gerieth in die furchtbarsten Zweifel, ob sie diese Zustimmung ertheilen dürfe, und verlangte nach Rath. Was ihre weltlichen Vasallen verlangten, wußte sie: deshalb berief sie auf den Anfang September mehrere Bischöfe, Aebte und Mönche nach Carpineta. Die Stimme dieser heiligen Männer sollte ihr Gottes Stimme sein. Aber auch von ihnen riethen die Meisten zu dem Vertrage, selbst der Bischof Heribert von Reggio. Um so entschiedener widersprach Abt Johannes von Canossa. Die tapfere Rede des Mönchs fand in der Brust der kräftigen Frau den lautesten Widerhall; sie verwarf den Vertrag. Es war eine entscheidungsvolle Stunde für die Geschichte des Papstthums.

Inzwischen hatte die Belagerung von Monteveglio ununterbrochen fortgedauert. Ein natürlicher Sohn des Kaisers blieb vor den Mauern der Burg *). Vielleicht trug dieser Umstand dazu bei, daß die Belagerung aufgehoben wurde. Der Kaiser wandte sich darauf zuerst nach

*) Der Kaiser ließ diesen Sohn später in Verona bestatten und ihm ein Denkmal setzen.

Reggio, wo er mehrere Tage verweilte, dann schlug er die Richtung gegen Parma ein, verließ aber plötzlich die Straße und rückte auf die Burgen der Berge zu, wo Mathilde ihre Zufluchtsstätte hatte. Er besetzte Caviliano, nahe bei Canossa; offenbar war es auf eine Ueberrumpelung dieser Hauptfeste der großen Gräfin abgesehen, auch Mathilde selbst mochte dabei der Kaiser in seine Gewalt zu bringen hoffen. In der That war Mathilde in Canossa, aber ein schneller Entschluß entriß sie der Gefahr. Nachdem sie eine Besatzung zurückgelassen, stieg sie mit dem Rest ihrer Mannschaft von der Burg herab und erreichte glücklich die unfern gelegene Feste Bianello. So nahe war sie den kaiserlichen Schaaren, nur durch eine Schlucht von denselben getrennt, vorübergezogen, daß sie den Fußtritt der Feinde hörte. Kaum in Bianello angelangt, sandte sie ihre Mannschaft zurück, um Heinrich im Rücken zu bedrohen. Die von dem Abt Johannes ermuthigte Besatzung von Canossa wartete diese Hülfe nicht ab. Als sie von Heinrichs Ausrücken hörte, machte sie einen Ausfall, bei dem sie ein plötzlich eintretender Nebel unterstützte. Kühn stürzte sie sich auf die unvorbereiteten Schaaren des Kaisers. Es kam zu einem hitzigen Kampf, in welchem der Bannerträger des Kaisers, ein Sohn des verstorbenen Markgrafen Albert, ein schweres unverschuldetes Mißgeschick hatte. Durch einen Speer bedroht, bog er sich seitwärts und sank dabei, durch die Wucht seiner Rüstung herabgezogen, vom Pferde; das Banner entfiel ihm, ein Kriegsknecht der Feinde hob es auf und brachte es nach Canossa, wo man es lange mit nicht geringem Stolze zeigte. So dicht war inzwischen der Nebel aufgestiegen, daß die Kaiserlichen nicht die Burg sehen, nicht Freund und Feind unterscheiden konnten. Heinrich entschloß sich endlich den Kampf abzubrechen und den Rückweg anzutreten. Zum zweitenmal war Canossa ein Ort traurigen Andenkens für ihn geworden.

Die nächste Nacht brachte der Kaiser in Bajano zu, dann zog er, sichtlich durch die letzten Vorgänge entmuthigt, über den Po zurück. Dieser Rückzug hob dagegen das gesunkene Selbstvertrauen der Vasallen Mathildens, bald überschritten auch sie wiederum den Po und gewannen mehrere Punkte in der Nähe von Mantua, wie Governolo und Ripalta, wieder. Es war im October 1092, daß das Glück des Kaisers diesen auffälligen Umschwung nahm. Mathilde frohlockte, daß sie dem Feinde entgangen war, und raffte alle ihre Kräfte zur entschlossenen Fortsetzung des Kampfs zusammen.

Die Nachrichten, die inzwischen von Deutschland einliefen, waren nicht geeignet des Kaisers trübe Stimmung zu heben. Nicht nur in Schwaben hatte sich die Partei Welfs wieder mächtig erhoben, auch in Baiern gewann sie weiteren Raum. In Salzburg setzte sich der Hirschauer Thiemo fest und weihte sogar Pfingsten 1092 dort mit Gebhard von Konstanz und Adalbert von Worms den streng kirchlich gesinnten Propst von Augsburg Udalrich zum Bischof von Passau, nachdem der eifrige Altmann am 8. August 1091 gestorben war. Schon hatte auch Welf mit den Sachsen neue Verbindungen angeknüpft und mit ihnen eine Zusammenkunft verabredet, welche nur durch schwere Leiden, die durch eine Hungersnoth über das Sachsenland kamen, verhindert wurde. Die steigende Macht Welfs war es ohne Zweifel, welche den Kaiser veranlaßte mit König Ladislaw von Ungarn, der sich inzwischen ganz von der Gregorianischen Partei losgesagt hatte, eine Zusammenkunft zu verabreden. Kurz vor Weihnachten brach er zu derselben auf, aber Welf sperrte die Pässe, so daß der Kaiser die Rückkehr antreten mußte. Um dieselbe Zeit mißglückte der Versuch des Patriarchen Udalrich Bischof Gebhard aus Konstanz zu vertreiben und den Gegenbischof dort einzuführen; die Bürger von Konstanz nahmen für den Zähringer Partei und wiesen Udalrichs Angriff mannhaft zurück. Die Sache des Kaisers in Schwaben und Baiern stand so bedenklich, daß er die Getreuen, die ihm aus jenen Ländern über die Alpen gefolgt waren, zurücksenden mußte; auch die Staufenschen Brüder und Pfalzgraf Rapoto kehrten damals, wie es scheint, in die Heimath zurück.

Noch war Heinrich in dem größten Theile der Lombardei Herr, bald aber sah er sich auch hier bedroht. Die Pataria, durch die Waffenerfolge des Kaisers eine Zeit lang niedergehalten, erhob sich plötzlich wieder und riß in mehreren Städten das Regiment an sich. So in Piacenza, in Lodi, in Cremona, und vor Allem in Mailand. Die Bürgerschaften dieser Städte beschworen dann im Anfange des Jahres 1093 einen zwanzigjährigen Bund, um sich vereint gegen Heinrich zu vertheidigen. Es war der erste Bund italienischer Städte gegen die deutsche Herrschaft; ihm ist eine lange Reihe ähnlicher Vereinigungen gefolgt, welche den Verfall der Kaisermacht nicht am wenigsten herbeigeführt haben. Die verbündeten Städte besetzten sogleich die Alpenpässe, um dem Kaiser das Heranziehen neuer Streitkräfte aus Deutschland unmöglich zu machen.

Oft genug hatte Heinrich in seinem wechselvollen Leben einen raschen Umschlag in dem Gang der Ereignisse erfahren. Er kannte die Launen des Glücks und wußte sich gegen sie zu waffnen. Wie tief er oft gebeugt war, nie hatte man ihn bisher dumpfer Verzweiflung verfallen sehen. Aber die Schläge, die ihn jetzt schnell nach einander trafen, als er sich dem vollständigen Siege so nahe glaubte, vermochte doch auch sein zähes Herz nicht zu ertragen, zumal seinen Feinden gelang gerade die verwundbarste Stelle desselben zu treffen. Sie vermochten Sohn und Weib sich in eine hochverrätherische Verbindung gegen ihn einzulassen. Früh hatte leider der Kaiser gelernt, wie ihn der Verrath auf jedem Schritte umlauerte, daß weder die höchsten geistlichen noch die ersten weltlichen Würden des Reichs eine treue Gesinnung verbürgten. Aber jetzt erst erlebte er, daß auch auf die Sohnespflicht und das Ehrgefühl des eigenen Weibes nicht zu rechnen sei und sich selbst die traurigsten Verirrungen in Zeiten so gewaltiger Gährung mit einem Heiligenschein umgeben ließen. Es war die traurigste Erfahrung, die er bisher gemacht hatte, und sie erfüllte seinen ohnehin argwöhnischen Sinn nur mit noch finstererm Mißtrauen.

Der Verrath Konrads und Adelheids.

König Konrad, damals 19 Jahre alt, war ein stattlicher Jüngling von außerordentlicher Schönheit, kühnen und freien Sinns. Streng gegen sich selbst, nachsichtig und freundlich gegen Andere, hatte er in Italien, wo er von früher Jugend an am meisten gelebt hatte, große Gunst gewonnen. Gern hatte man ihn in der Krone vor wenigen Jahren dorthin zurückkehren sehen; denn Niemand erlitt Hohn oder Gewalt von ihm, Vielen bot er ein freundliches Wort und eine hülfreiche Hand. Und nicht allein in Italien, auch in den deutschen Ländern erwartete man Großes von der Zeit, wo er einst die Herrschaft des Vaters überkommen würde. Man versprach sich von ihm Tage des Friedens, die Beendigung dieser traurigen Wirren, unter denen man schon so lange seufzte. Denn Konrad stand den neuen Ideen nicht so feindselig gegenüber, wie der Vater. Die religiöse Bewegung, inmitten welcher er aufgewachsen war, hatte auch ihn ergriffen. Ein schwärmerischer Gemüthszug hatte sich früh in ihm, wie einst in dem Großvater,

entwickelt, wie er denn in Allem Heinrich III. verwandten Geistes gewesen zu sein scheint. Ueber die Reform der Kirche, über die Stellung derselben zum Staate, über die Macht des apostolischen Stuhls hegte er andere Vorstellungen als der Vater, und vielleicht gerade deshalb, weil er mit den simonistischen Bischöfen Lombardiens so lange hatte verkehren müssen.

Eine ähnliche Meinungsverschiedenheit, wie einst zwischen Kaiser Konrad II. und seinem gekrönten Sohne, wurde wohl längst zwischen Heinrich und seinem bereits erwählten Nachfolger bemerkt. Gewiß aber wäre diese Spaltung nie zum offenen Bruch gekommen, wenn nicht persönliche Zerwürfnisse der übelsten Art hinzugetreten wären. Niemals hat Konrad sich über dieselben aussprechen mögen, und so ist ein undurchdringlicher Schleier über dieselben gebreitet worden. Nur vermuthen läßt sich, daß sie mit der zweiten höchst unglücklichen Ehe des Kaisers in Verbindung standen. Die junge Kaiserin sah sich bald von ihrem Gemahl mißachtet, welcher ihr die gebührenden Ehren verweigerte und sie fast wie eine Gefangene hielt. Der Kaiser scheint der ehelichen Treue der russischen Fürstin mißtraut und sogar ein verbrecherisches Verhältniß zwischen ihr und dem eigenen Sohne besorgt zu haben. Wie dem auch sei, das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war vergiftet, und Mathilde war es, die dann dem unglücklichen Jüngling weiter die Wege zum Verrath zeigte. Sie gewann das Vertrauen desselben und brachte ihn mit den aufständigen Städten Italiens, mit den Welfen und Papst Urban II. in Verbindung. Auch die Künste der Verführung verschmähte sie nicht, wenn sie dem Interesse der Kirche dienten.

Der Kaiser erhielt von dem Verrath des Sohnes Kunde und wußte sich der Person desselben zu bemächtigen. Aber bald gewann Konrad die Freiheit wieder und trat nun offen auf die Seite der Feinde seines Vaters; auf dem abschüssigen Wege, auf den er gerathen war, gab es keinen Halt mehr. Wahrscheinlich war es um Ostern (17. April) 1093, daß der Verrath des jungen Königs offenbar wurde. Der Kaiser feierte das Fest in Pavia, wo er sich dann noch bis gegen die Mitte des Mai aufhielt. Manche italienische Große waren um ihn, aber unseres Wissens nur folgende deutsche Fürsten und Herren: der Patriarch Udalrich von Aquileja, der Bischof Meginward von Freising, der Markgraf Dietpold vom Nordgau, ein Verwandter des Pfalzgrafen Rapoto aus dem Geschlechte der Grafen von Vohburg, dem durch seine Mutter

bedeutende Besitzungen im Nordgau aus der Erbschaft Ottos von Schweinfurt zugefallen waren *), endlich Heinrich von Oberndorf **) und Adalbert von Ortenburg ***). Die großen Vergünstigungen, welche damals der Patriarch erhielt, zeigen die Hülfsbedürftigkeit des Kaisers; nicht nur eine neue Schenkung für St. Gallen machte er Udalrich, sondern gab der Kirche zu Aquileja auch die Mark Krain zurück, welche nach dem Tode des Patriarchen Sieghard anderweitig ausgethan war.

Die Verzweiflung des Kaisers über den undankbaren Sohn und über die eigene Hülfslosigkeit war so groß, daß er sich selbst, wie erzählt wird, den Tod geben wollte und nur der Zuspruch treuer Freunde ihn vermochte die Last des Lebens und der Herrschaft ferner zu tragen. Er zog sich in die Gegenden im Osten der Etsch zurück, wo ihm die Macht der Eppensteiner eine Zuflucht gewährte. Eine lange traurige und thatenlose Zeit folgte für ihn, in welcher sein ungestümer Geist alle Qualen der Hölle durchlebte.

Indessen waren die meisten Städte der Lombardei Konrad zugefallen. Von Mathilde und den Patarenern bewogen, hatte der Erzbischof Anselm von Mailand feierlich den Jüngling zu Monza zum Könige Italiens gekrönt und diesen Akt dann noch einmal in der Kirche des h. Ambrosius in Mailand erneuert. Als Anselm noch in demselben Jahre (4. December) starb und Arnulf aus einer vornehmen Familie der Stadt zu seinem Nachfolger erwählt wurde, ließ dieser sich die Investitur von dem jungen Könige ertheilen †). Vielleicht daß er noch der Pataria Widerstand leisten wollte: aber wie wäre es möglich gewesen, da sie schon rings umher triumphirte? Mathilde konnte im vollsten Siegesbewußtsein schwelgen. Italien schien dem Kaiser verloren.

Auch in Rom machte sich der Umschwung des kaiserlichen Geschicks fühlbar. Zwischen dem 20. und 24. November gelang es Urban in die Stadt zurückzukehren. Er kam ohne Heer und fand bei den Frangipani Obdach. In einer ihrer Burgen bei Maria nova gaben sie dem

*) Vergl. oben S. 60.

**) Oberndorf bei Donauwörth.

***) Ortenburg an der Drau.

†) Die Patarener, die von der königlichen Investitur Nichts wissen wollten, waren deshalb unzufrieden; auch Papst Urban II., der erst nach zwei Jahren Arnulf anerkannte.

hartbedrängten und unter drückenden Schulden seufzenden Kirchenfürsten Wohnung. Noch war die Engelsburg und der Lateran in den Händen der Wibertisten, wie der größte Theil der Stadt. Dennoch wußte sich Urban unter dem Einfluß der augenblicklichen Stimmung zu behaupten; ruhig konnte er das Weihnachtsfest in der Stadt begehen.

Wibert war fern. Seit geraumer Zeit war er nicht von der Seite des Kaisers gewichen und beging jetzt mit ihm Weihnachten zu Verona. Schon fing er an die Sache aufzugeben, die er bis dahin vertreten hatte; er war entschlossen der päpstlichen Würde zu entsagen, die er zu behaupten verzagte. Aber Heinrich mochte einsehen, daß seine Widersacher kaum noch durch ein solches Opfer zu gewinnen gewesen wären, und verschmähte es. Wie weit der Haß derselben ging, sollte er gerade in diesen Tagen aufs Neue erfahren. Das Maß der Schmach, welche sie über ihn bringen wollten, war noch nicht voll. Wie sie vor Kurzem den Sohn zum Verrath verführt hatten, so benutzten sie jetzt sein Weib, um ihn vor der Welt zu vernichten.

Die Lage der Kaiserin mochte unerträglich geworden sein, und dies um so mehr, je schuldiger sie sich wußte. Schamlos hat sie sich bald selbst öffentlich des Ehebruchs angeklagt und sich nur damit zu rechtfertigen gesucht, daß sie der eigene Gemahl zu demselben verleitet habe. War diese Anklage begründet, so ist für Heinrichs Verfahren kaum ein anderer Beweggrund denkbar, als daß er offenbare Beweise ihrer Schuld gewinnen wollte, um eine Scheidung zu erzwingen. Ueberall war Adelheid von Wächtern umgeben: dennoch fand sie Mittel, eine Botschaft an die große Gräfin zu senden, um ihre Noth derselben zu klagen und ihren Beistand in Anspruch zu nehmen. „Da erkannte die neue Debora," sagt Mathildens Biograph, „daß der Herr Sissera in eines Weibes Hand übergeben." Ein Fluchtplan wurde gemacht und gelang. Der junge Welf brach mit einer bewaffneten Schaar auf, kam bald nach Weihnachten bis in die Nähe von Verona und nahm Adelheid, die ihren Wächtern entronnen war, in seinen Schutz. Die Ehebrecherin eilte zu der großen Gräfin, die sie mit den Ehren einer Kaiserin empfing. „Und nun schlug Jael dem großen Sissera den Nagel durch den Schlaf, daß er niedersank" *). Aller Welt bekannte jetzt Adelheid, daß sie, durch ihren Gemahl gezwungen, Ehebruch auf Ehebruch gehäuft.

*) Buch der Richter 4, 9. 21.

Heinrichs Schuld wurde, ohne sie zu untersuchen, geglaubt und Fluch über Fluch auf ihn geschleudert; das schwere und eingestandene Verbrechen des treulosen Weibes wurde gerechtfertigt, ja man suchte sie sogar als eine Märtyrin darzustellen.

So weit es möglich war, verbreitete man die traurigen Enthüllungen Adelheids, und die schlimme Absicht, die dabei leitete, wurde vollständig erreicht. Einst hatten die Sachsen sich durch die Aussprengung ähnlicher und noch boshafterer Gerüchte Heinrichs Ruf zu vernichten bemüht, aber nur halben Glauben gefunden. Jetzt waren die Umstände günstiger. „Wer von diesen Dingen hörte," sagt der Biograph Mathildens, „wurde mit Abscheu gegen die Secte des Königs und Wiberts erfüllt, und aller Orten erhob sich gewaltig die Partei des heiligen Petrus." Der Biograph frohlockt darüber, daß Mathilde mehr als Judith vollbracht habe, indem sie zweimal den neuen Holofernes erschlagen. Wie mußte der kirchliche Kampf die Sinne berückt haben, wenn die keusche Gräfin einem Weibe die Hand reichte, welche ihre Buhlschaften und ihren Verrath mit frecher Stirn vor der Welt bekannte!

Urban II. war von der Flucht der Kaiserin schnell unterrichtet worden; er billigte Mathildens Verfahren und die Nachwirkungen desselben machten sich bald auch in Rom fühlbar. Der Widerstand der Wibertisten hier erlahmte, und Urban bedurfte nur Geld, um sie sich erkaufen zu können. Vierzehn Tage vor Ostern 1094 erbot sich Ferruccio, dem Wibert die Obhut des Lateran anvertraut hatte, Palast und Kirche, die seit Gregors Entfernung immer in den Händen der Wibertisten geblieben waren, gegen eine Geldsumme Urban zu übergeben. Mühsam beschaffte ein Landsmann des Papstes, der Abt Gottfried von Vendôme, der sich gerade in Rom befand, das Geld, und um Ostern zog das Haupt der kirchlichen Partei wieder in den Lateran ein; nur die Engelsburg und die Gegenden um St. Peter blieben noch in den Händen der Wibertisten. Jetzt erst schien Urban in Wahrheit der Nachfolger Petri, da er sich den Besitz Roms gesichert hatte. So fest hielt er seine Macht hier begründet, daß er sorglos im Sommer die Stadt verließ und zu Mathilde eilte, um den herrlichen Sieg der Kirche mit ihr zu feiern.

Worauf konnte der Kaiser in dieser trostlosen Lage noch anders seine Hoffnung setzen, als auf Deutschland? Aber es blieb ihm kein Zweifel, auch hier hatten sich für ihn die Verhältnisse seit seiner Ent-

fernung ungünstiger gestaltet, sein Mißgeschick hatte den Muth seiner Freunde gebeugt, seine Feinde gekräftigt und vermehrt. Die Macht Welfs war in stätigem Wachsthum. Um dieselbe Zeit, als Konrad den Vater verließ, überfielen mehrere baierische Herren, welche zu Welf hielten, Augsburg, richteten unter den Bürgern ein Blutbad an und vertrieben den Bischof Siegfried. Die kirchliche Partei setzte in dem Abt Eberhard von Kempten einen Gegenbischof ein; die Stadt blieb in Welfs Händen. Schon sah man diesen wieder als den rechtmäßigen Herzog in Baiern an, und kaum war Konrad in Monza gekrönt, so ging er über die Berge, um dem neuen Könige seine Dienste anzubieten.

Auch in Oberlothringen erhob sich gleichzeitig mit Erfolg die kirchliche Partei. Bald nach dem Tode Bischof Hermanns (4. Mai 1090) hatten die Gregorianer den Trierer Dompropst Poppo, einen Bruder des Pfalzgrafen Heinrich, zu ihrem Bischof gewählt. Trotz der Stellung seines Bruders als kaiserlichen Statthalters, trotz Poppos eigener Stellung in Trier hielt er zu den Gregorianern, und Papst Urban belobte die Wahl der Metzer. Die Gegenpartei warf jedoch einen anderen Bischof auf, der sich eine Zeit lang behauptet haben muß. Denn erst in diesen Tagen, wo das Mißgeschick über den Kaiser hereinbrach, konnten die Metzer an die Weihe Poppos denken; sie erfolgte in der Fastenzeit des Jahres 1093 durch Hugo von Lyon und Gebhard von Konstanz. Offen sagten nun die Bischöfe von Metz, Toul und Verdun ihrem Metropoliten, Erzbischof Eigilbert von Trier, und dem Gegenpapst ab. Es wurde erreicht, was Hermann von Metz so oft vergeblich erstrebt hatte: die Kirche Oberlothringens erklärte sich für die Gregorianischen Grundsätze. Schon war auch Abt Rudolf mit den Mönchen von St. Vannes nach Verdun zurückgekehrt; Niemand verfolgte sie mehr in der Stadt, deren Bischof Richer sich jetzt erst (Ostern 1093) weihen ließ. Die Weihe erfolgte zu Lyon durch Erzbischof Hugo, jenen eifrigsten Gregorianer Burgunds und Frankreichs, dessen Einfluß sich nun auch über Lothringen verbreitete.

Wohl versuchte der Kaiser dem weiteren Abfall zu steuern, doch konnte er, da seine Verbindungen mit Deutschland fast ganz abgeschnitten waren, wenig ausrichten. So sandte er im Jahre 1093 den Bischof Oger von Ivrea, der ihm seit Burchards Tode als Kanzler für Italien diente, über die Alpen, um in Augsburg eine Aenderung herbeizuführen.

Es war vergeblich; denn schon an den Pässen wurde Oger von dem Gegenbischof Eberhard gefangen genommen. Glücklicher waren zwei andere Gesandte, welche zunächst an Bischof Robert von Bamberg gesandt waren und sich dann nach Sachsen begaben, um hier einem neuen Aufstande vorzubeugen. Aus einem Schreiben, welches sie über ihre Sendung alsbald an Heinrich gelangen ließen, erfahren wir Näheres über die dortigen Zustände. Der Kaiser fürchtete vor Allem die Söhne Ottos von Nordheim. Graf Heinrich der Fette, der mit Ekberts Schwester Gertrud vermählt war, machte Ansprüche auf Gredingen im Nordgau, welches einst Ekbert zugehört hatte, dann eingezogen und durch eine Urkunde vom 5. Mai 1091 an den Bischof von Eichstett verliehen war. Die Gesandten erklärten, daß der Kaiser, wenn er Gredingen an Graf Heinrich zurückgäbe, Nichts von ihm zu fürchten hätte, sondern derselbe vielmehr in allen Dingen für ihn eintreten würde; auch die Brüder Heinrichs ließen sich leicht in der Treue erhalten, wenn der Kaiser sich so freigebig erweise, wie man ihnen Aussichten eröffnet habe; die sächsischen Fürsten hätten auf den 24. Juni eine Zusammenkunft verabredet, die sich aber vereiteln lassen würde; die Sache Konrads mißfalle Allen im Reiche, Freunden wie Feinden des Kaisers, und es sei, daß schweres Unheil aus ihr erwachse, nicht zu befürchten.

In Sachsen war in der That wenig zu besorgen. Das Volk war des Kampfes gegen den Kaiser längst müde und litt noch unter den Folgen der Hungersnoth; Viele verließen das Land, welches sie nicht ernähren konnte. Die Fürsten drückte die Herrschaft des fernen Kaisers nicht, und sie nutzten die Zeit, um ihre Macht zu befestigen. Vor Kurzem hatte der Graf Konrad von Werl die Friesen angegriffen, aber durch sie den Tod gefunden; Graf Heinrich kämpfte damals eine Fehde in Westfalen aus, Herzog Magnus machte einen Versuch sich mit Hülfe von Gottschalks Sohn Heinrich, der aus dem Exil zurückgekehrt war, der Herrschaft im Wendenlande wieder zu bemächtigen. In den sächsischen Bisthümern war der alte Hader verstummt; selbst Werner von Merseburg, der kurz zuvor (12. Januar 1093) gestorben war, hatte sich in den letzten Jahren ruhig gehalten. Nur in Halberstadt oder vielmehr im Kloster Ilseburg, gab es noch eine ungefügige Partei, welche den Abt Herrand zum Gegenbischof gewählt hatte. Herrand machte sich auf den Weg zu Papst Urban und wurde von demselben geweiht, doch vergebens bemühte sich der Papst ihm Anerkennung zu

verschaffen; der von der kaiserlichen Partei erwählte Bischof Friedrich blieb in der Gewalt. Auch alle Bemühungen Urbans, Erzbischof Hartwig wieder vom Kaiser abzuziehen, hatten keinen Erfolg. Die Zeiten, wo die Sache des h. Petrus den Sachsen die Schwerter in die Hand gegeben hatte, waren vorüber.

In anderen Theilen Deutschlands stand es freilich anders. „Ich wage euch nicht zu verhehlen," schrieb Bischof Robert von Bamberg an den Kaiser, „daß eure Freunde und Feinde sich zu neuen Anschlägen zusammen thun und eure schleunige Rückkehr zu uns dringend geboten ist, da ihr persönlich ohne Schwierigkeit beseitigen könnt, was in eurer Abwesenheit sich, wie ich fürchte, zu einem unheilbaren Uebel gestalten wird." Man sieht, Robert wollte vorbeugen, daß der Kaiser sich durch jenen Bericht seiner Gesandten nicht in falsche Sicherheit einwiegen ließ. Und in der That nahmen die Dinge im oberen Deutschland eine sehr bedenkliche Wendung. Welf, der sich wieder völlig als Herzog von Baiern betrachtete, leistete in die Hand des Legaten dem heiligen Petrus förmlich einen Vasalleneid, wie es früher schon Berchthold, der Gegenherzog von Schwaben, gethan hatte. Auf einer Versammlung, die im November 1093 die meisten schwäbischen Fürsten und Herren in Ulm hielten, beschloß man in allen geistlichen Dingen fortan nur dem päpstlichen Legaten, in den weltlichen dagegen Herzog Berchthold zu folgen. Zugleich wurde hier ein Landfriede beschworen, der vom 25. November dieses Jahres bis zum nächsten Osterfest und von da weiter auf zwei Jahre gültig sein sollte.

Der Ulmer Landfriede sollte, wie bestimmt wurde, alle diejenigen schirmen, die ihn beschworen hätten, besonders aber alle Mönche und Kleriker, die unter einem katholischen Bischofe standen, alle Kirchen, Kirchhöfe und jedes kirchliche Eigenthum; ausdrücklich ausgenommen war der Gegenbischof Arnold von Konstanz und seine Anhänger. Die Fürsten und Herren, welche den Frieden geschlossen hatten, ließen ihn in ihren Gebieten von Mann zu Mann beschwören, und da ihn Herzog Berchthold mit bemerkenswerther Strenge aufrecht erhielt, waren seine Wirkungen in Schwaben, wo seit Jahren alle Ordnung entschwunden schien, sehr wohlthätig. Bald wurde er in anderen Ländern eingeführt. Nach Baiern verpflanzte ihn Welf, und bis nach Ungarn verbreiteten sich seine Satzungen. Auch in Franken und im Elsaß fanden sie

Annahme, obwohl es mit der Durchführung hier nicht recht glücken wollte.

Nirgends zeigte sich deutlicher, wohin die weitere Entwickelung nach dieser Richtung führen mußte, als in Schwaben. Eine fürstliche Aristokratie regierte unter dem päpstlichen Legaten geradezu das Land. In der Woche vor Ostern 1094 hielt Gebhard eine große Synode in Konstanz, zu der sich viele Geistliche, zugleich die Gegenherzöge Welf und Berchthold und zahlreiche schwäbische Herren eingefunden hatten. Das strengste Verfahren gegen die verheiratheten und simonistischen Priester wurde hier eingeschlagen, ihre Messen verboten, das Volk mit dem Banne bedroht, wenn es dieselben besuchen würde; über die Fastenzeiten wurden neue Bestimmungen getroffen und viele andere Sachen berathen. Auch die Sache der Kaiserin kam auf der Synode zur Sprache; man beklagte sie als eine große Dulderin und entschuldigte ihre Flucht, während man neue Schuld auf den Kaiser wälzte. Wie weit diese schwäbischen Herren Konrad als ihren Oberherrn anerkannten, ist unklar; wir hören nur, daß der Gegenbischof Eberhard über die Alpen ging, um sich von Konrad sein Bisthum bestätigen zu lassen, und daß er in Italien den Tod fand.

Wohl wäre es an der Zeit gewesen, daß der Kaiser herbeieilte, um seine Macht zu zeigen. Aber Italien jetzt verlassen hieß kaum etwas Anderes, als das Land aufgeben, Wibert und die Wibertisten dem Verderben überliefern. Noch glaubte der Kaiser nicht, daß er Italien ganz verloren habe.

Urbans II. und Mathildens Sieg.

Wie ein Bettler war Urban vor einem Jahre nach Rom gekommen, wie ein Sieger nach Kämpfen, die freilich Andere für ihn durchgefochten, verließ er im Sommer 1094 die Stadt und trat eine Reise an, die für die Geschichte des Papstthums epochemachend wurde. Noch vor Kurzem mied man ihn eher, als man ihn suchte; jetzt strömten zahllose Schaaren herbei, wo er sich zeigte.

Zunächst begab sich der Papst in die tuscischen Gegenden, die nun wieder willig die Herrschaft der großen Gräfin anerkannten. Besonders scheint er in Pisa verweilt zu haben, der reichen, seemächtigen

und kriegsmuthigen Stadt, durch ihre Kämpfe gegen die Ungläubigen aller Orten gefeiert. Schon seit Jahren hatte diese glückliche Nebenbuhlerin Genuas und Venedigs Wibert abgesagt und sich Urban und Mathilden angeschlossen. Die Dienste, welche sie der kirchlichen Sache leistete, blieben nicht unbelohnt. Urban selbst hatte den von den Pisanern erwählten Daibert, obwohl seine Laufbahn den echten Gregorianern gerechten Anstoß gab, zum Bischof der Stadt geweiht und ihm dann (1092) auf Mathildens Wunsch die erzbischöfliche Würde ertheilt; alle Bisthümer Corsicas waren dem neuen Erzstift untergeordnet worden. Die Stadt und der Erzbischof wetteiferten jetzt ihre Dienstwilligkeit dem gütigen Papst zu bezeigen; ihre ganze Macht stellten sie ihm zu Gebote.

Von Tuscien aus ergingen nach allen Seiten die Einladungen des Papstes zu einer großen Synode, welche in der Fastenzeit zu Piacenza, im Mittelpunkt der Lombardei, gehalten werden sollte. Hier, wo die Kämpfe der Pataria mit der größten Erbitterung unter reichen Strömen Blutes durchgefochten waren, wollte Urban sein Siegesfest feiern*).

Im Anfang des Februar 1095 ging der Papst über den Apennin und traf in der Lombardei mit der großen Gräfin zusammen, die ihn nicht wie den Nachfolger des h. Petrus, sondern wie den Apostelfürsten selbst aufnahm. Sie zog mit ihm nach Piacenza, wohin schon die Gläubigen von allen Seiten strömten. Am 1. März wurde die Synode eröffnet. Eine große Zahl von Bischöfen waren aus Italien, Frankreich und Burgund erschienen, aus Deutschland mindestens Thiemo von Salzburg, Udalrich von Passau und Gebhard von Konstanz. Um sie schaarten sich eine gewaltige Menge von Aebten mit ihren Mönchen, Weltgeistlichen und Laien; man zählte gegen 4000 Kleriker und über 30000 Laien. Auch die Letzteren hatten ja an den Kämpfen der Lombardei lebendigsten Antheil genommen, und es war natürlich, daß sie den Sieg mitfeierten. Keine Kirche konnte die Menschenmasse fassen, welche den Papst sehen und hören wollte: deshalb wurde die erste und dritte Sitzung der Synode auf einem offenen Felde abgehalten. Diesen Verstoß gegen kirchliche Sitte rechtfertigte man damit, daß Moses die Gebote Gottes unter freiem Himmel dem Volke Israel überliefert, Christus seinen Jüngern vom Berge gepredigt habe.

Die Simonie, die Priesterehe wurden aufs Neue verurtheilt, die

*) Der vom Kaiser eingesetzte Bischof Winrich war von den Patarenern vertrieben.

Lehre Berengars von Tours, der längst bei den Todten weilte, abermals verworfen, vielfache Bestimmungen über die Fastenzeiten und andere kirchliche Dinge getroffen, das Verfahren gegen die zahllosen Excommunicirten in milder Weise geregelt. Wichtige Beschlüsse faßte so die Versammlung; besonders deshalb von Bedeutung, weil sie jetzt von einer siegbewußten Macht ausgingen. Nicht mehr eine leere Theorie, sondern eine greifbare Wirklichkeit schien nun die Reform der Kirche, welche vom Stuhle Petri im Kampfe mit dem Kaiserthum unternommen war.

Von nicht minderer Bedeutung waren die Verhandlungen, welche unmittelbar in die großen Welthändel eingriffen. Die Sache der Eupraria fesselte vor Allem die allgemeine Aufmerksamkeit. Die kaiserliche Ehebrecherin erröthete nicht selbst vor diese zahllose Menge hinzutreten, um ihre Schuld nur zu offen zu bekennen, um größere Schuld auf ihren Gemahl zu häufen. Mitleid mit ihr, Abscheu gegen Heinrich erregten ihre Enthüllungen in der Versammlung. Der Papst erließ der Kaiserin jede Buße für ihre Vergehungen; gegen den Kaiser waren die Strafen der Kirche längst erschöpft, aber Haß ließ sich noch immer auf Haß häufen, die Wuth der Leidenschaft steigern — und welcher Sturm des Fanatismus wird sich in dieser Versammlung erhoben haben! Nachdem Euprarias Bekenntnisse ihre Wirkung gethan hatten, wurde das schamlose Weib bei Seite geschoben. Die Russin kehrte bald darauf in ihre Heimath zurück und verbarg hier ihr elendes Dasein nur zu spät vor der Welt*).

Noch andere ähnliche Aergernisse, welche tief in die politischen Verhältnisse eingriffen, beschäftigten die Synode, und bei ihnen zeigte sich der Papst nachsichtig genug. König Philipp von Frankreich hatte nach einer fast zwanzigjährigen und mit Kindern gesegneten Ehe die flandrische Bertha verstoßen**) und lebte seit längerer Zeit mit der schönen Bertrada, der entführten und verführten Gemahlin des Grafen Fulco von Anjou, in einer der Welt und der Kirche gleich anstößigen Ehe. Leider hatten sich Bischöfe in Frankreich gefunden, welche die Ehe einzusegnen sich nicht geschämt hatten, und nach dem Tode der unglücklichen Bertha

*) Nach dem Tode Heinrichs trat Eupraxia im December 1106 in ein Kloster zu Kiew und starb dort am 10. Juli 1109.

**) Vgl. oben S. 163.

im Jahre 1094 zeigte sich sogar der Erzbischof Rainold von Reims die Heirath des Königs anzuerkennen bereit. Auch dem Papst schien eine gütliche Beilegung der widerwärtigen Sache wünschenswerth zu sein, denn er trat deshalb mit dem Erzbischof von Reims ohne die Vermittelung seines Legaten Hugo von Lyon, der auch hier mit dem gewohnten Eifer vorgegangen war, in unmittelbare Verbindung. Der Legat hatte sich aber dadurch nicht hemmen lassen mit aller Strenge gegen den König vorzugehen: auf einer Synode zu Autun am 16. October 1094 hatte er kraft apostolischer Vollmacht nicht nur über den Kaiser, über Wibert und alle Wibertisten den Bann erneuert, sondern auch König Philipp excommunicirt. Der Papst mußte nun selbst die arge Sache in die Hand nehmen und hatte den König, Hugo von Lyon und den Erzbischof von Reims nach Piacenza beschieden. Aber weder der König noch Hugo stellte sich der Synode; der Letztere hatte nicht einmal gleich dem Könige sein Ausbleiben entschuldigt. Dennoch kam die Angelegenheit, welche ganz Frankreich bewegte, zur Verhandlung. Hugo wurde wegen Ungehorsams vom Amte suspendirt, dem Könige bis Pfingsten eine neue Frist gewährt, welche er jedoch abermals dann verstreichen ließ.

Besonderes Aufsehen erregte auf der Synode eine Gesandtschaft von Byzanz, welche der Kaiser Alexius abgeordnet hatte, um den Papst und die abendländische Christenheit zum Beistande gegen die Seldschuken aufzurufen, welche beinahe schon bis zu den Thoren seiner Hauptstadt vorgedrungen waren. Dieselbe Aufnahme, die einst Gregor VII. dem gleichen Hülfsgesuch Kaiser Michaels hatte angedeihen lassen, fand die Botschaft des Alexius bei Urban. Die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung der griechischen und armenischen Christenheit mit der lateinischen, auf die Anerkennung der Autorität des apostolischen Stuhls im ganzen Osten, auf die Herstellung des Christenthums an den heiligen Stätten erneuerten sich*); es war ja eine Zeit, wo sich Urbans Seele leicht jeder Hoffnung erschloß. So rief er auf der Synode die Gläubigen zur Unterstützung der griechischen Kirche und des griechischen Kaisers auf, und seine Worte fanden solchen Anklang, daß Viele eidlich versprachen nach dem Osten zu ziehen, um dem Kaiser Beistand gegen die Ungläubigen zu leisten. Aehnliches hatten einst auch Tausende Gregor

*) Vgl. oben S. 243. 249. 250.

versprochen, und kaum war wahrscheinlich, daß diese Unternehmung jetzt einen günstigeren Fortgang haben würde, als zwanzig Jahre früher das mit dem glühenden Eifer eines Gregor betriebene Werk. Niemand ahnte wohl noch, daß hier zuerst ein Ruf erschollen war, der bald, von Millionen von Stimmen wiederholt, das ganze Abendland in hundertjährige Kämpfe führen, der Entwickelung der Menschheit eine neue Wendung geben sollte.

Am 7. März wurde die Synode geschlossen. Die Kerzen wurden angezündet und gelöscht, indem alle Flüche der Kirche von Neuem auf Heinrich, Wibert und ihre Anhänger geschleudert wurden. Tage großer Befriedigung waren es für den Papst gewesen, welche er in Piacenza gefeiert hatte. Bis in den Anfang April verweilte er noch in der Stadt, dann zog er gegen Cremona, wo ein neuer Triumph seiner harrte, indem er mit König Konrad zusammentreffen sollte, der durch den Verrath des Vaters ein gehorsamer Sohn der Kirche geworden war.

Konrad ließ seinen Gehorsam die Welt sehen. Als sich der Papst auf einem Zelter am 10. April der Stadt näherte, ging er ihm entgegen, ergriff die Zügel des Zelters und leistete dem Statthalter Petri die Dienste eines Marschalls. So hatte einst Kaiser Ludwig II. vor mehr als zweihundert Jahren auf Bogenschußweite Papst Nicolaus I. das Roß geführt. Es war damals eine Ehrenbezeugung, welche der Kaiser dem Kirchenfürsten erwies, dem er so eben den Weg zum Stuhle Petri bereitet hatte. Jetzt hatte dieselbe Handlung eine andere Bedeutung, wo sie ein junger Fürst leistete, der seine Macht nur der Pataria und ihrem Oberhaupte, dem Papste, zu danken hatte. Wäre darüber ein Zweifel gewesen, so hätten ihn schon die folgenden Tage heben müssen. Am 15. April legte der König öffentlich zu Cremona in die Hand des Papstes einen Eid ab, durch den er sich freilich nicht ausdrücklich als ein Vasall des Papstes bekannte, der aber doch dem Lehnseid der normannischen Fürsten Unteritaliens sehr ähnlich war und dem Papst nicht nur jede Sicherheit für seine Person, sondern auch für alle Länder des heiligen Petrus bot. Auf diesen Schwur hin nahm ihn der Papst als Sohn der römischen Kirche feierlich an und versprach ihm seinen Beistand zur Erwerbung und zur Erhaltung des Reichs, wie die Kaiserkrone, wenn er nach Rom kommen sollte; doch wurden bei dieser Zusage die Gerechtsame der Kirche und besonders die apostolischen Decrete wegen der Investitur ausdrücklich gewahrt.

Selbst Opfer, die seinem Herzen noch schwerer fielen, brachte der König der Kirche. Der Papst und Mathilde hatten seine Vermählung mit einer Tochter des großen Grafen Roger von Sicilien gewünscht und der Papst selbst die Heirath vermittelt. Die Konrad bestimmte Braut war ein Kind, und es konnte sich zunächst auch hier nur um eine Scheinehe handeln. Mathilde und den Papst bekümmerte dies wenig; sie sorgten zunächst nur darum, die Kräfte Italiens gegen den Kaiser zu verbinden und für den Kampf, den sie führten, die große Aussteuer der Braut zu gewinnen. Widerstrebend genug hatte der junge König sich die Fesseln einer solchen Ehe auflegen lassen, aber er begab sich jetzt nach Pisa, wo ihm das Kind und die reichen Schätze Siciliens zugeführt wurden. Indessen eilte der Papst zu einem anderen Triumph nach Mailand. Erzbischof Arnulf, der sein Vergehen die Investitur aus des Königs Händen genommen zu haben reuig abgebüßt hatte, wurde zu Gnaden angenommen und durch Gebhard von Konstanz geweiht. Die Pataria stand auch in der Hauptstadt der Lombardei jetzt in unbestrittener Herrschaft. Die Gebeine jenes Herlembald, der einst der Pataria die Fahne vorantragen, wurden vom Papste und dem Erzbischof wie die eines Märtyrers erhoben und feierlich nach der Kirche des heiligen Dionysius gebracht. Ist die Verehrung des neuen Heiligen auch selbst in Mailand niemals durchgedrungen, die Erhebung desselben war dennoch ein Vorgang, welcher den Umschwung der Zeit deutlich bezeichnete. Abermals hatte die Freiheit der Ambrosianischen Kirche einen tödtlichen Streich empfangen, und in die Annalen des Papstthums konnte nun erst mit vollstem Rechte eingetragen werden, daß Mailand sich Rom unterwerfe.

Aller Orten empfanden die Gregorianer, wie ein Erfolg sich auf den anderen drängte. Der eifrige und gelehrte Ivo von Chartres schrieb dem Papste: er könne die Freude nicht in Worte fassen, die er bei den letzten Nachrichten empfinde; das rebellische Italien beuge sich jetzt still vor der Macht des apostolischen Stuhls und der neue König des Landes sei ein gehorsamer Sohn des heiligen Petrus. In der That stand der Papst in diesem Moment an der Spitze einer großen Vereinigung aller bewegenden Kräfte der Halbinsel. Die normannischen Fürsten Apuliens und Siciliens, die große Gräfin, das seemächtige Pisa und die zur Freiheit erwachten Städte Lombardiens reihten sich um den gekrönten Priester. Wie im Jahre 1059 leitete der Papst abermals die große nationale Erhebung gegen das Kaiserthum, und inner-

lich erstarkt versprach sie Italien und dem Papstthum nun Größeres, als zu jener Zeit erreicht war.

Aber nicht genug war dem Papste seinen Sieg Italien zu zeigen. Auch dort sollte er kundbar werden, wo nicht allein Urbans eigene Wiege gestanden hatte, sondern auch die Geburtsstätte jener kirchlichen Ideen war, welche jetzt zu einer imponirenden Macht sich entfaltet hatten. Urban beschloß die gallischen Gegenden aufzusuchen, um inmitten derselben ein ähnliches Fest zu feiern, wie es die Lombardei gesehen hatte. Um den 1. August ging er über die Alpen, am 5. war er in Valence, am 15. zu Le Puy im Velay. Von hier aus erließ er Einladungen nach allen Seiten zu einer großen Synode, die er am 18. November zu Clermont zu eröffnen gedachte. Nachdem er die nothwendigen Vorbereitungen getroffen hatte, benutzte er die Zeit zu einem großen Triumphzuge durch das burgundische Königreich.

Von St. Gilles, wo Raimund, Graf von Toulouse, Herzog von Gothien und Markgraf der Provence, der reichste Erbe in Frankreich und Burgund, zugleich ein devoter Sohn des heiligen Petrus, seinen Sitz hatte, zog der Papst das Rhonethal hinauf bis nach Lyon. Kirchen weihend, Gnaden in Fülle ertheilend, Streitigkeiten schlichtend, eilte er von Ort zu Ort; er schien der Herr dieses Königreichs zu sein, nicht jener Kaiser, der in den Gegenden an der Etsch wie hinter Kerkermauern eingeschlossen saß. Am 8. October war der Papst in Lyon; der Erzbischof hatte sich entweder schon früher mit ihm ausgesöhnt oder die Aussöhnung erfolgte jetzt. Fortan waren sie eines Sinns, und die Entschiedenheit des Papstes, dessen Muth mit den Erfolgen wuchs, blieb kaum hinter den Wünschen Hugos zurück. Dann durchzog Urban das französische Herzogthum Burgund. Vor Allem zog ihn Cluny dorthin. Am 25. October weihte er in der prächtigen Basilika, mit deren Bau Abt Hugo noch beschäftigt war, den Hochaltar und einen der Nebenaltäre, während Hugo von Lyon, Daibert von Pisa und der Cardinalbischof Bruno von Segni an anderen Altären die Weihe verrichteten. Durch das Bourbonnais darauf den Weg fortsetzend, begab er sich nach der Auvergne, um an dem festgesetzten Tage die Synode zu eröffnen.

Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich eingestellt. Man zählte 13 Erzbischöfe, 80 Bischöfe und 90 Aebte; die Menge der Mönche, Kleriker und Laien ließ sich nicht schätzen. Der Papst hat die Synode wohl als

ein allgemeines Concil bezeichnet, aber besonders waren doch nur die Kirchen Frankreichs, Burgunds, Italiens und Spaniens vertreten. Aus Deutschland hatten sich Wenige eingefunden. Aus England war nur ein Gesandter des weisen Anselm erschienen, den König Wilhelm II. nach langem Zögern zum Erzbischof von Canterbury erhoben hatte und nun mit dem lästigsten Mißtrauen überwachte. Anselm hatte darauf gedrungen, daß die englische Kirche sich Urban als dem rechtmäßigen Nachfolger Petri unterwerfe, und der König hatte sich dieser Forderung nicht mehr entziehen können, hielt aber dennoch mit tyrannischer Härte seine Herrschaft über die Kirche aufrecht. Kein englischer Bischof durfte deshalb über den Kanal zu der großen Synode ziehen. Trotzdem war sie eine Repräsentation der Kirche der Westländer Europas, wie man sie bisher nicht gesehen hatte.

Die Grundprincipien der Reform, daß die Kirche katholisch, keusch und frei sein solle, wurden aufs Neue verkündigt, Simonie und Nicolaitismus abermals verurtheilt und aus ihrer Verwerfung die strengsten Consequenzen gezogen, die Freiheit der Kirche vom Staat und der Laienwelt nach allen Seiten zu sichern gesucht. Der Papst bestätigte ausdrücklich alle Beschlüsse der Synoden, welche er zu Melfi, Benevent, Troja und Piacenza gehalten hatte, und ergänzte sie durch neue Bestimmungen. Vielfache Streitigkeiten, welche sich unter den kirchlichen Behörden Frankreichs und Burgunds erhoben hatten, wurden zur Entscheidung gebracht. Nicht geringen Eindruck machte, daß der Papst rücksichtlos jetzt auch über König Philipp mitten in dessen eigenem Lande die Excommunication verhängte. Der König, der seinen Bischöfen den Besuch der Synode verstattet hatte, mochte Anderes erwartet haben, fand aber mindestens in so weit Schonung, daß er nicht der Herrschaft entsetzt, die Unterthanen nicht des ihm geleisteten Eides entbunden wurden. Nicht minder ergriff es die Gemüther, daß jetzt der Gottesfriede als allgemeines Gesetz der Kirche verkündigt wurde: unter dem Schutze desselben, gebot der Papst, sollten die Kleriker, Mönche, Pilger und Frauen zu jeder Zeit stehen, alle Andere zunächst auf drei Jahre an den bekannten Wochentagen und in den heiligen Zeiten. In diesen Gegenden, wo der Gedanke der Treuja Dei zuerst aufgetaucht war, von wo ihn Cluny in die Welt hinausgetragen, wurde er nun von einem Jünger der Congregation, der zum Stuhl Petri emporgestiegen war, abermals in wirksamer Weise in das Leben geführt. Besondere Satzungen

für die einzelnen Territorien Frankreichs stellte man sofort fest und setzte zu Wächtern des Friedens die Bischöfe und Erzbischöfe ein.

Acht Sitzungen (18.—25. November) füllten die Arbeiten der Gesetzgebung und Jurisdiction aus. Man bewunderte die heitere Würde, die milde Herablassung des Papstes, seine unerschütterliche Festigkeit inmitten einer ihn umstürmenden Menge, vor Allem seine scharfen, zutreffenden Reden. Mit jedem Tage strömten neue Schaaren herbei; denn es war wohl kein Geheimniß mehr, daß den Krieg gegen die Ungläubigen, wie es schon in Piacenza geschehen, der Papst auch hier verkünden würde. Als die neunte Sitzung am 26. November eröffnet wurde, war der Andrang so groß, daß die Kirche nicht Raum bot. Man zog hinaus auf einen weiten Platz, und hier unter Gottes Himmel ergriff der Papst das Wort, um die Bedrängniß der Christen im Osten, um die Pflichten für Jerusalem und das heilige Grab allen Gläubigen an das Herz zu legen. Tausende haben diese Worte vernommen, und Niemand ist unter ihnen gewesen, dessen Inneres sie nicht durchbebt hätten. Wohl haben Manche sie später niederzuschreiben versucht, aber Keinem ist es gelungen; der gewaltige Inhalt scheint jedes Aufmerken auf die Form unmöglich gemacht zu haben. Das ritterliche Blut Urbans wird bei diesem Kriegsruf noch einmal aufgewallt haben, und wie ein gottseliges Werk zu empfehlen sei, wußte Niemand besser, als dieser erwählte Jünger von Cluny. So zündete jedes Wort, und die Begeisterung der Zuhörer fachte die Flammen des Redners nur immer lichter an. Constantinopel trat in den Hintergrund; die heiligen Stellen, wo der Herr gelebt und gelitten, standen ihm und Allen allein vor Augen; der Herr selbst wollte sie den Händen der Ungläubigen entrissen sehen und stieg gleichsam vom Himmel herab, um seine Schaaren zu sammeln; es galt ein ihm gefälliges Werk zu thun, sich damit der eigenen Sünden zu entledigen und die Christenheit aus dem Jammer herauszureißen, in welchen sie versunken schien.

Wie hätten solche Mahnungen inmitten des lebendigsten Volks ihre Wirkung verfehlen können? Wir kennen die Fülle physischer Kräfte, die hier nach allen Seiten hinausdrängte und, soweit sie nicht draußen Platz fand, sich in inneren Kämpfen verzehrte. Wir kennen jenes abenteuernde Ritterthum, welches mit seinem Waffenruhm die Heimath, mit seinem Kriegsruhm die Welt erfüllte. Wir wissen, wie sich daneben geistiges und geistliches Leben in reicher Mannigfaltigkeit entwickelte.

Theologie und Philosophie, innigst verbunden, begannen zu tieferen Studien die Geister zu wecken. Die Lehren des Berengar, Lanfrank, Anselm und Roscellin stritten mit einander, und aus ihrem Streit erwuchs in weiteren Kreisen ein Streben nach dem Urgrund der Dinge, eine Erhebung in die Regionen des freien Denkens, ein Emporringen zum Ideal. Die Geister geriethen in stürmische Bewegung, und dieser Bewegung entsprach auch die geistliche kirchliche Richtung, so verschieden ihre Aeußerungen erscheinen. Man will Ernst machen mit der Religion: es soll besser werden in dieser Welt der Gräuel, der Zorn Gottes soll gesühnt, die Christenheit ihres Heilands würdig werden. Mit Leidenschaft wirft man sich auf ascetische Uebungen, mit Leidenschaft auf die Reform der Kirche, Klöster werden aller Orten gebaut oder erneuert. Lieber unterstellt man sich dem Papst, dem Bischof oder Abt, als dem König oder einem weltlichen Fürsten; denn diese wissen doch nicht den Weg zum Himmel zu zeigen und der argen Welt zu helfen. Ueberall ist es der Kampf, den man sucht; im Kampfe allein findet man Befriedigung, Lebensziel und Lebensgenuß. Kein Kampf aber konnte dem idealen Streben, dem kirchlichen Eifer, der Abenteuerlust mehr Raum bieten, als dieser Gotteskrieg, zu dem jetzt der Ruf erscholl; in Einem befriedigte er jede dunkele Sehnsucht, jedes unklare Verlangen.

Der Krieg gegen den Islam war nichts Neues; durch Jahrhunderte fortgeführt, war er seit zwei Menschenaltern mit Glück von dem Abendlande geführt worden. Die Wallfahrt nach den heiligen Stätten machten viele Hunderte Jahr für Jahr, und nie war der Name Jerusalems vergessen worden. Die Epoche der Kreuzzüge war durch den Gang der Ereignisse von weit her vorbereitet, wie jede andere in der Geschichte; Gregor hatte sie prophetischen Geistes vorausgesehen und ihr die Wege geebnet. Schon hatte Urban zu Piacenza den Glaubenskrieg verkündigt, und Niemand kam wohl nach Clermont, der nicht einen ähnlichen Aufruf erwartet. Und doch war es, als ob das Wort Jerusalem niemals gesprochen, als ob man niemals die Waffen gegen den Islam geführt. Was der Papst sprach, schien gleich einer Offenbarung von oben; eine neue Welt erschloß sich den Blicken und die alte sank in Staub zusammen. Nicht allein in die unabsehbaren Regionen des fernen Ostens schweifte der Geist; es war ihm zugleich, als ob sich die Räume des Himmels erschlossen. So fühlte das Volk, welches den Kriegsruf des Papstes vernahm,

und es war Allen, als ob die ganze Christenheit dieses Gefühl theilen müsse.

Kaum hatte der Papst geendet, so erscholl wie aus einem Munde: „Gott will es! Gott will es!" Derselbe Zuruf, mit dem einst der Gottesfriede begrüßt war, ertönte jetzt zum Gotteskriege und blieb das Losungswort in demselben. Geistliche und Laien stimmten ein und stürmten herbei, um ihr Gelübde dem Papste abzulegen; zur Stunde war ein Heer von Tausenden zusammen. Der Papst versprach diesen Streitern Christi Sündenvergebung. Alle warfen sich sofort zur Erde und schlugen sich an die Brust, während der Cardinal Gregor für sie das Sündenbekenntniß sprach; darauf ertheilte der Papst ihnen Absolution, spendete ihnen seinen Segen und entließ sie nach Hause, um sich zum Kampfe zu rüsten. Ein rothes Kreuz, auf das Gewand über der rechten Schulter geheftet, bestimmte er zum Abzeichen für die Kämpfer um das heilige Grab.

Noch zwei Tage hat dann der Papst mit den Bischöfen getagt, um die Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen zu treffen. Nicht selbst, wie einst Gregor, wollte er das Heer führen, sondern er bestellte zu seinem Legaten bei demselben den Bischof Adhemar von Puy, einen in geistlichen und weltlichen Dingen gleich erfahrenen Mann, der schon früher eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande gemacht hatte. Jede Vergünstigung gewährte der Papst denen, welche mitziehen würden; sie erhielten Absolution von ihren Sünden, ihre Güter wurden unter den Schutz des Gottesfriedens gestellt. Zugleich ergingen an alle Bischöfe des Abendlandes päpstliche Schreiben, mit der Aufforderung das Kreuz in ihren Sprengeln zu predigen. Schon wußte man, daß der mächtige Graf von St. Gilles, obwohl er schon ein halbes Jahrhundert zurückgelegt, mit großem Gefolge zum Kampfe rüste, daß auch der junge Robert von Flandern ausziehen werde. Mit den schärfsten Kirchenstrafen bedrohte die Synode Alle, die das Kreuz genommen, aber sich schwachmüthig dem Gotteskriege wieder entziehen würden. Ein großes Werk war im Gange, als die Synode am 28. November ihre Sitzungen schloß.

Der Papst setzte seine Rundreise in den Ländern fort, deren König er in den Bann gethan hatte. Es zeigte sich, daß dieser König geringere Gewalt in Frankreich besaß, als der römische Bischof. Tief war dieses Königthum gesunken; die Nachfolger Hugo Capets hatten auf

dem Thron bisher mehr an Macht verloren, als gewonnen. Einst waren sie die ersten Vasallen des Reichs, jetzt überstrahlten sie nicht Wenige, die von ihnen Lehen nahmen, an Reichthum und Ansehen, und gerade sie schlossen sich eng dem Papste an. König Philipp hielt es alsbald für gerathen sich dem Urtheil Roms zu unterwerfen und sich von Bertrada wenigstens zum Schein zu trennen. So erlangte er Absolution und erwies sich nun gegen den, dessen Gewalt er nicht widerstehen konnte, als ein eifriger Diener. Nahm er auch nicht selbst das Kreuz, so legte er doch seinen Vasallen kein Hinderniß in den Weg sich dem großen Heereszuge anzuschließen; sein eigener Bruder Graf Hugo von Vermandois war einer der Eifrigsten bei der Rüstung.

Zu Limoges feierte der Papst das Weihnachtsfest. Im Anfange des Jahres 1096 besuchte er Poitiers, Angers, Le Mans, Tours und hielt in der letztgenannten Stadt die Fastensynode. Dann begab er sich nach Poitiers zurück, nahm seinen Weg über Saintes, Bordeaux, Toulouse, Carcassone nach Nimes, wohin er auf die erste Hälfte des Juli eine neue Synode berufen hatte. Wohin der Papst kam, sammelten sich neue Schaaren um ihn. Schon nahten sich ihm auch deutsche Bischöfe, welche von Heinrich eingesetzt waren, und bekannten sich als reuige Sünder; nicht nur Emehard von Würzburg gewann sich so Gnade, sondern auch Otto von Straßburg, der Bruder Friedrichs von Staufen. Der Gottesfriede und der Kreuzzug waren, wo sich der Papst zeigte, Gegenstand immer neuer Verhandlungen. Wohl nicht ohne seinen unmittelbaren Einfluß entschlossen sich Herzog Robert von der Normandie und Graf Stephan von Blois das Kreuz zu nehmen. Jener, der stäten Belästigungen durch seinen königlichen Bruder von England müde, suchte neuen Lebensmuth in der Ferne; er entschloß sich sein ganzes Land seinem Bruder zu verpfänden, um die Kosten für die Ausrüstung zu erschwingen. Graf Stephan war einer der reichsten Herren; man sagte, daß er so viele Burgen besäße, als man Tage im Jahre zählt. So sammelte er ohne Mühe eine zahlreiche und glänzende Schaar.

Kaum aber bedurfte es noch der Einwirkung des Papstes. Das Feuer, welches er in Clermont entzündet, hatte mit reißender Schnelligkeit sich durch ganz Frankreich und Burgund und weit über die Grenzen dieser Länder hinaus verbreitet. Bis zu den Ufern des Rheins war Alles bereits in der gewaltigsten Aufregung und Bewegung. Es waren nicht allein die Gesinnungsgenossen des Papstes, welche der geistliche Zug der

Zeit fortriß. Herzog Gottfried von Niederlothringen, der, obschon kein Gegner der Kirchenreform, doch stets treu zu dem Kaiser gehalten hatte, nahm das Kreuz, mit ihm seine Brüder Eustach und Balduin. Sie verpfändeten oder verkauften ihre Besitzungen, um eine recht stattliche Mannschaft zusammenzubringen. Stammten sie auch von einem französischen Vater, ihre Macht lag jetzt doch vor Allem in Lothringen, und Lothringer bildeten den Kern von Gottfrieds immer wachsendem Heere. Noch einmal zeigten sich hier die tiefen Einwirkungen, welche das französische Mönchsthum auf die lothringischen Gegenden geübt hatte. Während die mächtigen Herren in Frankreich, Burgund und Lothringen rüsteten, strömten ihnen Ritter zugleich aus den entlegensten Ländern zu: Engländer, Waliser, Dänen und Norweger. Es galt einen Kampf, wie ihn die Christenheit noch nicht durchgekämpft hatte, wo Niemand gern sein Schwert im Winkel rosten ließ.

Und nicht allein die Ritter machten sich auf, sondern auch diejenigen, denen man sonst die Waffen versagte. Auch die niederen Klassen wurden von der Strömung des Augenblicks fortgerissen, auch sie wollten an der Wallfahrt theilnehmen, und gerade sie stürmten am ungestümsten voran. Eine gewaltige Masse niederen Volks hatte sich um den Kreuzprediger Peter von Amiens gesammelt. Auf einem Esel reitend, führte der wundersame Klausner, im härenen Gewande, mit dem bis zum Gürtel herabwallenden Barte, seine aus Bauern, Handwerkern, kleinen Kriegsleuten, Mönchen, Klerikern, Weibern jeden Alters und jeden Standes bunt zusammengewürfelte Schaar vorwärts. Schon waren diese schlecht bewaffneten und schlecht versorgten Kreuzfahrer des Eremiten über den Rhein vorgedrungen; ihr Zug wälzte sich über die oberdeutschen Länder nach Ungarn hin. Aehnliche Banden hatten sich am Rhein unter den Priestern Gottschalk und Folkmar und dem Grafen Emicho, einem verrufenen Wegelagerer, aus verlaufenen Leuten gebildet: ein Verderben des Landes, wohin sie gelangten, stürzten sie schnell in das eigene Verderben.

Die abendländische Welt war in fieberhafter Unruhe, als der Papst an seine Rückkehr nach Italien dachte. Eilig nahm er sie durch die burgundischen Länder; über Avignon, Cavaillon, Apt, Forcalquier können wir seinen Weg verfolgen. Um die Mitte des August wird er am Mont Genèvre die Alpen überstiegen haben. Am 9. September sah man ihn zu Asti. Das Fest der Kreuzerhöhung (14. September) feierte er mit einem

glänzenden Gefolge von Bischöfen und Fürsten zu Mortara*). „Mit großem Gepränge und großem Ruhm," sagt ein Zeitgenosse, „kehrte er heim."

Nach kurzem Aufenthalt in Pavia begab sich Urban nach Mailand, wo er bis in den Anfang des October verweilte. Vor dem versammelten Volke predigte er dort in der Kirche der heiligen Thekla über die Bedeutung des geistlichen Standes. Nur eine Consequenz des Systems, welches er vertrat, war es, wenn er da aussprach, daß auch der geringste Priester über jeden König erhaben sei, und die errungenen Erfolge schienen darzuthun, daß dieses System nun in die Wirklichkeit getreten. Um den 1. November überschritt er dann den Apennin. Mathilde, die hocherfreut ihren großen Freund mit ausgesuchten Ehren empfangen hatte, gab ihm das Geleit auf dem weiteren Wege nach Rom.

Als der Papst nach Lucca kam, fand er dort bereits die Kreuzschaaren der Nordfranzosen, welche in Apulien überwintern und dann über das Meer gehen wollten. Er begrüßte Robert von der Normandie, Stephan von Blois und Robert von Flandern mit ihren Gefährten und entließ sie mit seinem Segen, nachdem er Stephan, dem glänzendsten Ritter Frankreichs, die Fahne des heiligen Petrus zum Glaubenskampfe verliehen hatte. Auf verschiedenen Wegen zogen darauf die Schaaren Apulien zu. Zahlreiche Kreuzfahrer kamen auch nach Rom, aber sie fanden nur Aergerniß an den heiligen Stätten. Die Wibertisten hatten sich während der Abwesenheit Urbans von Neuem erhoben, die Parteikämpfe waren in der Stadt aufs Neue entbrannt. Als die Kreuzfahrer nach St. Peter gingen, um ihr Gebet zu verrichten, wurden sie dort überfallen; mit Abscheu verließen sie, die Rache dem Höchsten anheimgebend, die ruchlose Stadt. Die Masse des Kriegsvolks, welches immer von Neuem herbeiströmte und kaum in der Stadt Platz fand, schreckte jedoch die Anhänger Wiberts, so daß sie dem heimkehrenden Papst keinen Widerstand entgegenzusetzen wagten. Als Urban mit Mathilde heranzog, kam ihm die Bürgerschaft entgegen und holte ihn in feierlicher Procession ein. Das Weihnachtsfest feierte er mit allem Glanze im Lateran. Fast die ganze Stadt war in den Händen seiner Freunde, wenn auch die Wibertisten noch immer die Engelsburg behaupteten. Die Bürgerschaft aus allen Regionen der Stadt schwur ihm den Eid der Treue. Die nächste Fastensynode (1097) hielt er mit großer Feierlichkeit im

*) Mortara ist ein Ort unweit von Pavia.

Lateran; es war das erste Mal, daß er hier die Väter der Kirche versammeln konnte.

Der Erfolg erschien um so vollständiger, als bald darauf der Kaiser Italien verließ. Während sein Gegner von Land zu Land zog und ein großes Heer sammelte, saß er in unfreiwilliger Muße in einem Winkel seiner Reiche, von jeder Hülfe verlassen. Er suchte sie aller Orten. Er bestätigte die Freiheiten von Venedig und begab sich im Sommer 1095 selbst nach der Inselstadt, die seit Otto III. keinen Kaiser gesehen hatte. Aber wie wenig konnte Venedig, selbst wenn es gewollt hätte, ihm helfen! Auch bei Ungarn suchte er abermals Beistand. Am 27. Juni 1095 war König Ladislaw gestorben, ein Fürst, der sich um die Befestigung des Reichs und die Ausbreitung des Christenthums unter seinem Volke große Verdienste erworben hatte, so daß ihn später die römische Kirche ihren Heiligen beizählte. Die Herrschaft ging auf seine Neffen Kalmani und Almus, die Söhne Geisas, über: Kalmani erhielt die oberste Gewalt, den königlichen Namen und die Krone, Almus die erst jüngst dem Reiche gewonnenen Theile Kroatiens als Herzog mit ausgedehnter Gewalt. Almus hatte bereits früher die Sache des Kaisers, der Kalmani nicht sonderlich günstig war, unterstützt; jetzt wandte sich Heinrich an ihn und forderte ihn auf, bei seinem Bruder dahin zu wirken, daß er Welfs Länder mit Kriegsmacht überzöge. Aber Kalmani, den auch der Papst zu gewinnen suchte und der vor Allem sein Land gegen die immer neu anrückenden Schwärme der Kreuzfahrer nur mit Mühe schützte, konnte und wollte Heinrichs Sache nicht unterstützen.

So war der Kaiser ganz auf seine eigenen Kräfte angewiesen, und wie wenig diese ausreichten, zeigte ein Angriff auf Mathildens Burg Nogara, der völlig scheiterte. Stille Tage verlebte er darauf, bald in Verona, bald in Padua. Nur selten gelangte zu ihm Botschaft von jenseits der Alpen. Wohl nur Erzbischof Liemar von Bremen und Bischof Burchard von Basel stellten sich in dieser Zeit von den deutschen Bischöfen am kaiserlichen Hofe ein, Erpo von Münster scheint immer demselben gefolgt zu sein. Sonst sah man dort nur den Gegenpapst, die Bischöfe aus den Etschgegenden und der Romagna, wie einige aus der Lombardei vertriebene Kirchenfürsten. Treu hielten bei dem Kaiser die Markgrafen Burchard und Werner, Graf Manfred und einige andere Herren Italiens aus. Die wenigen Kanzleigeschäfte für Italien besorgte der Bischof Walbrun von Verona, für Deutschland der Kanzler Humbert.

Eine Hofhaltung blieb somit bestehen, aber ein Heer ließ sich nicht gewinnen, selbst die Rückkehr über die Alpen war unmöglich, so lange alle Pässe in den Händen der Feinde blieben.

Rettung kam endlich dem Kaiser von einer Seite, wo er sie früher am wenigsten hätte erwarten können. Die frevelhafte Art, mit welcher Mathilde in des Kaisers Familienverhältnisse eingegriffen, fand Vergeltung; ihre Scheinehe, immer ein Gespött der Welt, wurde zum offenen Aergerniß. Der junge Welf, längst müde den Weiberknecht zu spielen, wurde überdies inne, daß er Nichts von dem reichen Besitz der großen Gräfin gewinnen würde. Die Verschreibung ihrer Erbschaft, die Mathilde schon vor zwanzig Jahren dem h. Petrus gemacht hatte, war als ein Geheimniß bewahrt worden, aber doch mochte der junge Mann Kenntniß oder mindestens eine Ahnung davon gewonnen haben. Schon vor der Zeit der Synode von Piacenza hatte er sich deshalb von der großen Gräfin getrennt und öffentlich verkündigt, sie sei gar nicht sein Weib. Der Vater kam über die Alpen und bemühte sich den ehelichen Zwist auszugleichen, vor Allem aber Mathilde zu nöthigen seinen Sohn in den Besitz ihrer Güter zu setzen. Er verschmähte sogar nicht mit dem Kaiser in Verbindung zu treten, um durch die Furcht der großen Gräfin abzupressen, was seine Ueberredungskünste nicht erreichten. Lange mühte er sich so ab, aber alle Anstrengungen waren vergeblich; Mathilde wollte von ihrem Besitzthum nicht weichen, von dem Gemahl, der sie verlassen hatte, Nichts mehr wissen. Im Sommer 1095 kehrten Vater und Sohn über die Alpen zurück, entschlossen unter günstigen Bedingungen sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Viel verhandelten sie hier mit den Fürsten über eine Aussöhnung der Parteien, aber lange erfolglos. Die kirchlich Gesinnten wollten mit dem gebannten Kaiser und seinem Anhang nichts gemein haben, die Getreuen des Kaisers mißtrauten Welf und seinen Versprechungen. So verging das Jahr 1095, so auch die Hälfte des nächsten; noch im Sommer 1096 wollte Heinrich, wie wir sahen, die Magyaren Welf auf den Hals hetzen. Aber allmählich erfolgte doch eine Annäherung zwischen dem Kaiser und den Welfen. Es stellte sich der alte Albert Azzo, ein Greis angeblich von hundert Jahren, am Hofe des Kaisers ein; er scheint den Vermittler für seinen Sohn und Enkel gemacht zu haben. Eine Aussöhnung des Kaisers mit den Welfen trat endlich ein, indem das Herzogthum Baiern ihnen von Neuem zugesagt wurde.

Jetzt erst wurden die Alpenpässe frei, jetzt erst konnte der Kaiser an seine Rückkehr denken. Nach Ostern 1097 verließ er den Boden Italiens, um ihn nie wieder zu betreten. Er scheint seinen Weg durch Kärnthen und Steiermark genommen zu haben; die Markgrafen Burchard und Werner mit geringem Gefolge begleiteten ihn. Am 15. Mai war er zu Nußdorf bei Wien, das Pfingstfest (24. Mai) beging er zu Regensburg, wo er bei den Bürgern und dem Klerus eine günstige Aufnahme fand. Noch bis tief in den Sommer verweilte er dort, dann ging er über Nürnberg und Würzburg an den Rhein, wo er zu Speier Hof hielt. Wohl suchten manche Getreue ihn auf; Manche, die wankend geworden waren, kehrten zu ihm zurück, wie der Bischof Emehard von Würzburg. Dennoch blieb es still um ihn, und sein Muth schien gebrochen. Er dachte zunächst nur daran, den inneren Frieden in den deutschen Ländern herzustellen; zu diesem Zweck hielt er einen Tag mit den Fürsten am 1. December zu Mainz. Wir wissen nicht, was dort beschlossen wurde, doch das Gefühl, daß Heinrich und mit ihm das Kaiserthum eine schwere Niederlage erlitten, mußte sich hier, wie überall in den Reichsgeschäften, geltend machen.

Der große Sieg über das Kaiserthum war vor Allem Mathilden zuzuschreiben. „Ueberall," sagt ein Gregorianer jener Zeit, „hatte die Frau Mathilde, die treffliche Herzogin und Markgräfin, die ergebenste Tochter des heiligen Petrus, sich einen gefeierten Namen gewonnen. Denn fast allein hatte sie mit den Ihrigen gegen Heinrich, den Häresiarchen Wibert und ihren Anhang sieben Jahre den Kampf bestanden und endlich Heinrich mit männlichem Muth aus Italien verjagt. Als sie aber wieder ihr Land gewonnen hatte, hörte sie nicht auf Gott und dem heiligen Petrus ihren Dank zu beweisen." Ihr Ruhm stand in Blüthe, aber diese Blüthe zeigte selbst dem flüchtigen Blicke manche fahle Blätter. Es giebt eine Fülle der Liebe, welche nicht vor dem Frevel zurückbebt und uns mit Entsetzen erfüllt. Auch Mathildens Hingabe an die Ideen Gregors streift an eine Leidenschaft, die mehr Schrecken als Bewunderung einflößt.

7.

Das Reich zur Zeit des ersten Kreuzzugs.

Unsicheres Regiment in Deutschland.

Der Ruf zur Kreuzfahrt, den Papst Urban zu Clermont erhoben, hatte sogleich bis an den Rhein Wiederhall gefunden; jenseits des Flusses war, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, die große Kriegsdrommete nicht sogleich erschollen. Als bald nach Ostern 1096*) Peter der Einsiedler mit seinen bunten Schaaren durch Ostfranken und Baiern zog, verspottete man hier jene Rittersleute und Bauern, die mit Weibern und Kindern die Heimath aufgaben, um das ungewisse Land der Verheißung unter tausendfachen Gefahren aufzusuchen, die Hab' und Gut verkauften, um in weiter Ferne ein neues Leben zu beginnen. Die Kreuzpredigt des Eremiten hatte im inneren Deutschland nur geringen Erfolg; Wenige schlossen sich hier ihm an. Ungehindert ließ man jedoch diese Kreuzfahrer, unter denen leidliche Ordnung herrschte, bis an die Grenzen Ungarns ziehen, und auch König Kalmani bereitete ihnen keinen Widerstand, so daß sie ohne große Verluste im Sommer 1096 bis Constantinopel gelangten.

Dagegen hatte in den rheinischen Gegenden die ungewohnte Erscheinung bewaffneter Schaaren niederer Leute, wie sie Peter mit sich führte, eine bedenkliche Bewegung hervorgerufen. Unruhiges und besitzloses Volk griff zu den Waffen und nahm das Kreuz; es bildeten sich Banden der gefährlichsten Art, denen sich wüste Rittersleute und fanatische Priester als Führer darboten und zuchtlose Weiber in Männerkleidung folgten. Eine solche Bande, von dem Priester Folkmar geführt, zog vom Unterrhein durch Sachsen und Böhmen Ungarn zu, während eine andere unter dem Priester Gottschalk durch Ostfranken, Baiern und Oesterreich ihren Weg nahm und sich durch zahlreiche Haufen aus Schwaben und Baiern bei ihrem Vordringen verstärkte. Ein dritter Schwarm bildete sich am Mittelrhein um den Grafen Emicho und wurde durch flämische und englische Pilger vermehrt; er folgte derselben Straße, welche der Eremit und dann Gottschalk eingeschlagen hatten.

*) Ostern feierte Peter in Köln und predigte dort.

Gräuel über Gräuel bezeichneten die Wege, welche die wüsten Schwärme zogen. Diese Pilger waren meist Räuber und Mörder, denen die Religion nur zum Deckmantel der verruchtesten Verbrechen diente. Schon am Rhein begannen sie mit einer Verfolgung der wehrlosen Juden, wie man sie in solchem Umfang und in solcher Grausamkeit bisher in den deutschen Ländern nicht gekannt hatte. In Trier und Köln, in Worms und Speier wurden die Juden, wenn sie sich nicht sofort taufen ließen, ohne alles Erbarmen niedergemacht, und die Mörder theilten sich in die Schätze ihrer Opfer; vergebens suchten sich verständige Bischöfe der Unglücklichen anzunehmen. Am furchtbarsten wüthete Emichos Schaar in Mainz, wo am 28. Mai 1096 gegen neunhundert Juden im Vorhof der bischöflichen Pfalz hingeschlachtet wurden; hier betheiligte sich sogar der Erzbischof selbst an der Verfolgung und bereicherte sich und seine Verwandten an dem durch Mord gewonnenen Gelde. Mit gleicher Grausamkeit hausten diese entsetzlichen Kreuzfahrer auch an anderen Orten, wo sie auf ihrem weiteren Zuge auf Juden stießen. In Prag, wie in den Städten am Main und an der Donau wiederholten sich die Schreckensscenen von Mainz. Mit unermeßlichen Schätzen beladen, zogen die Banden den Grenzen Ungarns zu, und die Fülle ungewohnter Lebensgenüsse steigerte nur ihre Zuchtlosigkeit.

König Kalmani sah ein, daß er diesen Schwärmen nicht ohne Gefahr den Durchzug durch seine Länder gestatten könne, und sie begegneten deshalb, sobald sie seine Grenzen erreichten, herzhaftem Widerstand. Ein Heer des Königs sprengte Folkmars Schaar bei Neitra auseinander und machte die Mehrzahl der Eindringlinge nieder; ein anderes Heer Kalmanis rückte gegen Gottschalks Bande an, die inzwischen die deutsche Grenze überschritten, sich an einer gelegenen Stelle festgesetzt, hier verschanzt hatte und nun in der Umgegend Beutezüge unternahm. Auch diese Schaar hielt einem Angriff nicht Stand; sie zerstob in alle Winde, als die Magyaren ihre Rosse und ihre Schwerter gegen sie wandten. Kaum war sie zurückgewiesen, so näherte sich Emichos wildes Heer. Es schnaubte nach Rache an Kalmani, den Verfolger der Pilger, und berieth bereits, wem die Herrschaft in Ungarn zufallen solle, wenn ihn sein Verhängniß ereilt hätte. Man ging über die Früchte des Siegs zu Rath, als man dem Verderben nahe stand. Der König zog selbst Emicho entgegen, besetzte die Wyßburg und vertheidigte sie sechs Wochen unter harten Kämpfen. Schnell sank

nun Emichos Leuten der Muth. Als ein neuer Sturm auf die Wyßburg mißglückte, zerstreuten sie sich und warfen sich in eilige Flucht, zufrieden nur dem Tod zu entrinnen.

Die letzten Reste dieser schlimmen Horden sah man nach kurzer Zeit durch die deutschen Länder wieder ihrer Heimath zueilen, und ihr Anblick war nicht geeignet die Stimmung für ein Unternehmen zu steigern, welches ohnehin die bedächtigere Art des Volkes nicht mit der flammenden Begeisterung der Franzosen aufgenommen hatte. Auch als die glänzende Schaar der Lothringer, die sich unter dem Banner Herzog Gottfrieds gesammelt hatte, im August des Jahres 1096 vorrückte, schlossen sich diesseits des Rheins nur Wenige ihr an; von den Fürsten des Reichs unseres Wissens nur Bischof Otto von Straßburg und der schwäbische Graf Hartmann. Mit Erlaubniß des Kaisers und in guter Ordnung zog dieses Kreuzheer durch Franken und Baiern. Auch König Kalmani gestattete ihm gern den Durchzug durch seine Länder, so daß es ohne große Hindernisse bis Constantinopel vordrang.

War die Masse des deutschen Volks bei der großen Bewegung der Zeit auch theilnahmloser geblieben, als die Romanen, so war doch die allgemeine Aufmerksamkeit noch ganz mit den Kreuzfahrern beschäftigt, als der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte. Das Interesse an dem endlosen Kampfe zwischen Kirche und Reich war bereits im Abnehmen und wurde nun überdies durch ein Ereigniß von so wunderbarer Art wie die Kreuzfahrt zurückgedrängt. Allerdings zählte die kirchliche Partei in Schwaben und Baiern noch sehr eifrige Anhänger, aber durch den Abfall Welfs waren sie an jeder entschiedenen Maßregel gehemmt. So erklärt sich, daß der Kaiser nirgends auf einen offenen Widerstand traf, als er im Jahre 1097 Baiern, Ost- und Rheinfranken durchzog; auch in den anderen deutschen Ländern war ein solcher kaum vorhanden.

Aber auch einer lebhafteren Theilnahme der eigenen Partei begegnete der Kaiser nur an wenigen Orten. Seine Rückkehr nach sechsjähriger Abwesenheit erregte im Ganzen geringe Aufmerksamkeit und besserte vorläufig wenig in den heillosen Zuständen des Reichs, wo man der königlichen Autorität fast vergessen hatte. Pfalzgraf Heinrich war schon im Jahre 1095 gestorben. Er hatte ein schwaches Regiment geführt, und nach seinem Tode war das Reich ohne einen Stellvertreter des Kaisers gewesen.

Wir wissen, wie es die erste Sorge des Kaisers war einen allge-

meinen Frieden herzustellen. Diese lobenswerthen Bestrebungen mußten jedoch völlig erfolglos sein, so lange sich der Kaiser nicht mit seinen mächtigsten Gegnern vertragen hatte. Noch aber stand ihm Berchthold von Zähringen, der sich mit Energie als Gegenherzog in Schwaben behauptet hatte, mit seinem einflußreichen Geschlecht in Feindschaft gegenüber, und selbst die Söhne Herzog Welfs waren nicht mit dem Parteiwechsel ihres Vaters zufrieden. Als dieser im Sommer 1097 über die Alpen ging, um sich die väterliche Erbschaft zu sichern, welche seine Stiefbrüder Hugo und Fulko an sich gerissen und König Konrad ihnen bestätigt hatte*), schritten seine Söhne sogar zu Widersetzlichkeiten gegen den Kaiser und dessen Anhänger. So bemächtigten sie sich mit Gewalt des Bischofs Anzo von Brixen, der nach Altwins Tode von den kaiserlich gesinnten Domherren gewählt war. Als Herzog Welf nach Deutschland zurückkehrte, fand er seine Söhne im offenen Aufstande gegen den Kaiser; es war seine nächste Sorge sie wieder mit ihm zu versöhnen.

Schon auf einer Tagfahrt, welche der Kaiser im December 1097 zu Mainz hielt, wird die Sache der Welfen berathen sein. Nachdem er dann Weihnachten zu Straßburg gefeiert hatte, hielt er sich im Anfang des Jahrs in Rheinfranken auf: erst damals auf einem Fürstentage zu Worms scheinen sich die Söhne Welfs unterworfen zu haben, nachdem dem älteren die Nachfolge in dem Herzogthum seines Vaters im Voraus zugesichert war. Gleichzeitig oder wenig später machten auch Berchthold von Zähringen, sein Neffe Markgraf Hermann und die meisten anderen schwäbischen Großen ihren Frieden mit dem Kaiser. Berchthold, welcher die Stadt Zürich mit ihrer Umgegend vom Kaiser als unmittelbares Reichslehen erhielt, gab das Herzogthum Schwaben auf, behielt aber den herzoglichen Titel bei, den er dann weiter auf seine Nachkommen vererbte. Sein Neffe Hermann nannte sich Markgraf von der Mark Verona, welche einst dem Geschlechte gehört hatte, begann aber daneben auch schon den Namen eines Markgrafen von Baden zu führen.

Jetzt erst, nach fast zwanzigjährigem Kampfe, konnte sich der Staufener Friedrich in seinem Herzogthum festsetzen, doch lag es in der Na-

*) Der Markgraf Albert Azzo II. starb 1097 in hohem Alter; sofort nahmen Hugo und Fulko seine Hinterlassenschaft in Besitz. Welf gewann mit Hülfe der Eppensteiner seinen Brüdern die meisten Besitzungen des Hauses wieder ab, schloß aber später mit ihnen einen Vergleich, in dem er mit Fulko theilte. Hugo ging leer aus, und sein Name wird dann nicht mehr genannt.

tur der Verhältnisse, daß seine Macht gegenüber den Welfen und Zähringern eine beschränkte blieb. Die Gegensätze der Parteien, wenn sie auch nicht ganz verschwanden, begannen sich seitdem in Schwaben zu mildern; die Gläubigen traten wieder mit denen, die sie bisher als Excommunicirte angesehen hatten, in Verbindung. Die hitzigsten Wortführer der kirchlichen Partei, wie der Propst Manegold von Marbach, mußten im Kerker büßen, was sie gegen den Kaiser gefehlt hatten, oder das Weite suchen. Gebhard von Konstanz, der trotz des Abfalls seiner nächsten Verwandten treu auf der Seite Urbans verharrte, verhielt sich vorläufig, der Noth weichend, ruhiger, als man von dem heißblütigen Manne erwarten durfte.

Nachdem der Kaiser sich mit seinen mächtigsten Widersachern ausgesöhnt hatte, konnte er auch bei den Fürsten eine Maßregel durchsetzen, welche er schon seit längerer Zeit vorbereitet hatte. Er wollte nämlich seinem älteren abtrünnigen Sohn die Nachfolge im Reich entziehen und sie dem jüngeren zuwenden. Er stieß dabei auf große Bedenken der Fürsten, die neue arge Verwicklungen für das Reich, wohl gar einen Bruderkrieg besorgten, der eine dauernde Trennung Italiens vom Reiche zur Folge haben konnte. Dennoch setzte der Kaiser auf einem Tage zu Mainz — wahrscheinlich im Mai 1098 — bei den anwesenden Fürsten durch, daß die Absetzung Konrads ausgesprochen und Heinrich, ein Jüngling damals von sechszehn Jahren, durch feierliche Wahl zum König und Erben des Reichs erklärt wurde. Der Erwählte mußte aber dem Vater nicht nur schwören, daß er nie das Leben und die Freiheit desselben gefährden, sondern daß er sich auch bei dessen Lebzeiten in die Geschäfte des Reichs nicht mischen werde. Denselben Eid mußte er noch einmal auf das Crucifix und die heilige Lanze ablegen, als er am 6. Januar 1099 feierlich in Aachen gekrönt wurde*); erst dann leisteten die Fürsten dem Könige den Schwur der Treue. Es war kein Krönungsfest günstiger Vorbedeutung; traurig war das Mißtrauen, welches der Kaiser gegen den Sohn in demselben Augenblicke zeigte, wo er ihn neben sich auf den Thron erhob.

Der Kaiser geleitete seinen Sohn darauf nach Baiern, um ihm die Anerkennung der dortigen Großen noch besonders zu sichern. Er feierte das Osterfest (10. April) zu Regensburg, wo sich viele Fürsten um ihn

*) Das Weihnachtsfest hatte der Kaiser zuvor zu Köln gefeiert.

versammelten. Eine Seuche, die in dieser Zeit dort ausbrach, raffte unter Andern zwei mächtige Herren Baierns hin: den Pfalzgrafen Rapoto, lange den eifrigsten Vertheidiger der kaiserlichen Sache und hitzigsten Verfolger der Gregorianer im Lande, und seinen Vetter, den Grafen Udalrich von Passau. Rapoto starb ohne Kinder zu hinterlassen; seine Güter und Lehen gingen großentheils auf seinen Stammvetter, den Markgrafen Dietpold vom Nordgau, der sich auch Markgraf von Vohburg nannte, über; die Pfalzgrafschaft in Baiern kam an den Grafen Engelbert von Ortenburg, den Gemahl Utas, der einzigen Tochter Udalrichs. Uta und ihre Mutter Adelheid, die sich dann noch einmal mit dem Grafen Berengar von Sulzbach vermählte, gewannen die reiche Verlassenschaft des Grafen von Passau.

Damals traten dem Kaiser auch die Verhältnisse des Ostens abermals nahe. Ohne sein Eingreifen hatten sie sich günstig genug für ihn gestaltet. In Regensburg traf er mit dem jungen Markgrafen Liutpold III. von Oesterreich zusammen, der erst vor Kurzem in die Gewalt des Vaters getreten war *). Mit der reichen Erbschaft hatte er nicht die Verbindungen desselben übernommen, sondern sich sofort auf die Seite des Kaisers gestellt. Vielleicht bewog ihn dazu, daß sich König Kalmani von Ungarn mehr und mehr als ein Anhänger der kirchlichen Partei kundgab, der sich alsbald auch mit einer Tochter des großen Grafen Roger von Sicilien vermählte. Wiederholt machte der regsame Ungarnkönig Miene die deutschen Grenzen zu überschreiten, aber bald hielten ihn die Streitigkeiten mit seinem Bruder Almus, bald Kämpfe mit den russischen Großfürsten, bald die immer aufs Neue sein Reich gefährdenden Durchzüge der Kreuzfahrer zurück; auch bei den Vorgängen in Böhmen und Polen konnte er kein theilnahmloser Zuschauer sein.

In Böhmen war unerwartet ein neuer Thronwechsel eingetreten. Konrad von Brünn hatte kaum den Herzogsstuhl eingenommen, als ihn der Tod abrief. König Wratislaws ältester Sohn Bretislaw gewann dadurch im Jahre 1092 die oberste Gewalt; ein kräftiger Fürst, welcher den ganzen Ehrgeiz des Vaters besaß, nur weniger Gelegenheit fand ihn zu befriedigen. Denn inzwischen hatte sich in Polen die fürstliche Gewalt aufs Neue gekräftigt, nicht so sehr durch den alternden Herzog Wladislaw, als durch den Palatin Zeczech, der durch den Einfluß der

*) Liutpold II. war am 12. October 1095 gestorben.

deutschen Herzogin Sophia, der Schwester des Kaisers, zum wichtigsten Manne des Reichs erhoben war. Die Gewaltthätigkeit, mit welcher der Palatin gegen den Adel auftrat, führte zu inneren Kämpfen und nöthigte viele angesehene Männer das Land zu verlassen. Dennoch hielt sich Zeczech für stark genug, um die lange unterbrochenen Kämpfe zur Unterdrückung der heidnischen Pommern wiederum aufzunehmen, und eröffnete sie nicht ohne Erfolg; nicht minder zeigte er ein starkes Bewußtsein seiner Macht, indem er den Tribut für die schlesischen Länder*) an Böhmen zu zahlen verweigerte. Die polnischen Flüchtlinge hatten in Böhmen eine Zuflucht gefunden, und Herzog Bretislaw, indem er alsbald für sie zu den Waffen griff, vertheidigte dabei zugleich sein eigenes Recht. Verheerend durchzog er im Jahre 1093 Schlesien und schloß nicht eher Frieden, als bis ihm der rückständige Tribut von zwei Jahren gezahlt und die Grafschaft Glatz seinem Neffen Boleslaw, dem noch im Knabenalter stehenden Sohn des Polenherzogs aus der ersten Ehe, als böhmisches Lehen überlassen wurde. Einige Jahre später starb Sophia, aber die Macht ihres Günstlings erhielt sich und drückte schwer auf die Szlachta, schwerer noch auf des Herzogs Söhne, auf den jungen Boleslaw und seinen weit älteren Halbbruder Zbigniew, der nicht aus einer rechtmäßigen Ehe entsprungen war. Diese Verhältnisse scheinen Bretislaw von Böhmen zu einem neuen Angriff auf Polen (1096) vermocht zu haben, der zur Folge hatte, daß Wladislaw einen großen Theil seines Reichs seinen Söhnen abtreten mußte; der Neffe des Böhmenherzogs erhielt zu Glatz auch alle anderen schlesischen Besitzungen und bedeutende Landstriche im eigentlichen Polen. Dennoch war der Einfluß des Palatin auch jetzt noch nicht gebrochen, vielmehr war er unablässig bemüht die Reichstheilung rückgängig zu machen. Es bedurfte sogar einer bewaffneten Erhebung der beiden Brüder gegen den Vater, ehe sich dieser den Palatin in die Verbannung zu senden entschloß. Mit dem Exil desselben ging die Macht des alten Polenherzogs zu Ende; seine Söhne herrschten, und die schönsten Hoffnungen knüpfte man an Boleslaw, der zu einem tüchtigen Jüngling heranwuchs und sich mit Feuer in die Kämpfe warf, welche Zeczech gegen die Pommern begonnen hatte.

Unfehlbar hatte auch Herzog Bretislaw, der stets das beste Einver-

*) Vgl. Bd. II. S. 488.

nehmen mit seinem Neffen unterhielt *), bei dieser Wendung der Dinge gewonnen. Aber seine Stellung wurde in seinem eigenen Lande gefährdet, als er die bestehende Senioraterbfolge umzustürzen unternahm, um seinem Bruder Boriwoi die Nachfolge in der Oberherrschaft zu gewinnen; er verfeindete sich dadurch mit seiner eigenen Familie und den angesehensten Männern des Adels. Vor Allem erhob sich gegen diese Aenderung Udalrich, der älteste Sohn Konrads von Brünn, der zunächst bei derselben betheiligt war. Bretislaw ließ ihn einkerkern, konnte aber auch damit nicht jeden Widerstand gegen sein Vorhaben beseitigen. Deshalb entschloß er sich jetzt durch den Kaiser zu erwirken, wofür er die freie Zustimmung des Landes nicht zu gewinnen vermochte. Er ging selbst nach Regensburg, um seinen Bruder schon vorweg mit der herzoglichen Fahne Böhmens belehnen zu lassen. Der Kaiser willfahrte ihm hierin eben so gern, wie in der Investitur des neugewählten Bischofs von Prag, Hermann mit Namen, der ein Jahr später von einem Legaten Wiberts — denn zu ihm hielt sich Böhmen — in Mainz die Weihe erhielt. Um seinen Bruder noch mehr zu sichern, suchte Bretislaw auch die Freundschaft des Königs Kalmani, mit dem er eine Zusammenkunft an der ungarischen Grenze hielt, zu erwerben. Den Markgraf Liutpold verband er sich und dem Bruder auf das Engste, indem er Gerberge, die Schwester des Markgrafen, dem künftigen Beherrscher Böhmens verlobte **).

Der Böhmenfürst führte nicht den königlichen Namen wie sein Vater, er hatte keine unmittelbare Macht außerhalb der alten Grenzen seiner Herrschaft erlangt, aber er besaß weitreichende Verbindungen, die ihn gleichsam in den Mittelpunkt der slawisch-magyarischen Welt stellten. Der deutsche Einfluß auf diese Regionen war nicht entfernt mehr derselbe, wie vor fünfzig Jahren, doch war deshalb die Entwickelung, die mit jenem Einfluß für die Völker des Ostens begonnen hatte, keineswegs unterbrochen. Kraftvolle Fürsten strebten die staatliche und kirchliche Zucht hier gegen einen Adel, der stets verlangend nach den alten Zuständen zurückschaute, mit starker Hand aufrecht zu halten. Ob sie Urban oder dem Gegenpapst anhingen, sie waren gleich eifrig die letzten

*) Weihnachten 1099 lud Bretislaw seinen Neffen nach Saatz ein, ernannte ihn zu seinem Schwertträger und wies ihm zugleich 10 Mark Gold und 100 Mark Silber aus dem polnischen Tribut an.

**) Das Beilager wurde am 18. October 1100 zu Znaim prächtig gefeiert.

Reste des alten Götzendienstes auszurotten, begünstigten gleich sehr die Institutionen der römischen Kirche, die nun einmal eine unwiderstehliche Anziehungskraft hatten; Bretislaw gab den slawischen Ritus, welchen sein Vater geschützt hatte, dem Untergange Preis, und Kalmani schränkte nicht nur die Freiheit des religiösen Kultus, welche Stephan der Heilige Andersgläubigen gelassen hatte, wesentlich ein, sondern zwang auch die lateinische Sprache mit starrer Consequenz seinem Klerus auf. Indessen bereitete der junge Boleslaw den Untergang des Heidenthums bei den freien Wenden durch seine Kämpfe mit den Pommern vor. Während er hier seine Waffen versuchte, befestigte sich die Macht Heinrichs, Gottschalks Sohn, unterstützt von dem Billinger Magnus, unter den Abodriten, und in der Nordmark rüstete sich Markgraf Udo zu einem neuen Angriff auf die Liutizen und Heveller. Der Kaiser hatte auf den Gang, den diese Verhältnisse nahmen, nur geringen Einfluß, doch hatte er allen Grund mit demselben zufrieden zu sein. Nirgends drohte Deutschland jetzt eine Gefahr von Osten, und den Böhmenherzog mochte der Kaiser zu seinen zuverlässigsten Freunden zählen.

Um so größer waren die Gefahren, die im Innern daraus erwuchsen, daß alle Bemühungen des Kaisers für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung des Erfolges entbehrten. Als er am Peter- und Paulstage (29. Juni) zu Bamberg einen Hoftag hielt, ermahnte er eindringlich die anwesenden fränkischen Großen über den Landfrieden zu wachen und sich selbst der Gewaltthaten zu enthalten; er verpflichtete sie eidlich alle Wegelagerer und Diebe nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu bestrafen, allen Klöstervögten untersagte er Untervögte zu bestellen, da diese sich meist nur als unbarmherzige Bedrücker der armen Klosterleute und gewissenlose Räuber des Kirchenguts zeigten. Aber sobald er den Rücken wandte, waren auch seine Gebote vergessen; es blieb, wie wir wissen, eben Alles beim Alten. Diese Bestrebungen, so wohlgemeint sie waren, brachten dem Kaiser seine Widersacher nicht näher, entfremdeten ihm sogar manchen alten Anhänger. Nicht deshalb hatten sie ihn so lange unterstützt, um nun aufzugeben, was sie in den Wirren der Zeit gewonnen hatten; sie waren nicht gewillt die Zahl ihrer Vasallen und Dienstleute einzuschränken, welche sie zum größten Theil mit Klosterlehen unterhielten.

Oft ist darauf hingewiesen worden, wie die kirchlichen Ordnungen eine der stärksten Stützen des Kaiserthums waren: die Auflösung dieser

Ordnungen mußte deshalb für die kaiserliche Macht im hohen Maße verderblich werden. In der That befand sich aber die deutsche Kirche damals in dem Zustande völliger Anarchie. War auch das Ansehen Wiberts von Ravenna in Deutschland niemals groß gewesen und ließen sich auch die eifrigen Anhänger des Franzosen Urban leicht zählen, so stand doch in vielen Bisthümern dem vom Kaiser eingesetzten ein frei gewählter Bischof gegenüber, jeder von einer streitlustigen Partei umgeben; die Domherren und der ganze Klerus der Diöcese waren gespalten, und auch die Klosterbrüder nahmen an dem Fortgange des Kampfes lebendigen Antheil. Die Kirchen waren überreich, und ihre Reichthümer dienten nur dazu, dem unseligen Zwiespalt neue Nahrung zu geben, die Unordnung in den Kirchen zu steigern. Ein endloser kleiner Krieg dauerte in vielen Sprengeln durch Jahrzehnde fort und hatte fast alle kirchliche Ordnung beseitigt. „Die Religion," klagt der Augsburger Annalist, „verlor ganz ihre Bedeutung; in manchen Gegenden gab es kein bischöfliches, ja gar kein geistliches Regiment mehr; Jeder that, was ihm beliebte, und trachtete nicht nach dem, was Gottes ist."

Unter solchen Verhältnissen war es ein überaus schmerzlicher Verlust für den Kaiser, daß ihm gerade die Kirchenfürsten durch den Tod entrissen wurden, die ihm bisher die treuste Anhänglichkeit bewiesen hatten. Um Ostern 1099 wurde Konrad von Utrecht von einem friesischen Handelsmanne erschlagen, und sein Bisthum ging auf einen Kleriker, Burchard mit Namen, aus dem baierischen Grafengeschlecht von Lechsgemünde über. Auch Erzbischof Hermann von Köln starb am 22. November desselben Jahres; sein wichtiges Kirchenamt gab der Kaiser einem jungen Bamberger Kleriker Friedrich, aus dem mächtigen Geschlecht der Grafen von Ortenburg entsprossen, welches der Kaiser erst vor Kurzem in Baiern erhöht hatte. Wenig später fanden auch der getreue Liemar von Bremen und Erzbischof Eigilbert von Trier ihr Ende *). Das Traurigste aber war, daß sich der Kaiser die Feindschaft des ersten Kirchenfürsten im Reiche, des Erzbischofs Ruthard von Mainz, zugezogen hatte.

Der Frevel, den Ruthard an den unglücklichen Juden ausgeübt

*) Liemar starb am 16. Mai 1001, am 9. September desselben Jahres Eigilbert. Liemars Nachfolger war der kaiserliche Kanzler Humbert, der aber auch bereits im Jahre 1104 starb. In Trier folgte der dortige Propst Brun, der Sohn des fränkischen Grafen Arnold.

hatte, gab den Anlaß zu diesem Hader. Sobald der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt war, hatte er sich nach Gebühr der schmählich mißhandelten angenommen. Allen, die man zur Taufe gezwungen, erlaubte er die Rückkehr zu dem Glauben ihrer Väter, und selbst das Einschreiten Wiberts bewog ihn nicht diese Erlaubniß zurückzuziehen. Bald ließ er auch strenge gerichtliche Verfolgungen gegen jene Ruchlosen anstellen, die sich an dem Mord und der Beraubung der Juden betheiligt hatten. Untersuchungen wurden im Jahre 1098 in Speier eingeleitet, wie in Mainz, wo sich Ruthard, der eigenen Schuld bewußt, zu widersetzen versuchte. Als der Kaiser die Verwandten des Erzbischofs zur Verantwortung zog, stellten sie sich nicht vor dem Richterstuhl; der Erzbischof suchte sie zu vertheidigen, aber vergeblich. Da er an ihrer Rettung verzweifelte und sogar für sich selbst fürchtete, verließ er mit ihnen die Stadt und begab sich nach Thüringen; er hoffte durch diesen Schritt den Kaiser zu schrecken und zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Nachdem er sich hierin getäuscht sah, kündigte er offen dem Kaiser den Gehorsam auf und trat mit dessen Gegnern in Verbindung. Wie sein Vorgänger Siegfried würde er sich unbedenklich an die Spitze einer aufständigen Bewegung in Sachsen und Thüringen gestellt haben, hätte sich eine solche nur sofort hervorrufen lassen. Aber in Sachsen war man der Rebellion müde, und die kaiserliche Herrschaft drückte jetzt kaum die Fürsten. Wenn sich auch im Jahre 1098 der Graf Konrad von Hohenburg an der Elbe gegen sie erhob, so blieb er doch allein und wurde leicht bewältigt. Selbst ein Zerwürfniß, welches noch einmal zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Fetten, dem Sohne Ottos von Nordheim, eintrat, wahrscheinlich durch die Ansprüche des letzteren auf jene friesischen Grafschaften herbeigeführt, welche einst Markgraf Ekbert, dann Bischof Konrad besessen hatte, — selbst dieses Zerwürfniß wurde bald beigelegt; Graf Heinrich erhielt die Grafschaften mit dem Titel eines Markgrafen, wie er es verlangte. So führte der Erzbischof vorläufig auf seinen thüringischen Burgen ein kummervolles, verlassenes Leben, der Tage wartend, wo er sich an dem Kaiser rächen könne.

Inzwischen waren auch die Strafen der Kirche gegen den Mainzer Erzbischof in Anspruch genommen worden. Dreimal hatte Wibert ihn vor sein Gericht vergeblich citirt: am 31. Juli 1099 erließ er darauf ein Schreiben an die Angehörigen der Mainzer Kirche, worin ihnen erklärt wurde, daß Ruthard wegen Simonie, wegen Verweigerung des Ge-

horsams gegen den apostolischen Stuhl, wegen Treubruchs und wegen Hochverraths mit dem Banne belegt und alle seine Untergebenen des Gehorsams gegen ihn entbunden seien. Es hätte in der Macht des Kaisers gelegen, Ruthard seines Amts zu entkleiden und ihm einen Nachfolger zu setzen: er unterließ es, sei es daß er noch auf die Rückkehr des Abtrünnigen rechnete, sei es daß er die Einkünfte des Erzbisthums Mainz selbst nicht entbehren konnte. Denn er verwandte sie großen Theils für den Unterhalt seiner Hofhaltung; in den folgenden Jahren hat er meist zu Mainz Residenz genommen *). Welche äußeren Vortheile ihm hieraus auch erwuchsen, sie ersetzten nicht den schweren Schaden, daß die deutsche Kirche ihres Hauptes beraubt war, und zwar in einer Zeit, wo noch einmal die Zukunft des Gregorianischen Systems in Frage gestellt schien.

Das Ende Urbans II. und Wiberts.

So glänzend die Erfolge Urbans waren, blieb seine Stellung doch nicht unangefochten; er gerieth sogar in Verwickelungen, die leicht Alles, was er gewonnen, wieder hätten vernichten können.

Die Partei Wiberts hatte in Rom noch immer nicht die Waffen gestreckt, wie sehr sie auch durch das Mißgeschick des Kaisers herabgedrückt war. Die Engelsburg war noch ihren Händen, und in diesem Besitze bereitete sie, zumal die Masse kaiserlich gesinnt war, manche übele Stunde Urban und seinen Anhängern. Aber schwerere Sorgen, als diese alten Feinde, erregten dem Papste diejenigen, welche bisher die Stützen seiner Macht gewesen waren. Die anwachsende Macht der Normannen, vor Allem des großen Grafen Roger von Sicilien, sah er nicht ohne Furcht, zumal sich deutlich genug zeigte, daß auf den Gehorsam des Grafen gegen den apostolischen Stuhl, sobald sein eigenes Interesse ins Spiel kam, wenig zu rechnen war. Als der Bischof Robert von Traina zum päpstlichen Legaten für Sicilien ernannt wurde, verweigerte ihm der Graf nicht nur jede Anerkennung, sondern gerieth auch in heftigen Zorn gegen den apostolischen Vater.

*) Wenn den Kaiser nicht besondere Angelegenheiten in andere Theile des Reichs riefen, lebte er in den letzten Jahren regelmäßig in Mainz oder Speier. Hier feierte er Weihnachten 1099 und Ostern 1103, dort Weihnachten 1100, 1101, Ostern und Weihnachten 1104 und Ostern 1105.

Die normannischen Fürsten, lange uneins unter einander, hatten die Nothwendigkeit gemeinsamen Handelns endlich erkannt. Die Empörung Capuas wirkte auf die unterworfene Bevölkerung Unteritaliens ermuthigend, und im Jahre 1096 erhob sich sogar das reiche Amalfi gegen die fremden Herren. Die ganze normannische Macht trat jetzt zusammen, um Herzog Roger gegen Amalfi zu unterstützen. Der große Graf kam mit Arabern über die Meerenge; Bohemund führte ein stattliches Ritterheer gegen die Stadt. Aber während man mit der Belagerung der durch ihre Lage gesicherten Stadt beschäftigt war, erscholl der Ruf zum heiligen Kriege, und Bohemund nahm sofort das Kreuz, mit ihm siebentausend junge Ritter. Es bedurfte für ihn kaum einer besonderen Aufforderung des Papstes; er verlangte ohnehin nach dem Osten zurückzukehren, wo er einst gegen die Griechen gefochten hatte, um dort eine eigene freie Herrschaft zu gewinnen. Die Verwaltung seiner Besitzungen in Apulien übergab er seinem Bruder Herzog Roger und rüstete sich sorglich zu dem großen Kriege, in welchen ihm auch sein tapferer Vetter Tancred zu folgen entschlossen war. Als Bohemund mit seinen Rittern das Belagerungsheer vor Amalfi verlassen hatte, verzweifelte der große Graf an dem glücklichen Ausgang des Unternehmens und zog ebenfalls ab; Herzog Roger blieb nun keine Wahl, als den Amalfitanern ihre Freiheit zu belassen. Aber bald vereinigten sich die beiden Roger abermals, um Richard, Jordans Sohn, wieder in den Besitz Capuas zu setzen. Sie wurden dazu durch das gemeinsame Interesse aller Normannen, wie durch ihren eigenen Vortheil bestimmt; denn Richard hatte den Herzog von Apulien als seinen Lehnsherrn anerkannt, dem Grafen von Sicilien aber den Erwerb Neapels in Aussicht gestellt.

Herr bereits der ganzen Insel Sicilien, strebte der große Graf nun auch auf dem Festlande Italiens seine Macht zu erweitern, wo ihm Calabrien nicht genügte. Nicht allein auf Neapel schien er es abgesehen zu haben, sondern nicht minder auf Benevent, welches er damals auf seinem Zuge gegen Capua berührte. Als er mit seinem Heere vor der Stadt ein Lager bezog, erschraken die Beneventaner gewaltig; sie sandten 1500 Goldstücke nebst sechs edlen Rossen zu ihm. Wirklich begnügte sich der Graf vorläufig mit diesem Geschenk und zog ab. Aber die Besorgniß der Beneventaner schwand deshalb nicht, und wohl noch mehr, als sie, fürchtete der Papst für die Stadt, welche ihm bisher ein sichereres Besitzthum, als Rom selbst, gewesen war.

Die Belagerung Capuas, welche im April 1098 begann, versprach im Anfang wenig Erfolg; Urban meinte, wenn er als Vermittler aufträte, nur gewinnen zu können und begab sich im Juni in das normannische Lager. Seine Vermittelungsversuche scheiterten völlig; nicht ohne Beschämung verließ er den Boden Capuas und wandte sich nach Benevent, um wenigstens hier zu retten, was noch zu retten sei. Nach langem Widerstand ergab sich endlich Capua und nahm Richard wieder als Fürsten auf. Die beiden Roger zogen ab und nahmen zusammen ihre Straße nach Salerno. Hierhin eilte auch der Papst, dem Alles daran gelegen war, mit dem großen Grafen wieder in ein gutes Vernehmen zu kommen. Es gelang ihm, aber nur durch eine Nachgiebigkeit, welche die Kirche Siciliens fast ganz in die Hände des Grafen lieferte. Es wurde nicht nur die Einsetzung des Bischofs Robert zum Legaten zurückgenommen, sondern durch eine päpstliche Urkunde vom 5. Juli 1098 zugestanden, daß ohne die besondere Einwilligung des Grafen und seiner Nachfolger fortan kein eigener Legat für Sicilien bestellt werden, vielmehr sie selbst an Stelle der Legaten die ihnen zugehenden päpstlichen Befehle in Ausführung bringen sollten; zugleich wurde ihnen überlassen, welche und wie viele Bischöfe sie entsenden wollten, wenn der Papst eine allgemeine Synode beriefe. Mit Recht haben die Nachfolger Urbans an diesen Zugeständnissen den größten Anstoß genommen, doch alle Versuche sie rückgängig zu machen blieben fruchtlos. Urban suchte sein Verfahren mit den außerordentlichen Verdiensten des Grafen zu rechtfertigen; unter anderen Verhältnissen würde er wohl diese Verdienste auf andere Weise anerkannt haben. Ihm blieb keine Wahl, als sich dem Wunsche des Mannes zu fügen, dessen Leben, wie er selbst aussprach, für Rom und Italien nothwendig war, denn nur durch ihn und Mathilden erhielt sich die Reformpartei in Kraft. Benevent wurde dem Stuhle Petri gerettet, indem er wichtige Rechte der Kirche preisgab.

Nach längerem Aufenthalt in Salerno begab sich der Papst im Anfange des Octobers nach Bari, wo er eine große Synode abhielt, die von 185 Bischöfen besucht war. Die Streitfragen zwischen der morgen- und abendländischen Kirche, welche bei den nahen Berührungen der Franken mit den Griechen jetzt eine neue Bedeutung gewannen, kamen hier abermals zur Verhandlung. Siegreich vertheidigte Anselm von Canterbury, die Leuchte der occidentalischen Theologie, damals die Ansicht der römischen Kirche. Um den Gewaltthätigkeiten seines Königs zu entgehen,

hatte Anselm die brittische Insel verlassen und verlebte Tage glücklicher Ruhe in der Gemeinschaft derer, welche der Kirchenreform, an der auch sein Herz hing, zum Siege verholfen hatten; Urban und die große Gräfin ehrten den großen Denker und Dulder, wie er verdiente.

Erst gegen Ende des Jahres 1098 kehrte der Papst nach Rom zurück, wo seine Abwesenheit von den Wibertisten zu einer Demonstration benutzt war. Am 5. August und den beiden folgenden Tagen hatte eine Anzahl schismatischer Cardinäle, an deren Spitze noch immer Hugo der Weiße stand, eine Synode gehalten, bei der auch ein Theil des römischen Adels und Volks anwesend war. Die Decrete Gregors und Urbans wurden hier als ketzerisch verdammt und verbrannt, die Anhänger derselben vor eine neue Synode beschieden, die man am 1. November in der Stadt halten wollte; bis dahin beschloß man Frieden zu halten. Schmähschriften gegen Hildebrand und seinen Nachfolger verbreitete man nach allen Seiten, von denen man sich gewiß außerordentliche Wirkungen versprach. Sie mögen anderer Orten ihren Zweck erreicht haben, in Rom war es nicht der Fall. Die Wibertisten erlitten vielmehr gleich darauf hier einen sehr empfindlichen Schlag, da ihnen die Engelsburg verloren ging. Am 10. August mußten sie dieselbe räumen, und am 24. desselben Monats besetzten die Leute des Petrus, Leos Sohn, die Feste. Ob jene Synode am 1. November zusammentreten konnte, ist zu bezweifeln. Wenig später zog Urban wieder in den Lateran ein, und die Anhänger Wiberts, obwohl sie sich nicht unterwarfen, hielten sich für den Augenblick ruhig.

In Frieden feierte der Papst das nächste Weihnachts- und Osterfest und hielt dann in der dritten Woche nach Ostern (24. bis 30. April 1099) in der Peterskirche eine große Synode, auf welche er seine und seiner Vorgänger Verordnungen aufs Neue bestätigte, über Wibert und seine Anhänger noch einmal den Bann aussprach. Noch einmal erscholl auch die Kreuzespredigt, und noch einmal rief sie Schaaren von Kreuzfahrern in das Feld. Den Heeren der Bauern und Fürsten folgte eine stattliche Rüstung ritterlicher Bürger. Pisa stellte eine Flotte von 120 Schiffen, die alsbald nach der syrischen Küste in See ging und den Erzbischof Daibert mit sich führte. Diesen treuen Freund hatte der Papst, da der Bischof von Puy am 1. August 1098 gestorben war, zu seinem Legaten im Osten ernannt. Die gegen die Ungläubigen streitenden Fürsten hatten gewünscht, daß der Statthalter Petri sich jetzt selbst an ihre Spitze

stelle und sie nach Jerusalem führe, aber mit Recht meinte Urban Italien nicht ohne Gefahr verlassen zu können. Schon waren die Genuesen den Pisanern zuvorgekommen und hatten im Anfange des Jahres zahlreiche Schiffe nach dem Orient gesendet.

Allerdings war der Papst Herr in Rom, aber nicht in Italien, ja nicht einmal in der nächsten Umgegend der Stadt. War auch Graf Odo von Sutri, der ihn so oft und so lange bedrängt hatte, gestorben, so hielten doch die meisten Grafen der Campagna auch jetzt noch zu Wibert, und schon rüstete dieser selbst zu einem neuen Angriff auf Rom.

Die Macht des Gegenpapstes schien, als der Kaiser Italien verließ, ihr Ende erreicht zu haben. Kaum in Ravenna fühlte er sich damals sicher; er brachte meist seine Tage auf einem hohen Thurme zu, den er sich zu Argento am Po zwischen Ravenna und Ferrara hatte erbauen lassen. Seine Anhänger in den lombardischen Städten waren überall vertrieben; überall hatten die Patarener die Oberhand gewonnen. Der junge König, den die patarenischen Bischöfe dem Namen nach als ihren weltlichen Oberherrn anerkannten, war freilich wenig zu fürchten; sobald man seinen Verrath gegen den Vater für die kirchlichen Zwecke ausgebeutet hatte, schob man ihn, wie seine arge Stiefmutter, bei Seite. Keiner der patarenischen Bischöfe wollte ihm ferner den Unterhalt gewähren; er mußte seine Residenz nach Borgo S. Donino, einem ziemlich unbedeutenden Ort zwischen Parma und Piacenza, verlegen. Außerhalb des nächsten Umkreises seines kleinen Hofes wußte kaum Jemand von diesem Schattenkönige. Die Gewalt im Norden Italiens war im Wesentlichen in den Händen der großen Gräfin, der ein päpstlicher Legat zur Seite stand. Es war der römische Cardinal Hermann, ein Mönch, den die Patarener in Brescia zu ihrem Bischof erwählt hatten. Eine andere Stütze suchte Mathilde in dem tuscischen Grafen Guido Guerra zu gewinnen, den sie an Sohnes Statt annahm. Das waren die Gegner, welche Wibert zu fürchten hatte, welche Lombardien beherrschten.

Wie die Dinge standen, zeigte sich bei dem Tode Erzbischofs Arnulf von Mailand (24. September 1097). Die Mailänder gedachten den Landulf von Baggio, einen Mann aus vornehmem Geschlecht und von ansehnlicher Stellung in der Kirche des heiligen Ambrosius, auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben. Der Legat aber wußte die Wahl zu hindern und setzte fast mit Gewalt den Anselm von Buis, Propst von

St. Lorenzo, einen unbedeutenden Menschen, der bisher nicht einmal die Weihe als Diakon erhalten hatte, zum Erzbischof ein. Da sich Keiner der mailändischen Suffragane bei der Wahl betheiligt hatte, erhielt der Gewählte von fremden Bischöfen die Weihe. Auffällig genug war es, daß ihm die große Gräfin den Bischofsstab schickte, sehr begreiflich dagegen, daß ihm der Legat des Papstes sogleich das von Rom übersandte Pallium überreichte, und daß der Erzbischof alsbald den Cardinal zum Bischof von Brescia weihte. Anselm war nur ein Werkzeug Mathildens und des Legaten; um König Konrad kümmerte er sich so wenig, wie es diejenigen thaten, von denen er seine Macht empfing.

Das kecke Auftreten des Legaten in Mailand machte selbst auf Männer Eindruck, die bisher als Hauptvertreter der Pataria galten. Jener Priester Liprand, der einst Erlembald zur Seite gestanden und für die Sache der Kirche schwer gelitten hatte *), machte sich mit einigen Genossen auf den Weg, um Mailands Freiheit in Rom zu vertheidigen. Er sprach zu S. Donino bei König Konrad vor und mußte hier von dem unglücklichen Fürsten die inhaltschwere Frage hören: „Da du ein Meister der Patarener bist, so sage mir doch, was du von jenen Bischöfen und Fürsten hältst, welche die königlichen Güter an sich gerissen haben und dem Könige nicht einmal den Unterhalt gewähren?“ Wir wissen nicht, was Liprand antwortete, aber wir hören, daß er bald darauf von Vasallen des Bischofs von Parma angehalten und ausgeplündert wurde. König Konrad verurtheilte die Wegelagerer zu einer Buße und ermöglichte Liprand die Rückkehr nach Mailand. Ein unzufriedener Mann kam mit ihm nach der Heimath zurück, und gleich ihm dachten in Mailand Andere; es bildete sich dort eine Partei, welche die Freiheit der Ambrosianischen Kirche wo möglich noch zu retten beabsichtigte, welche vielleicht kaiserlich schien, weil sie nicht unbedingt päpstlich war.

Unbekannt ist, wie weit diese Dinge in Mailand auch auf andere Städte der Lombardei einwirkten, aber Thatsache, daß der Legat des Papstes hier bald an vielen Orten auf Widerstand stieß. Als er mit dem Erzbischof im April 1098 eine Synode in Mailand hielt, hatten sich von den Suffraganen des Erzbisthums nur Wenige eingestellt, und laut ertönte die Klage, daß in mehreren Städten die Widersacher der Pataria wieder die Oberhand gewonnen hätten. Trotzdem Wibert im

*) Vgl. oben S. 322.

Anfange dieses Jahrs selbst aus seinem Thurme zu Argento verjagt war, fand er doch bald wieder einen namhaften Anhang in der Lombardei; er konnte es wagen, eine allgemeine Synode auf den 9. October nach Vercelli auszuschreiben*), ja er beschaffte sogar die Mittel zu einem neuen Zuge gegen Rom, den er im Sommer 1099 antrat. Er lag mit einem Heere nicht weit von der Stadt, als am 29. Juli Papst Urban starb. Ein jäher Tod ereilte diesen in der Burg des Petrus, Leos Sohn, bei S. Nicolo in Carcere unweit des Ghetto; nicht einmal die Sacramente hatte er empfangen können. Noch stand er in den Jahren reifer Manneskraft, als ihn Gott aus dem Leben abrief.

Nie werden die elf Jahre des Pontificats dieses französischen Papstes neben der Amtsführung Gregors VII. in Vergessenheit kommen. Denn in dieser Zeit und durch Urban traten die Gedanken Hildebrands erst machtvoll in das Leben. Gregor dachte einen Zug nach dem gelobten Lande, Urban sandte Heere des Abendlandes dem Oriente zu. Gregor unternahm den Kampf gegen das Kaiserthum und unterlag; Urban setzte ihn fort und brachte es dahin, daß der Kaiser aus Italien weichen mußte. Zwei große Siege knüpfen sich an seinen Namen; nachdem sie erfochten waren, konnte das Papstthum Gregors VII. von der kaiserlichen Gewalt wohl noch bekämpft und zeitweise unterdrückt, aber nicht mehr ganz vernichtet werden. Freilich nicht in ihrer Reinheit hat Urban die Gregorianischen Principien aus dem Kampfe gerettet; seine Erfolge waren oft mehr Siege der kirchlichen Partei, als der kirchlichen Herrschaft. Um die höchste weltliche Macht zu schwächen, verband er sich mit anderen weltlichen Mächten und brachte ihnen Rechte der Kirche zum Opfer, welche die Reformpartei und nicht sie allein bisher für unveräußerlich gehalten hatte.

Niemand hat Urban wichtigere Dienste geleistet, als der große Graf von Sicilien und die große Gräfin in der Lombardei; in Beiden personificirte sich das aufstrebende Fürsten- und Ritterthum der Zeit, welches sich, auf sein Schwert gestützt, keiner anderen Macht mehr beugen wollte, als allein der, welche sich nach dem h. Petrus nannte. Im weiteren Umfange fand Urban seine Hülfsmittel außerhalb Italiens in Frankreich, Burgund und Spanien; die romanischen Nationen schlossen sich vor Allem ihm an, und im Anschluß an ihn traten sie selbst

*) Ob die Synode gehalten wurde, wissen wir nicht.

wieder näher zusammen. In dem römischen Papstthum fanden sie wieder einen Mittelpunkt, wie sie ihn seit den Zeiten des römischen Weltreichs nicht gehabt hatten.

Vielfach erinnert Urban in seiner Rührigkeit, in seinen Wanderungen, in seiner praktischen Tüchtigkeit an Leo IX.; der Unterschied zwischen Beiden und die Verschiedenheit ihres Wirkens springt freilich zugleich in das Auge. Was der eine im Bunde mit dem Kaiser thut, thut der andere gegen denselben; die Kraft des einen wurzelt zunächst in Frankreich, die des anderen in Deutschland; unbefangenes Interesse für das Gedeihen der Kirche spricht aus Leos Handlungen, der Sieg der Partei liegt vor Allem Urban am Herzen. Leo ist den Heiligen der Kirche ohne Widerspruch beigezählt, und zu seinem Andenken ein Fest eingesetzt worden. Auch an Urbans Grab wollte man Wunder sehen und seine Freunde haben ihn wohl unter die Heiligen erheben wollen, aber nie hat sein Name in den Martyrologien unbestrittene Aufnahme gefunden, nie ist ein Fest zu seinem Gedächtniß in der Kirche eingeführt. Ein eifriger Vertreter der Kirche, ein devoter Jünger Clunys, wie er war, scheint er doch selbst denen, die ihm zunächst standen, der Welt mehr nachgegeben zu haben, als für den Nachfolger Gregors erlaubt schien; die Wibertisten bezeichneten ihn geradezu als den gefährlichsten Neuerer und Ketzer.

Urban starb nach Siegen, aber nicht im Siege. Vor den Thoren der Stadt stand, als er den letzten Athemzug that, sein Widersacher, und das Volk in Rom hing zum großen Theile diesem an. Man nahm den Weg mit der Leiche nach St. Peter durch das von jeher den Gregorianern ergebene Trastevere, weil man fürchtete, daß bei der Bestattung ein Aufstand ausbrechen könne. Vielleicht war die Besorgniß vor den Wibertisten auch der Grund, daß sich die Cardinäle an ungewohnter Stelle, in der Kirche S. Clemente, am 13. August zur Wahl des neuen Papstes versammelten. Einhellig wählte man hier den Cardinalpriester Rainerius, der den Titel von dieser Kirche trug. Noch an demselben Tage wurde er unter dem Namen Paschalis II. inthronisirt und am folgenden Tage in St. Peter geweiht und gekrönt.

Der neue Papst stammte aus dem römischen Tuscien, aus der kleinen Stadt Bieda, etwa zehn Meilen von Rom an der alten Claudischen Straße in einer fruchtbaren Ebene belegen. Er scheint einer ritterlichen Familie angehört zu haben, trat aber früh in ein Kloster seiner Heimath. Etwa zwanzig Jahre alt kam er nach Rom und wurde Gre-

gor bekannt, der ihn begünstigte und zum Cardinalat erhob. Seitdem hatte er immer zu der strengkirchlichen Partei gehalten und in dieser unter Urban eine hervorragende Stelle eingenommen. Urban soll ihn selbst als seinen Nachfolger bezeichnet haben, und was Festigkeit der Principien, Raschheit und Rührigkeit des Handelns betraf, konnte die Partei der Gregorianer sich kaum einen besseren Vertreter wünschen; dazu kam, daß Rainerius, seit mehr als einem Menschenalter in Rom einheimisch, dort nicht unbeliebt war. Man sagte ihm wohl nach, daß er das Geld liebe und weniniger, als sich gebühre, dem Studium obliege: in den Augen der Römer waren das keine Fehler. Dem bereits in der Reife des höheren Mannesalters stehenden Mann fehlte es nicht an Erfahrung und Entschlossenheit, aber die Folge zeigte, daß ihm der Scharfblick mangelte, dessen der Herrscher bedarf. In kleinen Verhältnissen vielleicht groß, war er klein in großen; nicht stark genug, dem Sturme großer Ereignisse zu widerstehen, ließ er sich von ihnen fortreißen. So gut sein Wille war, das Werk seiner Vorgänger fortzusetzen, er besaß dazu weder Talent noch Kraft in erforderlichem Maße; die Partei selbst hat die Wahl zu bereuen Veranlassung gehabt.

Die Anfänge dieses Pontificats waren nicht unglücklich. Die Stadt blieb ruhig, so daß Paschalis daran denken konnte, Wibert, der zu Albano sich niedergelassen hatte, von dort zu verjagen. Tausend Unzen Goldes, die ihm der große Graf aus Sicilien schickte, boten ihm die Mittel. Mit diesem Gelde scheint er theils den römischen Adel zu einem Angriff auf Albano bewogen, theils die dortige Einwohnerschaft bestochen zu haben. Albano erklärte sich gegen Wibert, und dieser zog es darauf vor, über den Tiber zurückzugehen. Er hielt sich längere Zeit in Sutri auf, wahrscheinlich auf Hülfe vom Norden wartend. Sie blieb aus, und im September des folgenden Jahres (1100) starb der Gegenpapst hochbetagt zu Civita Castellana, wo er auch bestattet wurde. Wunder sollten an seinem Grabe geschehen; das Parteiinteresse verlangte nach solchen. Obwohl diese Zeichen wenig Glauben fanden, ließ Paschalis die Gebeine doch später ausgraben und in den Fluß werfen.

Ein halbes Jahrhundert hat Wibert eine bemerkenswerthe Stellung eingenommen. Kein anderer Gegenpapst hat sich so lange behauptet, keiner kraftvolleren Päpsten gegenüber gestanden. Eine verlorene Sache hat er mit Geschick und Würde behauptet; daß er ein Mann bedeutender Gaben war, haben selbst Feinde gestanden. Mehr als einmal soll er

beseufzt haben, daß er eine unerträgliche Last auf seine Schultern genommen habe, ja sie abzuschütteln entschlossen gewesen sein. Aber auf den Bahnen, auf welche der Ehrgeiz die Menschen treibt, giebt es oft keine Rückkehr, und selbst hätte sie ihm offen gestanden, doch wäre ihm ein Parteiwechsel, wie er ihn einmal in jüngeren Jahren unternommen hatte, jetzt unmöglich gewesen. Sein Tod war eine Erlösung für ihn, ein Unglück für die Partei, welche er vertrat und die er in Italien allein zuletzt zusammengehalten hatte. Sie verschwand nicht gerade, aber sie war nach seinem Ende ohne ein Haupt, ohne einen Mittelpunkt. Wohl wäre es an der Zeit gewesen, daß der Kaiser jetzt selbst über die Alpen geeilt wäre, und an Aufforderungen dazu hat es nicht gefehlt. In der That haben auch Gedanken an einen neuen Zug nach Italien ihn beschäftigt; sie drängten sich ihm um so mehr auf, als Paschalis, kaum gewählt, kaum Herr in der nächsten Umgegend der Stadt, bereits mit Gebhard von Konstanz in Verbindung trat und Nichts unterließ, um die kirchliche Partei in Deutschland aus ihrem Schlafe zu wecken.

Als die Nachricht vom Tode des Gegenpapstes zum Kaiser gelangte, beschloß er auf den Rath der ihn umgebenden Fürsten einen Reichstag auf das nächste Weihnachtsfest nach Mainz zu berufen, damit nach Entscheidung desselben für die Besetzung des apostolischen Stuhls und für die Herstellung der kirchlichen Einheit die erforderlichen Schritte geschähen. Er verlangte, daß die Fürsten sich vollständig einstellten, und eine große Zahl leistete seinem Gebote Folge. Aber die Stimmung der Fürsten war schwerlich einer Romfahrt günstig; denn sie gaben dem Kaiser den Rath, Boten nach Rom zu senden, um die Eintracht in der Religion herzustellen und nach der Wahl der Römer und aller Kirchen ein allgemein anerkanntes geistliches Oberhaupt einzusetzen. Und allerdings hatte man in Rom selbst inzwischen die Autorität des Nachfolgers Urbans in Frage gestellt. Unmittelbar nach dem Tode Wiberts hatten seine Anhänger bei der Stille der Nacht in St. Peter den Bischof Dietrich von Albano als Gegenpapst gewählt, inthronisirt und geweiht, und als dieser schon am folgenden Tage, indem er die Stadt verlassen wollte, in die Hände des Paschalis fiel, hatten sie deshalb den Widerstand nicht aufgegeben, sondern sofort sich zu einer neuen Wahl in St. Peter entschlossen, welche den Bischof Albert von der Sabina traf. Der neue Gegenpapst blieb in der Stadt, hielt es jedoch für gerathen, als ein Tumult entstand, sich in die Burg eines vornehmen Römers seiner Partei,

mit Namen Johannes, bei der Kirche St. Marcello zurückzuziehen. Hier behauptete er sich mehrere Monate, bis ihn Johannes, durch das Geld des Paschalis gewonnen, verrieth. Schmählich mißhandelt, wurde Albert dann nach dem Lateran gebracht, wo er sein Urtheil empfing. Paschalis verdammte ihn zur Einsperrung in das Kloster S. Lorenzo zu Aversa, wie er schon Dietrich zu gleicher Strafe verurtheilt hatte, die derselbe in dem Kloster Cava bei Salerno abbüßen mußte. Wir wissen nicht, ob der Kaiser Boten, wie man ihm rieth, nach Rom sandte. Geschah es, so kamen sie zu spät. Paschalis Sieg in Rom war entschieden; Befehle des Kaisers hatten sicherlich in diesem Augenblicke kaum den geringsten Erfolg.

Nur das persönliche Einschreiten des Kaisers hätte von Wirkung sein können, aber auch ihm selbst lagen, die Wahrheit zu sagen, andere Dinge im Augenblick mehr am Herzen, als die verworrenen Zustände Roms und Italiens. Der Landfriede in Deutschland war und blieb seine nächste Sorge. Nachdem er Ostern 1101 in Lüttich gefeiert hatte, wo der junge König Heinrich das Schwert genommen hatte, brach er gegen den Grafen Heinrich von Limburg auf, der sich mit einem Grafen Dietrich empört hatte, weil der Kaiser Gewaltthätigkeiten gegen das Kloster Prüm nicht ungeahndet lassen wollte. Am 16. Mai lag der Kaiser mit einem starken Heere vor Limburg; die Burg wurde genommen und zerstört. Erst als er keinen weiteren Ausweg sah, unterwarf sich der Graf. Er stellte sich um den 1. August vor dem Kaiser und mehreren Fürsten zu Köln und gab das der Abtei Prüm entzogene Gut zurück. Aber wenige Tage später, als über die Sache zu Kaiserswerth abermals vor dem Kaiser verhandelt wurde, bereute der Graf bereits die Rückgabe und leugnete sie ab, ohne freilich dadurch zu verhindern, daß der Kaiser abermals das Gut dem Kloster zusprach und dasselbe in seinem Rechte schützte.

Man wird diese Bestrebungen des Kaisers den Gewaltthätigkeiten der großen Herren zu steuern und den beraubten Kirchen wieder zu ihrem Eigenthum zu verhelfen, nur billigen, zumal der Kaiser selbst damals Kirchengut, welches er an sich gezogen, zurückgab; verhehlen läßt sich jedoch nicht, daß solche Bestrebungen nur geringen Erfolg versprachen, wenn ein Kirchenräuber, wie Heinrich von Limburg, noch selben Jahrs vom Kaiser zum Herzog von Niederlothringen erhoben wurde. So wurde wenig in Deutschland gewonnen, während in Italien Alles verloren ging. Als am 27. Juli 1101 hier König Konrad starb, schien

auch das letzte Band zu zerreißen, welches Italien an das kaiserliche Haus und das deutsche Reich knüpfte.

Kaum hat der Tod des Sohnes den Kaiser tiefer bewegt, und doch war das unglückliche Schicksal desselben der Thränen werth. Von der Pataria längst verlassen, war Konrad auch mit der großen Gräfin endlich zerfallen. Wie oft hatte er da nach dem Vater sich zurückgesehnt, gegen den er nie ein hartes Wort verlauten ließ, gegen den man vor ihm nie Uebles sagen durfte! Stets hatte er ihn seinen Herrn und Kaiser genannt; Alle, die aus der Nähe desselben kamen, hatten bei ihm die freundlichste Aufnahme gefunden. Aber die Rückkehr zum Vater war ihm für immer abgeschnitten, und abermals hatte er der klugen Frau, die ihn zum ersten Fehltritt verführt, die Hand zur Versöhnung reichen müssen. Als er nach Tuscien ihr folgte, ereilte ihn der Tod in frühen Jahren. Zu Florenz, wo er gestorben war, fand er sein Grab. Bei seiner Bestattung wollte man Wunderzeichen bemerken, und Manche sahen in dem Dulder einen Heiligen. Die Aureole eignet sich schlecht für den Sohn, der seinen Vater verrathen. Ein verbreitetes Gerücht bezeichnete die große Gräfin als seine Mörderin; ihr Arzt sollte Konrad Gift beigebracht haben. Das Gerücht ist weder erwiesen, noch hat es innere Wahrscheinlichkeit.

Kreuzfahrten und Kreuzfahrtsgedanken.

Es würde irrthümlich sein zu glauben, daß in Italien der Kampf zwischen Kirche und Reich noch immer vorzugsweise das Interesse in Anspruch genommen habe. Es war die Zeit, wo die Freiheit der Communen in der Lombardei, in Tuscien und der Romagna sich feststellte. Der Kampf zwischen den Bischöfen der entgegenstehenden Parteien hatte die bischöfliche Herrschaft in den Städten gründlich untergraben: die Stände der Kapitane, Valvassoren und Kaufleute vereinten sich deshalb entweder insgesammt, um das Gemeinwesen gegen die Gefahren eines unsicheren, fortwährend schwankenden Zustandes zu schützen, oder ein und der andere Stand schlossen mit einander eine Verbindung, welche das städtische Wohl wahrte. Ein von und aus der Verbindung erwählter Rath trat an die Spitze der städtischen Verwaltung, und die Mitglieder desselben wurden bald allgemein mit dem Namen Consuln bezeichnet.

Große historische Erinnerungen knüpften sich an den Namen der Consuln und niemals war er in Italien ganz vergessen worden. Man hatte ihn bald den fränkischen Grafen beigelegt, bald als Ehrenbezeichnung alten römischen Geschlechtern gegeben; im Jahre 1077 hatte noch Gregor VII. die ersten Männer Corsicas durch ihn ausgezeichnet. Jetzt gewann er eine neue, der ursprünglichen mehr analoge Bedeutung, indem er freigewählte städtische Behörden bezeichnete. So erscheint er schon 1093 in der kleinen Stadt Blandrate, 1094 in Pisa, 1098 in Asti, 1099 in Genua, 1102 in Florenz; in Mailand werden erst 1107 in einer Urkunde Consuln genannt, doch gab es freigewählte Magistrate dort schon seit längerer Zeit, ob sie nun diesen oder einen anderen Namen führten.

Zu gegenseitigem Schutz verbanden sich die Communen bereits auch unter einander. Wir wissen, wie im Jahre 1093 Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza gegen den Kaiser ein Bündniß auf zwanzig Jahre beschworen hatten. Wenige Jahre später meldete ihm ein italienischer Graf, daß die Bürgerschaften von Vicenza und Padua ein gegenseitiges Schutzbündniß gegen Jedermann auf zehn Jahre abschließen wollten. Auch führten bereits auf eigene Hand die Communen, um ihr Gebiet zu vergrößern, Heere aus. So griff im Mai 1098 Cremona die Feste Crema an, wir wissen nicht, mit welchem Erfolge. Noch waren freilich die Rechte der Städte gegenüber den Bischöfen, wie den Markgrafen und Grafen wenig gesichert. Von Wichtigkeit war allerdings, daß die große Gräfin und der Papst jenen jetzt willig waren und willig sein mußten: aber so weit reichte doch Beider Macht nicht, um die Städte vor jedem Angriffe zu schützen, jede der neuen Freiheit erwachsende Gefahr zu beseitigen. Und selbst in der übergreifenden Macht dieser Gönner lagen für die Bürgerschaften so große Besorgnisse, daß sie sich dem von ihnen gebotenen Schutz oft lieber entzogen als unterwarfen *).

Während die Städte Italiens den Streit zwischen Kirche und Reich bei der Begründung neuer Ordnungen mehr vergaßen, trachteten die deutschen Herren vor Allem danach, die Wirren der Zeit zu benutzen, um die gewonnene Macht zu befestigen und zu vergrößern. Burgen zu

*) So empörte sich 1101 Ferrara gegen Mathilde und konnte nur mit großer Mühe wieder unterworfen werden.

Burgen, Mannschaft zu Mannschaft, Gut zu Gut, Geld zu Geld zu gewinnen war das offenkundige Streben derselben, ob sie es nun mit dem Kaiser hielten oder gegen denselben offen oder im Geheimen wirkten. Deshalb stieß der Kaiser auf so hartnäckigen Widerstand bei seinen Bestrebungen für den Landfrieden und für die Herstellung des geraubten Kirchenguts. Deshalb lag es im Vortheil dieser Herren, die Streitigkeiten in den einzelnen Sprengeln zu unterhalten; denn so lange man stritt, bedurfte man ihrer, und ihr Beistand mußte mit Kirchengut erkauft werden. In dem nördlichen Deutschland nahm man an dem Streit zwischen Kirche und Reich nur geringen Antheil. Die Sachsen waren mit dem Kaiser zufriedener, weil er ihr Land mied, um den alten Zwiespalt nicht zu erneuern; von kaiserlicher Autorität war freilich dort kaum die Rede. Der mächtigste Mann im Lande war Markgraf Heinrich, der Sohn Ottos von Nordheim. Die bisher zum Bisthum Utrecht gehörigen friesischen Grafschaften hatten noch in letzter Zeit seine Gewalt bedeutend erweitert, aber gerade sie wurden ihm verderblich. Er trat mit seiner Gemahlin Gertrud, der Schwester Ekberts, eine Reise in seine neuen Besitzungen an, wo ihm indessen von den Friesen und den Vasallen des Utrechter Stifts übel begegnet wurde. Von tumultuirenden Schaaren beunruhigt, flüchtete er zum Meere, wo er von friesischen Schiffern erschlagen wurde; nur mit Mühe rettete Gertrud das Leben (1101). Die Lehen Heinrichs gingen meist auf seine Brüder Konrad von Beichlingen und Siegfried von Bumeneburg über, da er keinen Sohn hinterließ. Um dieselbe Zeit eroberte der Markgraf Udo mit Unterstützung einiger sächsischen Großen die Brandenburg, konnte jedoch die wichtige Eroberung nicht festhalten, da er alsbald mit den anderen Fürsten Sachsens in einen erbitterten Streit gerieth, unter dem das Land, von beiden Seiten der Verwüstung preisgegeben, furchtbar litt.

Diesseits wie jenseits der Alpen waren die lokalen Interessen mächtig genug, um die Theilnahme an dem Investiturstreit zurückzudrängen: so stark aber waren sie keinesweges, daß nicht die wunderbaren Ereignisse im Osten, von denen jetzt Nachrichten über Nachrichten nach dem Abendlande kamen, die Gemüther hätten fortreißen, über das Nächstliegende erheben sollen. Eine neue Welt war erschlossen; Alles, was man von derselben hörte, reizte die Neugier, erhitzte die Phantasie. Abenteuer, wie sie kaum im Liede des Dichters lebten, waren bestanden: welchem Rittersmann schlug nicht das Herz, wenn er von ihnen hörte, zumal

sich Fürstenthümer im kühnen Wagniß gewinnen ließen? Ein großer Sieg für die Kirche war erfochten, und die Kirche, so mißhandelt sie oft wurde, war doch die große Gemeinschaft, in welcher und mit welcher Alle in gleicher Weise lebten. Die großen Siegesbotschaften setzten das ganze Abendland in stürmische Bewegung, in vollständigen Geistestaumel; auch Deutschland wurde gleich den romanischen Ländern nun von demselben hingerissen. Noch jetzt vernimmt Niemand von den Thaten Gottes durch die Franken, ohne ergriffen zu werden: wie mußte nicht die erste Kunde von diesen Glaubenskämpfen die Zeitgenossen begeistern?

Es genügt sich den Gang des ersten Kreuzzugs in den Hauptwendungen zu vergegenwärtigen, um die mächtigen Eindrücke zu begreifen, unter denen damals das Abendland stand.

Wie beim Nahen des Unwetters die Wolken von allen Seiten am Himmel zusammenschießen, so waren die mit dem Kreuz bezeichneten Schaaren gefahrdrohend auf Constantinopel hingestürmt. Kaiser Alexius erschrak; er hatte eine Unterstützung verlangt, und es erschienen Heere, stark genug um sein Reich über den Haufen zu werfen, und in ihnen Männer, wie Bohemund, die schon einmal das Schwert gegen ihn geführt hatten. Diese Kreuzfahrer kamen zum Theil mit Weib und Kind, Viele hatten daheim Hab' und Gut verkauft: sie kamen nicht, um wieder zu gehen, sondern um sich im Orient einzurichten. Normannische Ritter sah man in großer Zahl in dem Kreuzheere, und Alexius kannte die Normannen zu gut, um nicht zu wissen, daß sie nicht leicht wieder von dem Boden wichen, den sie mit ihrem Blute gefärbt hatten.

Die Sorge um jene schlecht gerüstete, aus Bauern, armen Rittern und Mönchen bunt zusammengewürfelte Schaar, welche der Eremit Peter zuerst heranführte, war bald beseitigt. Wenige Wochen, nachdem sie den Bosporus überschritten, wurde sie von dem Emir von Nicäa zersprengt und vernichtet; nur mit dürftigen Resten seines Heeres kam Peter nach Constantinopel zurück. Aber neue und schwerere Sorgen erwuchsen, als nun die Heere der Fürsten heranrückten. Während des Winters von 1096 auf 1097 setzten die Nordfranzosen, wie sie sich um Hugo von Vermandois, Stephan von Blois, Robert von der Normandie, Robert von Flandern geschaart hatten, von Apulien nach Epirus über; ihnen schlossen sich an oder folgten die gefürchteten Normannen Apuliens, Bohemund und Tancred an der Spitze; gleichzeitig war

das lothringische Heer unter Herzog Gottfried durch Bulgarien im Anzug, während auf dem beschwerlichen Wege durch Friaul, Istrien, Dalmatien der reiche Raimund von St. Gilles sein prächtiges Heer, aus der Provence und Gascogne aufgeboten, in das Herz des griechischen Reiches führte. Um Ostern 1097 waren die Fürsten und ihre Heere fast sämmtlich um Constantinopel und Chalcedon vereinigt. Halb durch Drohungen und Gewalt, halb durch List brachte es nach langen und widerwärtigen Verhandlungen der Kaiser dahin, daß ihm die Fürsten für alle Besitzungen, die sie in Klein-Asien und Syrien machen würden, den Lehnseid leisteten; er versprach sie dagegen mit seinem Heere und mit Zufuhr zu unterstützen. Niemand schwur williger den Eid als Bohemund, aber gerade er war am wenigsten gewillt ihn zu halten. Niemand war zäher als der Graf von St. Gilles, so daß der Kaiser endlich seiner Hartnäckigkeit wich: und doch war es dieser Graf, der am festesten das Bundesverhältniß mit dem Kaiser bewahrte.

Traurige Wochen waren mit diesen Verhandlungen verstrichen. Erst im Mai brach das Heer, noch ohne eine einheitliche Führung, von den Küsten des Bosporus auf, um den Kampf mit Kilidsch Arslan, dem Herrn von Iconium, zu beginnen; es waren, abgesehen von der waffenlosen Menge, welche dem Heere folgte, etwa 300,000 Mann. Nicäa wurde belagert und ergab sich am 19. Juni dem Kaiser, der während der Belagerung eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte. Am 1. Juli brachte dann das vordringende Kreuzheer Kilidsch Arslan eine blutige Niederlage bei, nach welcher er nicht mehr sich den abendländischen Rittern im offenen Felde zu stellen wagte. Dennoch begannen erst jetzt die größten Mühseligkeiten. Das zahllose Kriegsvolk litt in den wüsten Gegenden, durch die man zog, den bittersten Mangel, zumal der Kaiser die übernommene Pflicht der Verpflegung schlecht oder gar nicht erfüllte. Ueberdies fehlte es an strenger Ordnung im Heere, wenn auch die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten nun einem Kriegsrath der Fürsten übergeben und zeitweise einem oder dem anderen von ihnen der Oberbefehl anvertraut wurde. Wie die einzelnen Fürsten trotzdem nur ihr besonderes Interesse im Auge hatten, zeigte sich schon damals deutlich genug und trat bald noch schärfer hervor.

Als man an die Grenzen Ciliciens kam, theilte sich das Heer. Tancred und Balduin, Herzog Gottfrieds Bruder, zwei besonders kampflustige Ritter, zogen mit starkem Gefolge durch die Pässe des Taurus und

drangen glücklich bis Tarsus vor, welche Stadt sie unter dem Beistande der armenischen Christen, einer zahlreichen Klasse der Einwohnerschaft, gewannen. Dann stießen sie zu Meraasch wieder zu dem Hauptheere, welches inzwischen das Hochgebirge des Taurus zu umgehen gesucht und auf seinem Wege bei der armenischen Bevölkerung überall gute Aufnahme gefunden hatte. Bald aber verließ Balduin mit einer Ritterschaar aufs Neue das Hauptheer und zog an den Euphrat, wo er sich durch Festigkeit und Klugheit so großes Ansehen unter den Armeniern erwarb, daß er alsbald in Edessa als Landesherr anerkannt wurde. Ehe noch das Kreuzheer in Syrien festen Fuß gefaßt, hatte sich der Graf von Boulogne eine eigene Grafschaft im Osten gegründet, die als eine Vormauer gegen die Hauptmacht des seldschuckischen Sultanats in Persien und Khorasan für das weitere Vordringen der Christen von unberechenbarer Wichtigkeit sein konnte.

Die anderen Fürsten überschritten ohne Widerstand zu begegnen die Grenzen Syriens, stiegen in das schöne Thal des Orontes hinab und lagen am 21. October vor Antiochia, einer ausgedehnten, überaus festen und mit allen Vertheidigungsmitteln versehenen Stadt. Hier herrschte der Emir Baji Sijan, ein alter und erfahrener Kriegsmann, entschlossen die Stadt zu vertheidigen, so ungünstig ihm auch die Verhältnisse lagen. Denn um das Sultanat war unter den Nachkommen Melek Schahs ununterbrochener Streit; die Emire Syriens hatten sich von dem Sultan in Ispahan fast ganz losgerissen und haderten unter einander, während der fatimidische Chalif von Aegypten Mostali ihre Streitigkeiten benutzte, um sich in Syrien festzusetzen. So konnte Baji Sijan auf die Unterstützung seiner Glaubensgenossen von außen wenig rechnen, und in Antiochia selbst war eine nicht unbedeutende Zahl syrischer und armenischer Christen, welche gern das Joch der Ungläubigen abschüttelte. Dennoch hielt sich der Emir von Antiochia längere Zeit und begegnete dem Heere der Lateiner in manchem glücklichen Kampfe. Die Kraft der Kreuzfahrer ermattete allmählich, und vergebens erwarteten sie Unterstützung von Constantinopel. Der Winter fand die fremden Krieger noch vor den Mauern der Stadt, und die Ungunst der Witterung, Krankheiten und Hungersnoth brachten sie der Verzweiflung nahe. Man erlitt ungeheure Verluste an Menschen und Rossen, so daß Vielen die Fortsetzung des Kampfes schon unmöglich schien; selbst Stephan von Blois schickte sich zur Rückkehr an. Die bessere Jahreszeit hob dann den Muth

des Heeres wieder, zumal genuesische Schiffe, die an der Mündung des Orontes Anker geworfen, Unterstützung brachten. Enger wurde die Stadt jetzt umschlossen, und endlich erbot sich ein armenischer Renegat, der mit dem Emir zerfallen, sie Bohemund von Tarent zu verrathen. Jetzt verhieß Bohemund die Thore dem Heere zu öffnen, wenn man ihm Antiochia zu erblichem Besitz überlassen wolle. Der Noth gehorchend, willigten die Fürsten ein. In der Nacht vom 3. bis 4. Juni 1098 ließ Bohemunds Helfershelfer die ersten Lateiner ein; am folgenden Tage ergoß sich das Heer der Kreuzfahrer in die Stadt, wo die Ungläubigen nur noch die Burg behaupteten. In unbändiger Wuth hieben die Christen die Bekenner des Islams nieder, wo sie ihnen begegneten.

Mehr als sieben Monate lang hatte man vor Antiochia gelegen, und noch war man der Stadt nicht sicher. Denn unmittelbar nach der Einnahme rückte Kerbuga, der mächtige Emir von Mosul, mit einem Heere von 500,000 Mann an, und das Kreuzheer war schon bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Kerbuga umschloß die Stadt. Aus den Belagerern wurden Belagerte, und kaum fand man noch Mittel des Widerstandes in den durch die Kämpfe eines Jahrs erschöpften Resten des einst so glänzenden Heeres. Nur mit Mühe erhielt Bohemund, dem jetzt die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten übertragen war, den Muth der Krieger aufrecht. Die wunderbare Entdeckung der heiligen Lanze, womit die Seite des Herrn am Kreuze durchbohrt war, und andere himmlische Zeichen fachten zum Glück die religiöse Begeisterung, die fast erloschen war, noch einmal zur hellen Flamme an. Am 28. Juli führte Bohemund das Heer gegen Kerbuga; mit der Wuth der Verzweiflung und mit allem Enthusiasmus eines heiligen Kampfes stürzte es sich auf die Schaaren des Emirs, die alsbald auseinander stoben. Ein neues Heer wagten die Selbschucken nicht mehr gegen Antiochia zu führen; auch die Burg der Stadt fiel nun in die Hände der Christen.

Die ewig denkwürdigen Kämpfe um Antiochia waren beendet. Der Sieg der abendländischen Waffen über den Islam hatte sich hier entschieden. Wäre man jetzt sogleich aufgebrochen, man hätte in wenigen Wochen Jerusalem erreichen und wahrscheinlich ohne Schwertstreich gewinnen können; die Niederlage Kerbugas bannte den Orient in Schrecken. Aber die Streitigkeiten der Fürsten hielten trauriger Weise das Heer der Lateiner noch ein halbes Jahr in Antiochia zurück. Raimund von St. Gilles mißgönnte mit Anderen Bohemund den Besitz

der reichen und durch ihre Lage überaus wichtigen Stadt; um so bestimmter trat er ihm entgegen, als er sich die Interessen des griechischen Reichs zu vertreten für besonders berufen hielt. In der That ließ man sich noch einmal in Verhandlungen mit Constantinopel ein und erbot sich Alerius die Stadt zu überliefern, wenn er persönlich sich an der Fortsetzung des Kampfs gegen die Ungläubigen betheiligen werde. Die Verhandlungen, die Hugo von Vermandois deshalb in Constantinopel führte, hatten aber keinen Erfolg; Hugo kehrte gar nicht zum Heere zurück, sondern ging in die Heimath. Indessen rasteten die Fürsten zum großen Verdruß des Heeres in Antiochia von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Endlich kam es zu Tumulten; am lautesten tobten die heißblütigen Provenzalen gegen ihren Führer, der sie von den heiligen Stätten zurückhielt. Endlich mußte Raimund nachgeben, und Bohemund gewann den Lohn seiner Mühen. Der Normanne begründete als den zweiten Lateinerstaat im Osten das Fürstenthum Antiochia.

Im Januar 1099 brach Raimund mit seiner Schaar von Antiochia auf und zog südlich der Küste entlang, bis er vor Arkas, einer Feste des Emirs von Tripolis, auf Widerstand stieß. Er mußte Arkas belagern, und im März erreichten ihn hier die nachrückenden Schaaren der anderen Fürsten. Diese drängten ihn jetzt ohne weiteren Aufenthalt gegen Jerusalem zu ziehen, aber Raimund, der bereits seinen Blick auf Tripolis gerichtet, wollte ausharren; er rechnete auf Kaiser Alerius, der ihn mit einem Heere zu unterstützen versprochen hatte. Abermals entspann sich so der Hader der Fürsten vor Arkas, nachdem er vor Antiochia kaum verstummt war, und abermals mußte Raimund nachgeben. Am 13. Mai zog er, nachdem er mit dem Emir einen Vertrag geschlossen, von Arkas ab, und das Kreuzheer rückte endlich Jerusalem entgegen. Es betrat die Grenzen des heiligen Landes; das Pfingstfest (29. Mai) feierte es bei Cäsarea.

Nicht mehr Ortoks Geschlecht, dessen Gewaltthaten gegen die Christen so manchen Schrei der Entrüstung im Abendland ausgepreßt hatten, herrschte in Jerusalem. Im Sommer 1098 hatte der Fatimide die heilige Stadt eingenommen und dort einen seiner Getreuen als Befehlshaber eingesetzt. Der Chalif begann nun mit den lateinischen Fürsten zu unterhandeln, doch seine Anträge wurden nicht gehört. Langsam rückte man weiter. Am 6. Juni sah man von den umgebenden Höhen Jerusalem vor sich liegen — ein Anblick voll unbeschreiblicher Wonne

nach so vielen Kämpfen und Gefahren. Alle sanken auf die Kniee und küßten den heiligen Boden. Thränen entstürzten den Augen, Lobgesänge stiegen zum Himmel auf. Am folgenden Tage schon begann die Umschließung der heiligen Stadt. Das Heer bestand nur noch aus etwa 20,000 kampffähigen Mann, die saracenische Besatzung in der Stadt war doppelt so stark. Dennoch zweifelten die Christen nicht, daß sich die Stadt bald ergeben würde, und trafen alle Vorkehrungen zur Berennung mit der größten Sorgfalt. Am 15. Juli eröffnete man den Sturm. Die Begeisterung des lateinischen Heeres machte den Angriff unwiderstehlich. Jerusalem war alsbald in seinem Besitz; unter den Ungläubigen wüthete das fränkische Schwert. In den Straßen der heiligen Stadt wateten die Sieger im Blut, sie schwelgten in der Befriedigung ihrer entsetzlichen Mordlust gegen das ungläubige Volk. Kaum war diese gesättigt, so eilten sie zum heiligen Grabe und erhoben in überströmender Andacht ihre Herzen zum Herrn, der ihnen den großen Sieg verliehen.

Das heilige Grab war in den Händen der abendländischen Christen, Jerusalem und ein Theil des gelobten Landes in der Gewalt der Franken. Am 23. Juli traten die Fürsten in Berathung, was nun mit dem eroberten Heiligthum geschehen solle. Man beschloß ein eigenes Königreich zu errichten, und bot die Krone Herzog Gottfried an, der sich durch seine Rechtlichkeit und Tapferkeit während des Kampfs die allgemeine Liebe gewonnen hatte; am wenigsten hatte er unter allen Fürsten selbstsüchtige Absichten verfolgt. Gottfried übernahm die Sorgen der Herrschaft, wies aber die Krone zurück, die er dort nicht tragen wollte, wo man den Herrn mit Dornen gekrönt hatte. Das Königthum sollte sich in seinem Geschlechte vererben; die Banner Lothringens wehten fortan auf den Mauern und Thürmen der heiligen Stadt. Zugleich wurde ein Patriarchat der abendländischen Kirche in Jerusalem einzurichten beschlossen; zum ersten Patriarchen bestellte man einen Kapellan des Herzogs Robert, Arnulf mit Namen, und behielt die Bestätigung der Wahl dem Papste vor.

Die Sorgen der Herrschaft drückten Gottfried während seiner kurzen Regierung nur zu schwer. Wenige Wochen nach seiner Wahl rückte ein gewaltiges Heer des Chalifen unter seinem Wesir Al Afdal gegen Jerusalem an. Mit seinen geringen Streitkräften zog ihm Gottfried entgegen; mit ihnen erfocht er am 11. August bei Ascalon einen

herrlichen Sieg. Gleich nach der Schlacht verließen die beiden Roberte, Raimund von St. Gilles und Gottfrieds Bruder Eustach die heiligen Stätten; mit ihnen viele Ritter. Sie zogen rückwäts auf dem Wege, den sie vor Kurzem gekommen. Als sie in die Gegend von Laodicea gelangten, fanden sie Bohemund mit einem Angriff auf diese Stadt beschäftigt, unterstützt durch die große Flotte Pisas, welche Urban II. noch in seiner letzten Lebenszeit aufgeboten hatte und welche seinen Legaten Erzbischof Daibert mit sich führte. Die Fürsten traten für die Laodiceer ein und erwirkten, daß sie unter die Oberhoheit des Kaisers von Constantinopel zurückkehren durften. Raimund blieb zurück, denn noch immer hatte er Tripolis im Auge und rechnete auf die Unterstützung des Kaisers; die anderen Fürsten gingen im September 1099 unter Segel und eilten der Heimath zu.

Drei lateinische Reiche waren im Osten begründet, und die Herrscher derselben begegneten sich am nächsten Weihnachtsfest in Jerusalem; dorthin kamen auch die Pisaner und ihr Erzbischof Daibert. An den heiligen Stätten feierten die abendländischen Christen vereint das Siegesfest. Der Bischof zu Rom hatte die großen Eroberungen hervorgerufen, und Daiberts Verhalten legte jetzt an den Tag, daß das Papstthum diese Eroberungen auch in der Hand behalten wollte. Der Legat, von Bohemund und den Pisanern unterstützt, brachte es dahin, daß der Patriarch Arnulf weichen mußte und er selbst in dessen Stelle trat; er verlangte die Abtretung gewisser Theile der gewonnenen Städte und erhielt sie; er nöthigte endlich Gottfried sich als Vasallen des heiligen Grabes und des Patriarchats zu bekennen.

Am 15. Juli 1100 starb König Gottfried und hinterließ das Reich seinem Bruder Balduin, dem Grafen von Edessa. Jerusalem schwebte noch in stäter Gefahr, kaum war die Herrschaft der Christen befestigt: dennoch bestritten der Patriarch und Tancred Balduins Erbrecht und wollten Bohemund auf den Thron des neuen Königreichs erheben. Nur daß dieser Fürst damals in die Gefangenschaft der Türken fiel, vereitelte den Ausbruch eines neuen überaus gefährlichen Haders unter den Franken. Balduin verließ Edessa, nach dem er einen Verwandten gleichen Namens, den Sohn des Grafen von Rethel, mit der Grafschaft belehnt hatte; tapfer schlug er sich mit wenigen Rittern durch die Heere der Emire von Emessa und Damascus durch, die ihm den Weg verlegen wollten. In Jerusalem selbst begegnete er kaum noch

ernstem Widerstande. Der Patriarch krönte ihn am Weihnachtsfest 1100. Tancred ging nach Antiochia, um dort die Regierung als Stellvertreter seines gefangenen Vetters zu führen. Von allen Seiten rüsteten indessen die Ungläubigen gegen die Christen. Von Kampf in Kampf hatte sich der neue König zu stürzen, um das neue Reich zu behaupten und zu erweitern.

Begierig hörte man im Abendlande jede Nachricht, die aus dem Osten kam; an jedem Abend schlug man die Glocken an, um im Gebet der Kreuzfahrer zu gedenken, und mit jeder untergehenden Sonne erwachte da aufs Neue der Gedanke an ihre Heldenkämpfe, an ihre harten Bedrängnisse und glorreichen Siege. Wie beschämt wurden Alle, welche das heilige Unternehmen als ein thöriges verspottet, an dem Gelingen des Gotteswerkes gezweifelt hatten! Die Triumphe, welche die abendländische Christenheit nicht allein über den Islam, sondern auch die falsche Griechenheit davon getragen hatte, hoben jede Brust. Zugleich aber tönte ein Hülferuf nach dem anderen von den heiligen Stätten herüber. Bis zu seinen letzten Tagen hatte sich Papst Urban, welcher die Nachricht von dem befreiten Jerusalem nicht mehr vernehmen sollte, unaufhörlich bemüht neue Streitkräfte für den heiligen Kampf zu werben, und als sein Mund verstummte, warben sein Nachfolger und andere Häupter der Kirche neue Kämpfer für das Grab des Herrn.

Wie hätten solche Stimmen jetzt überhört werden können? In Spanien war eine solche Begeisterung für den Kreuzzug, daß Papst Paschalis den Rittern und Klerikern untersagen mußte das Land zu verlassen, damit es nicht wehrlos gegen die Ungläubigen werde. In Frankreich wurde auf des Papstes Betrieb aufs Neue der Kreuzzug gepredigt und Allen, die vor Antiochia flüchtig geworden, der Bann angedroht, wenn sie nicht in den Kampf zurückkehrten. Abermals verließen da Viele Haus und Hof, um in das Morgenland zu ziehen; besonders in Aquitanien wurden große Rüstungen gemacht. Um Herzog Wilhelm, einen sehr leichtfertigen Herrn, der sich aber auf die Kunst der Waffen und des Gesanges gleich gut verstand, sammelte sich ein Heer von 30,000 Rittern, denen sich ein gewaltiger Troß anschloß. Auch Stephan von Blois nahm wieder das Kreuz, seine voreilige Rückkehr auf dem ersten Zuge bereuend. In der Lombardei riefen der Erzbischof von Mailand und der Bischof von Pavia zur Kreuzfahrt auf. Große Massen gelobten sich dem Kriege des Herrn, und die Bischöfe selbst bo-

ten sich ihnen als Führer dar. Im Anfange des Jahres 1101 brachen sie mit einem Gefolge von 50,000 Mann eilends auf, durchzogen die kärnthnischen Marken, Ungarn und die Bulgarei und kamen glücklich nach Constantinopel.

Indessen wurde auch im oberen Deutschland, namentlich in Baiern mit Eifer gerüstet. Herzog Welf empfing das Kreuz und stellte sich an die Spitze des deutschen Auszugs; nach seinem schroffen Parteiwechsel mochte es ihm daheim nicht mehr wohl sein. Erzbischof Thiemo von Salzburg, Bischof Udalrich von Passau, entschiedene Gregorianer, schlossen sich ihm an. Auch mehrere Herren vom hohen Adel, wie der Burggraf Heinrich von Regensburg und ein Graf Bernhard, zogen aus. Kleriker und Frauen folgten den bewaffneten Schaaren; unter den letzteren erregte besondere Theilnahme Ida, die fromme Mutter des Markgrafen Liutpold von Oesterreich. Durch Ungarn und die Bulgarei nahm dieses Heer seinen Weg nach Constantinopel und langte dort um den 1. Juni an. Vom Kaiser Alerius mit Argwohn behandelt, mißtraute es auch dem Griechen auf alle Weise, und da man alsbald erfuhr, daß die Lombarden, kaum in Asien eingedrungen, völlig aufgerieben seien, schöpfte man den Verdacht, daß der Kaiser selbst sich zu ihrem Untergang mit den Seldschucken verschworen habe. In der That war das freilich sehr zuchtlose Heer der lombardischen Bischöfe auf räthselhafte Weise fast spurlos verschwunden; der Erzbischof von Mailand kehrte später nach Constantinopel zurück und fand dort in tiefer Bekümmerniß über den traurigen Ausgang seines Unternehmens am 30. September den Tod.

Zu den Deutschen stießen zu Constantinopel die Aquitanier unter Herzog Wilhelm und die anderen französischen Kreuzfahrer. Ein Heer von etwa 100,000 Mann war abermals vereinigt, um die Ungläubigen zu bekriegen, und namhafte Fürsten des Abendlandes standen an der Spitze. Abermals begann Kaiser Alerius mit diesen zu unterhandeln, abermals ließ er sich den Lehnseid von ihnen schwören, abermals setzte er dann ihre Schaaren über die Meerenge und versprach ihnen Wegweiser und Verpflegung. Aber Niemand traute dem Griechen; Viele meinten, daß er sie absichtlich, wie die Lombarden, in das Verderben locken wollte. Entmuthigung ergriff das Kriegsvolk und die wehrlose Masse, zu der Herzog Wilhelm auch vieles Weibervolk, unter ihm leichte Dirnen, gebracht hatte. Man stritt, was zu thun sei. Manche Pilger

hielten für das Sicherste, wenn sie Schiffe mietheten und zur See nach Joppe gingen; sie führten diesen Plan aus und entrannen dadurch dem Untergange. Die Hauptmasse des Heeres mußte aber doch auf dem Landwege bleiben; nur entfernte sie sich geflissentlich von dem Wege, welchen ihr der Kaiser vorgeschrieben hatte. Diese Kreuzfahrer zogen von Nicomedien östlich mitten in die Länder der Ungläubigen hinein; sie wollten, wie man sagte, nach Khorasan, in die Mitte der Seldschuckenmacht, vordringen. Etwas Besonderes gedachten sie zu vollführen; mit den Muselmännern meinten sie eher es aufzunehmen, als mit den treulosen Griechen.

Dieser übereilte Plan brachte das stattliche Heer in das Verderben. Bald wurden die Christen in ihrem Rücken von seldschuckischen Reitern angegriffen, und wohin sie kamen, fanden sie keine Verpflegung, da absichtlich alle Lebensmittel fortgeschafft waren. Vor sich den Mangel, hinter sich unaufhörlich den Feind, setzten sie den Weg bis zum zwanzigsten Tage fort: da aber sprengte Alles auseinander, Jeder suchte sich zu retten, so gut er vermochte. Viele wurden von den verfolgenden Feinden niedergemacht oder in die Gefangenschaft geschleppt; Andere erlagen dem Hunger. Nur etwa Tausend sollen sich durch die Flucht gerettet haben; die Mehrzahl von diesen ging nach Constantinopel und gelangte dann auf dem Seewege nach dem gelobten Lande. Die meisten Führer der Deutschen fanden auf dem Zuge den Tod. Thiemo von Salzburg war in Gefangenschaft gerathen und hat in derselben wahrscheinlich ein klägliches Ende gehabt. Ein ähnliches Loos scheint die Markgräfin Ida getroffen zu haben. Die Grafen Bernhard und Heinrich erreichten Jerusalem, aber nur um dort ihr Grab zu finden. Herzog Welf trat von dort den Rückweg an, starb aber am 8. November 1101 zu Paphos auf Cypern. Nur der Bischof von Passau kehrte in die Heimath zurück. Die Führer der französischen Schaaren waren glücklicher; sowohl Herzog Wilhelm, wie Graf Stephan entrannen dem Verderben.

Das große Unternehmen, an welches man im Abendlande und in Jerusalem viele Hoffnungen knüpfte, war völlig gescheitert. Um so schmerzlicher war es, als König Balduin in der äußersten Bedrängniß stand. Thronstreitigkeiten nach dem Tode des Chalifen Mostali hatte er zu neuen Erwerbungen benutzt, mit Hülfe der Pisaner und Genuesen Arsuf und Cäsarea, beides wichtige Plätze an der See, genommen.

Sobald aber jene Streitigkeiten beseitigt waren, war ein starkes ägyptisches Heer gegen Jerusalem vorgedrungen. Balduin schlug es. Ein zweites rückte heran und wurde gleichfalls zurückgeworfen. Inzwischen hatten jedoch das Heer und die Flotte der Fatimiden Joppe im September 1101 umschlossen, und nur mit größter Anstrengung gelang es dem Könige, die Hafenstadt, in welcher Schaaren von Pilgern weilten, zu entsetzen. Im nächsten Jahre erschienen die Aegypter dann mit noch stärkerer Macht im Felde. Balduins geringe Macht wurde bei Ramla eingeschlossen. Nur wie durch ein Wunder entkam der König und konnte bald darauf mit Schaaren, welche ihm Raimund und Tancred zuführten, eine neue Schlacht wagen. Der Sieg fiel ihm zu, aber seine Kraft war gelähmt; nach kurzer Zeit mußte er einen Waffenstillstand auf sieben Monate schließen.

Bei der Noth im heiligen Lande sah man verlangend nach dem Abendlande hinüber, und Viele waren dort, die gern ihren Arm und ihr Schwert dem Gotteskampfe geweiht hätten. Das Schicksal des letzten großen Zugs schreckte freilich von Unternehmungen ab, die nicht von *einem* mächtigen Willen und nach einem festen Plane geleitet wurden. Gewiß wäre es der kaiserlichen Stellung würdig gewesen, die kriegerischen Kräfte des Abendlandes aufzubieten und an der Spitze derselben zu vollenden, was das Kreuzheer Urbans begonnen hatte. So hätte das Kaiserthum sich wieder in die Mitte der Völker Europas stellen, sich als Schutzmacht der römischen Christenheit bewähren, das gemeinsame Interesse des Occidents auf sich lenken können. Wenn durch irgend etwas, hatte das reformirte Papstthum durch die Eroberung Jerusalems die Meinung für sich gewonnen; es lag in derselben ein Erfolg, der für den Augenblick alle Großthaten der früheren Kaiser verdunkelte. Kaum gab es für Heinrich noch die Möglichkeit den alten Glanz der Kaiserkrone zu erhalten, wenn er an diesem Erfolge sich nicht betheiligte, ihn nicht zu seinem Vortheil zu benutzen wußte.

Solche Gedanken sind dem Kaiser nahe getreten und von ihm ergriffen worden. Wollte er aber ein Werk fortsetzen, welches von den Gregorianern begonnen war, so mußte er eine Verständigung mit ihnen suchen; im Banne der Kirche konnte er nicht die Schaar der Gläubigen nach den heiligen Stätten führen. Nach Wiberts Tode hinderten ihn wenigstens persönliche Rücksichten nicht mehr Frieden mit den Gregorianern

und dem von ihnen anerkannten Papste zu schließen; an der Wahl der beiden Gegenpäpste, die dann so schnell beseitigt waren, hat er sicherlich keinen Antheil gehabt. Kaum hatte sich Paschalis festgesetzt, so erklärte der Kaiser am Weihnachtsfest 1101 öffentlich vor den Fürsten, daß er um den 1. Februar persönlich nach Rom aufbrechen, dort ein großes Concil zusammenrufen wolle, von dem der Streit zwischen ihm und dem Papste nach den Kirchengesetzen entschieden, die Eintracht zwischen Kirche und Staat hergestellt werden solle. Schwerlich dachte er dabei an eine Genugthuung für die kirchliche Partei, wie er sie einst in Canossa gegeben hatte, an einen Akt feierlicher Anerkennung der Strafen, die man wegen seines Ungehorsams auf sein Haupt gehäuft hatte; eine unparteiische Versammlung sollte vielmehr über die Bedingungen entscheiden, unter welchen dem langen Streite ein Ziel gesetzt werden könne, und diesen Bedingungen wollte er sich fügen.

Die aufrichtige Absicht des Kaisers den kirchlichen Frieden herzustellen erhellt am deutlichsten aus einem Schreiben, welches er wenig später an Hugo von Cluny richtete. Er bedauert darin die lange unterbrochene Verbindung mit dem Abt und erklärt ihm, daß er für die Herstellung der Kirchen, die zu seiner Zeit durch seine Schuld schweren Schaden erlitten, auf alle Weise nach den ihm von Gott verliehenen Kräften arbeiten und den verständigen Rathschlägen aller Wohlgesinnten Gehör schenken wolle; das Zerstreute zu sammeln, das durch den Keil des Schisma Gespaltene durch das Band der Einigung zu verbinden, das Unglück der Kirche, welches er verursacht, durch die Herstellung des Friedens und der Gerechtigkeit wieder gut zu machen sei sein Streben; erreiche er die Herstellung der Eintracht zwischen Reich und Papstthum, so wolle er nach Abschluß des Friedens nach Jerusalem ziehen und die heiligen Stätten sehen; der Abt und die Congregation möchten mit ihren Gebeten seine Vorsätze unterstützen. Was der Kaiser hier den Cluniacensern mittheilte, wurde allgemein bekannt, als er am Epiphaniasfest (6. Januar) 1103 von dem Bischof von Würzburg in dem Dom zu Mainz feierlich in der Predigt verkünden ließ, daß er die Regierung des Reichs seinem Sohne übergeben und nach dem heiligen Grabe ziehen wolle. Unter Thränen bekräftigte der Kaiser selbst, was der Bischof verhieß. Die Begeisterung war allgemein. Die Fürsten, der Klerus und das Volk begrüßten jubelnd den Entschluß; Viele aus allen

Theilen des Reichs gelobten sofort ihm zu folgen. Man glaubte nicht anders, als daß er alsbald aufbrechen werde. Die Menge lebte in Kreuzfahrtsgedanken mehr als der Kaiser selbst.

10.

Friede und Unfriede im Reich.

So ehrlich gewiß der Wille Heinrichs war sein Schwert für das heilige Grab zu ziehen, so gedachte er doch nicht eher das Reich zu verlassen, als bis im Innern der Friede gesichert und mit dem Papste die Eintracht hergestellt sei.

Unablässig war der Kaiser bemüht den Landfrieden aufrecht zu halten, jeder Gewaltthat zu steuern. Der gefährlichste Friedensstörer war ohne Zweifel damals Graf Robert von Flandern, der mächtige Vasall des Kaisers und des Königs von Frankreich. Robert hatte im Sommer 1102 mit siebentausend Rittern die Stadt Cambray angegriffen und eine Woche lang umschlossen gehalten. Die Bürger hatten sich tapfer gehalten, bis der Kaiser auf ihre Bitte den Bischof von Lüttich und den Grafen von Löwen mit 500 Rittern zur Hülfe schickte. Darauf hatte Robert Waffenstillstand geschlossen und war in sein Land zurückgekehrt: aber die Feste Marquion, die er bei Cambray angelegt, blieb den Bürgern gefahrdrohend, war zugleich ein Hohn gegen den Kaiser.

Die Veranlassung zu Roberts Gewaltthat bot ein Schisma in dem Cambrayer Bisthum. Die kaiserliche Partei hielt sich zu dem von ihr erhobenen Walcher, einem thatkräftigen Mann, während die Gregorianer Manasse, einen Sohn des Grafen von Soissons und Neffen des gleichnamigen Erzbischofs von Reims, als ihren geistlichen Hirten anerkannten. Walcher war im Besitz der Stadt: deshalb forderte der Erzbischof von Reims den Grafen von Flandern, als er zur Tilgung seiner Sünden ein gutes Werk zu thun geneigt war, zur Vertreibung desselben und Einsetzung seines Neffen auf. Um so bereitwilliger bot dazu Robert seine Waffen, als auch der Papst ihn zu dem Unternehmen antrieb und er selbst die Stadt bei dieser Gelegenheit in Abhängigkeit

von sich zu bringen hoffen durfte. Der Kaiser aber brauchte dem aufständigen Vasallen gegenüber Ernst. Von seinem Sohne begleitet, war er mit einem Heere im October 1102 den Bürgern von Cambray, wie er ihnen versprochen, zu Hülfe geeilt und über die Schelde gezogen. Die Burgen Roberts auf seinem Wege mußten sich ergeben; fünf derselben, Marquion, Patuel, Inci, Ecluse und Buchain, welche Cambray und sein Gebiet am meisten bedrohten, wurden zerstört, die ganze Gegend um Valenciennes mit Feuer und Schwert verwüstet. Noch tiefer wäre der Kaiser in Flandern eingedrungen, wenn ihn nicht die Strenge des Winters zur Rückkehr genöthigt hätte. Auf dem Heimwege hatte er noch Cambray besucht und die Bürger zur Ausdauer ermuthigt. Es war ernstlich seine Absicht den Kampf fortzusetzen; nicht nur mit einem Heere, sondern auch mit einer Flotte sollte demnächst der Graf von Flandern angegriffen werden. Eifrig wurde für den neuen Kriegszug gerüstet.

Gleichzeitig war in Westfalen eine Fehde zum Ausbruch gekommen, die leicht eine gefährliche Wendung nehmen konnte. Der Graf Friedrich hatte hier die Besitzungen des erst kürzlich vom Kaiser eingesetzten Erzbischofs von Köln überfallen, dieser sich aber gerächt, Friedrichs Burg Arensberg belagert und in seine Gewalt gebracht. Auch diese Wirren beschäftigten den Kaiser, der inzwischen seinem Ziele, durch die Aufrichtung eines allgemeinen Reichsfriedens den Bedrängnissen des Volks ein Ende zu machen, endlich näher rückte. Als er Weihnachten 1102 zu Mainz verweilte, schwiegen unter den Fürsten die Bedenken, die man so oft erhoben hatte. Das Ansehen des Kaisers schien im Wachsen, die Stimmung ihm günstiger, als seit langer Zeit. So willigten sie, nachdem die sächsischen Wirren beigelegt waren, in die Verkündigung eines Reichsfriedens bis Pfingsten und dann weiter für die nächsten vier Jahre. An demselben Tage, wo der Kaiser seinen Entschluß nach dem heiligen Grabe zu ziehen kund that, wurde der Reichsfriede ausgefertigt, von dem Kaiser, den Erzbischöfen und Bischöfen mit Handschlag gelobt, von dem jungen König, den Herzogen Welf, Berchthold und Friedrich, vielen Markgrafen, Grafen und anderen edlen Herren beschworen. Der Kaiser selbst verzieh Allen, die sich gegen ihn vergangen hatten.

Wir kennen im Wesentlichen die Bestimmungen des Friedens aus dem geleisteten Eide. Sie gingen darauf aus, Haus und Hof, Hab' und Gut, wie die Person des Einzelnen gegen Vergewaltigung zu schützen. Jeder Einbruch, jede Brandstiftung, jeder Raubmord, jede

Körperverletzung bei Raub oder beabsichtigtem Raub sollte mit dem Verlust der Augen und der Hand bestraft werden. Auch wer den Verbrecher schützte, sollte gleiche Strafe leiden; fände er in einer Burg Aufnahme, so sollte sie nach dreitägiger Belagerung zerstört werden. Entzöge sich Jemand der Strafe, so sollten seine Lehen dem Lehnsherrn, seine Eigengüter dem nächsten Verwandten anfallen. Ein Diebstahl im Werth von 5 Solidi oder darüber wurde ebenfalls mit der Strafe des Verlusts von Augen und Hand bedroht, geringerer Diebstahl nur bei dreimaliger Wiederholung; anderenfalls war er mit Verlust der Haare, Stäupung und Rückerstattung des Geraubten zu büßen. Auf offener Landstraße durfte man dem erklärten Feind mit den Waffen begegnen, aber nicht ihn verfolgen, wenn er sich in das Haus oder den Hof eines Andern flüchtete. Diese Bestimmungen sollten nur den Getreuen des Kaisers zu Gute kommen, nicht den Feinden des Reichs. Für die Kirchen und Klöster, Kleriker und Mönche, für die Bauern und Kaufleute, für die Weiber und Juden waren noch besonders schützende Maßregeln getroffen.

Der Biograph Heinrichs preist die wohlthätigen Folgen dieses Friedens, so unbequem er den mächtigen Uebelthätern gewesen sei; denn sie, die ihre Güter an ihre Kriegsleute ausgethan, um ein großes Gefolge zu unterhalten und Andern es dadurch zuvor zu thun, hätten nun Noth gelitten, ihre Keller und Scheuern seien leer gewesen, nicht mehr in Purpurkleidern und mit goldenen Sporen hätten sie stolziren können. Dagegen athmeten die niederen Leute, wie der Biograph rühmt, freier auf und gediehen zu Wohlstand. Sie hatten nicht mehr den Räuber auf der Landstraße und im Dunkel des Waldes zu fürchten. Der Kaufmann zog ruhig seinen Weg dahin; das Schiff fuhr den Strom hinab, ohne Furcht vor jenen kleinen Burgen am Ufer, die bis dahin eben so viele Raubnester gewesen waren. So soll einige Jahre hindurch das Gesetz die großen Herren in Zaum gehalten haben, wie sehr sie auch dagegen murrten, daß sie nicht in der alten ungebundenen Freiheit lebten.

Was der Biograph meldet, mag übertrieben sein, ganz unbegründet ist es nicht. Auf die allgemeinen zu Mainz beschworenen Bestimmungen gründeten sich besondere Friedensverbindungen; eine solche wurde z. B. von Herzog Friedrich mit mehreren schwäbischen und fränkischen Grafen unter Zustimmung der Bischöfe von Augsburg und Eichstätt für ein

Jahr beschworen*). Denn vor Allem kam es doch darauf an, wie geneigt die Fürsten zur Ausführung der Mainzer Satzungen waren, und ihre Geneigtheit hing von ihrer Stellung zum Kaiser, von der Autorität desselben im Reiche ab.

Manches glückte Heinrich in der nächsten Zeit und gab dem kaiserlichen Namen neue Geltung. Vor Allem fügte sich Graf Robert von Flandern. Noch einmal hatte er Cambray angegriffen, war bis in die Vorstädte gedrungen und hatte Feuer in dieselben geworfen: da hatten ihn die Bürger um Waffenstillstand bis zum 8. September gebeten und ihm Unterwerfung gelobt, wenn sie der Kaiser bis dahin nicht unterstütze. Aber schon rüstete man im Reiche mit solchem Ernste gegen den Flanderer, daß dieser mit seinen Großen zu Rathe ging, ob er den Kampf fortsetzen solle. Man widerrieth es ihm, da er sich gegen seinen Lehnsherrn vergangen habe, und Robert bat in der That den Kaiser um einen Waffenstillstand, damit er sich zu Lüttich vor ihm stellen könne. Als der Kaiser hier Peter- und Paulstag (29. Juni) mit vielen Fürsten feierte, erschien Robert, unterwarf sich, leistete von Neuem den Lehnseid und versprach nun Walcher in seinem Bisthum zu schützen. Es war keine geringe Sache, daß sich der stolze Flanderer demüthigte. In derselben Zeit mußte Gebhard von Konstanz, der unversöhnlichste Widersacher des Kaisers, aus seinem Bisthum weichen; er flüchtete auf eine Burg, die er mitten im Rhein hatte anlegen lassen. Der junge König Heinrich nahm damals die Burg Gleiberg in Franken, ein Besitzthum des Hauses Luxemburg.

Je höher das Ansehen des Kaisers stieg, desto mehr murrten die ihm abgeneigten Fürsten. Sie warteten nur auf den Tag, wo er Deutschland verließe und die Regierung seinem Sohne übertrüge; unwillig sahen sie, daß er mit ganz anderen Dingen beschäftigt war, als den Rüstungen zum Kreuzzug. Sie erschienen wohl noch bei Hofe, aber sie meinten, daß sie dort nur ihr Geld verschwendeten; der Kaiser thäte doch Nichts für das Wohl des Reichs und treibe mit ihnen nur ein lügnerisches Spiel. Die Unzufriedenen begannen zu conspiriren und verführten auch Männer, die bisher treu zu dem Kaiser gehalten hatten. Unter solchen Umständen war es um so bedenklicher, daß den Gewaltthaten im Reiche doch nicht völlig gesteuert werden konnte. Nament-

*) Wir besitzen größere Fragmente dieser Friedenseinigung.

lich war der Zustand in Sachsen damals nichts weniger als ruhig, zumal der Kaiser gute Gründe hatte hier nicht entschiedener einzugreifen. Markgraf Udo von der Nordmark war nach seinem Siege über die Liutizen mit den sächsischen Fürsten in Fehde gerathen; sie belagerten seine Burg Alsleben und verwüsteten sein Land, während er Gleiches mit Gleichem vergalt. Ein nicht minder erbitterter Kampf drohte bei dem Tode des Markgrafen Heinrich auszubrechen, der ohne Söhne starb, aber seine Gemahlin Gertrud von Braunschweig schwanger hinterließ. Die Marken von Meißen und der Lausitz gingen an Thiemo, den Oheim des Verstorbenen, über, der aber nach kürzester Frist im Dienste des Kaisers den Tod fand. Bald darauf gebar Gertrud einen Sohn und mit männlichem Muthe behauptete sie ihm die Marken des Vaters gegen die Ansprüche, welche Konrad von Wettin, der Sohn Thiemos, erhob. Die größte Bewegung aber nicht nur in Sachsen, sondern im ganzen Reiche rief der Tod Graf Konrads von Beichlingen hervor. Ein durch Tapferkeit, Bildung und Reichthum ausgezeichneter Mann, wurde er auf der Landstraße Nachts von einer Bande gemeinen Volks erschlagen. Man gedachte an das Ende seines Bruders, der auch rohen Fäusten erlegen war *). Kein Fürst hielt sich mehr für sicher, wenn solche Männer nicht mehr sich vor dem rohen Haufen retten könnten; man warf wohl gar auf den Kaiser den Verdacht, daß er die Mörder für die Söhne seines alten Widersachers gedungen habe.

Die Mißstimmung unter den Fürsten war schon weit verbreitet, als ein Vorgang in Regensburg, wo der Kaiser das Weihnachtsfest des Jahrs 1103 feierte, sie auf das äußerste Maß steigerte. Mit anderen Fürsten kam dorthin der Graf Sieghard von Burghausen und Schala, aus dem Geschlecht der Aribonen, das einst die Pfalzgrafschaft in Baiern bekleidet hatte, entsprossen. Er fühlte sich in der Nähe des Hofes nicht sicher und erschien deshalb mit ungewöhnlich großem Gefolge, wodurch er dem Kaiser verdächtig wurde. Auch sein Verhalten erregte Argwohn; die baierischen Fürsten murrten, daß die Sachsen mehr beim Kaiser gälten als sie, und Sieghard klagte darüber am lautesten. Dennoch entließ nach einigen Tagen der Graf seine Vasallen; seine Besorgniß schien geschwunden. Gefahr drohte ihm aber, wenn auch von

*) Einen ähnlichen Tod hatte auch i. J. 1102 der Graf Ludwig von Mömpelgard gefunden; er wurde von seinen Knechten erschlagen.

anderer Seite, als er gewähnt. Als er in der Stadt Gericht hielt und über einige Ministerialen ein hartes Urtheil fällte, erhob sich unter ihren Standesgenossen ein allgemeiner Aufstand; man meinte, daß es auf eine Minderung des Ministerialenrechts überhaupt abgesehen sei. Vergebens bemühte sich der junge König den Tumult zu beschwichtigen. Die wüthende, mit Waffen wohlversehene Masse der Ministerialen theils aus der Stadt, theils aus dem Gefolge der anwesenden Fürsten drängte nach der Herberge des Grafen, belagerte ihn hier sechs Stunden und erbrach endlich die Thüren. Als Sieghard in ihrer Gewalt war, ließ sie ihm noch Zeit zur Beichte und zum Empfang des Abendmahls: dann wurde er enthauptet (5. Februar 1104).

Das entsetzliche Ereigniß war fast vor den Augen des Kaisers, während seiner Anwesenheit in der Stadt geschehen. Konnte oder wollte er die blutige That nicht hindern? Die Fürsten glaubten das Letztere, und mindestens auffällig war, daß die Mörder des Grafen nicht bestraft wurden. Vielleicht hing der verhängnißvolle Urtheilsspruch Sieghards mit seinen Gerechtsamen als Vogt einer geistlichen Stiftung zusammen; denn wir wissen, daß der Kaiser noch zu Regensburg damals Bestimmungen traf, um die Rechte der Kirchenvögte und die von ihnen zu erhebenden Abgaben der Willkür zu entheben. Auch dadurch wird er die üble Stimmung des Adels gegen sich eher gesteigert, als die Aufregung beschwichtigt haben. Er fürchtete bereits Nachstellungen, wenn er die Stadt verließe, und verweilte deshalb bis zur Fastenzeit; dann kehrte er nach Mainz zurück. Aber die unzufriedenen Fürsten wagten Nichts gegen ihn; ihr Bund hatte noch nicht Gestalt gewonnen, vor Allem fehlte ihm ein Haupt.

So schwer es dem Kaiser fiel den Frieden in den deutschen Ländern aufrecht zu erhalten, ließ er es mindestens nicht an Anstrengungen fehlen. Die Eintracht mit Rom herzustellen, scheint er nicht einmal den Versuch gemacht zu haben. Auch wäre jede Bemühung bei der Gesinnung, welche Paschalis kund gab, vergeblich gewesen. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte dieser Gebhard von Konstanz zum Widerstande ermuthigt, dann auf einer Synode zu Rom im März 1102 die Wibertisten und ihre Lehre aufs Neue verdammt, vor Allem den Kaiser unwiderruflich in den Bann gethan; schriftlich hatten die anwesenden Bischöfe ihren Gehorsam ihm und seinen Nachfolgern verbürgen müssen. Am grünen Donnerstage (3. April) sprach er noch einmal feierlich im Lateran

den Bann über Heinrich aus. „Weil Heinrich den Rock Christi zu zerreißen, d. h. die Kirche durch Raub und Brand zu verwüsten, durch Lüste, Meineid und Mord zu beflecken nicht aufgehört hat, ist er zuerst von dem seligen Papst Gregor, dann von dem hochheiligen Urban, unserem Vorgänger, und endlich von uns auf der letzten Synode nach dem Urtheil der gesammten Kirche auf ewig in den Bann gethan worden. Das wollen wir Allen kund thun und besonders den Deutschen, damit sie sich vor seiner Bosheit schützen." So sprach der Papst damals vor einer unermeßlichen Menschenmenge, unter welcher viele deutsche Pilger waren, die von Jerusalem zurückkehrten.

Nicht bei Worten ließ es der Papst bewenden. Gerade in der Zeit, wo der Kaiser dem Abt von Cluny seine versöhnliche Gesinnung darlegte, bestimmte Paschalis den Grafen Robert von Flandern zu dem Angriff auf Cambray, belobte dann durch ein Schreiben vom 21. Januar 1103 den Gehorsam des Grafen und forderte ihn auf auch die Lütticher Kirche zu züchtigen. „Ueberall," schrieb der Papst, „wo du kannst, verfolge nach deinen Kräften Heinrich, das Haupt der Ketzer, und alle seine Anhänger. Kein angenehmeres Opfer fürwahr kannst du Gott darbringen, als den zu bekämpfen, der sich gegen ihn erhoben, der sich seiner Kirche das Reich zu entreißen unterfängt, der an heiliger Stelle das Götzenbild Simons aufgerichtet hat und von den heiligen Apostelfürsten und ihren Nachfolgern nach dem Urtheil des heiligen Geistes aus der Kirche verbannt ist. Dies tragen wir dir und deinen Vasallen auf, damit du Vergebung deiner Sünden und die Freundschaft des apostolischen Stuhls erlangst und nach Drangsalen und Siegen unter Gottes Beistand in das himmlische Jerusalem eingehst." Dieses befremdliche Schreiben des apostolischen Stuhls unterwarf Siegbert von Gemblour, einer der tüchtigsten Gelehrten der Zeit, im Namen der Lütticher Kirche einer scharfen Kritik. Großen Erfolg hatten die Worte des Papstes bei Robert und seinen Vasallen nicht. Wir wissen, daß der Graf sich bald darauf dem Kaiser unterwarf, der ihm in der Folge, um ihn fester an sich zu ketten, sogar für die Dauer seiner Regierung Cambray überließ.

Noch weniger Wirkung hatte ein Schreiben, welches der Papst an Herzog Welf von Baiern, dessen Bruder Heinrich, an die Zähringer und die anderen schwäbischen Fürsten richtete und wodurch er sie vom Kaiser abzuziehen und für die Kirche, für welche sie früher gestritten, wieder zu gewinnen suchte. Der Papst forderte sie auf Gebhard von Konstanz,

seinen Legaten, zu unterstützen und meldete, daß er über den Gegenbischof Arnold, der Gebhard verdrängt, den Bann ausgesprochen habe.

So bemühte sich der Papst den inneren Krieg in Deutschland aufs Neue zu entzünden, und es war nicht seine Schuld, wenn der Graf von Flandern, die Welfen und Zähringer die Schwerter ruhen ließen. Unter diesen Umständen wäre jeder versöhnliche Schritt Heinrichs vergebens gewesen, denn Rom wollte einmal keine Ausgleichung des Streits. Aber es ist kein Zweifel, daß dennoch die Zahl derer, die nach Verständigung zwischen dem Papst und dem Kaiser verlangten, in den deutschen Ländern in stätem Wachsthum war. Selbst unter den treuesten Anhängern des Kaisers gab es Viele, die Paschalis offen oder im Geheimen als den rechtmäßigen Nachfolger Petri anerkannten und nur in dem Frieden mit ihm Heil für Reich und Kirche sahen. Sehr mit Unrecht warfen sie die Schuld des unheilvollen Zerwürfnisses allein auf des Kaisers Hartnäckigkeit. Zu diesen Männern gehörten so hervorragende und dem Kaiser so nahe stehende Vertreter des deutschen Klerus, wie jener Otto, der nach dem Tode des getreuen Robert und längerer Vacanz im Jahre 1103 das wichtige und reiche Bisthum Bamberg erhalten hatte.

Aus einem ritterlichen, aber wenig begüterten Geschlechte am Bodensee entsprossen, hatte sich Otto dem Dienst der Kirche und den Studien zugewendet. Seine Schuljahre scheint er in Würzburg durchlebt zu haben; noch in jungen Jahren ging er dann nach Polen, um sich dort durch Unterweisung von Kindern seinen Unterhalt zu verschaffen. Der begabte und eifrige Jüngling wurde dem Herzog Wladislaw bekannt, und dieser bediente sich vornehmlich seiner Dienste, als er um die Schwester des Kaisers warb. So trat Otto auch dem Kaiser näher, welcher den zu vielen Dingen brauchbaren Kleriker später an seinen Hof zog und bald beim Bau des Speierer Doms, bald in seiner Kanzlei, bald zu anderen Geschäften verwandte. Wiederholentlich hatte er Otto bereits Bisthümer angeboten, dieser sie aber ausgeschlagen; endlich entschloß er sich Bamberg anzunehmen, indem er zugleich aber offen erklärte, daß er nicht von schismatischen Bischöfen, sondern nur von dem Papste sich die Weihe ertheilen lassen werde. Sofort zeigte er auch Paschalis an, daß er das Bisthum niederlegen wolle, wenn er nicht von dem heiligen Vater selbst Investitur und Weihe empfinge. Er wurde aber von Rom aus an den Erzbischof Ruthard von Mainz gewiesen, der sich in-

zwischen der kirchlichen Partei wieder angeschlossen hatte und den der Papst nicht verletzen mochte. Otto wollte von diesem alten Wibertisten jedoch nicht den Segen empfangen und wartete lieber, bis sich eine Gelegenheit für ihn fände zu der Schwelle seines apostolischen Herrn zu ziehen. Wenn die Ideen der neuen Zeit so einen Mann ergriffen hatten, der durch alle persönlichen Verhältnisse und die ganze Stellung seines Bisthums fest an den Hof gebunden war, so mußte die Stellung Heinrichs wohl überaus schwierig werden, als sich die Unmöglichkeit für ihn zeigte ein Abkommen mit dem Papste zu treffen. Selbst ihm ergebene Männer konnten an einem glücklichen Fortgang der Dinge zweifeln.

Ein offener Widerstand war dem Kaiser in der letzten Zeit in Deutschland nicht gerade entgegengestellt worden, seine Autorität konnte sogar zu wachsen scheinen; fast alle Fürsten besuchten seinen Hof und folgten seinen Weisungen. Und doch war sein Thron rings von Besorgnissen, Argwohn, Rachgefühl, fanatischem Haß umgeben. Die Zahl der Getreuen, die ihm in allen Fährlichkeiten beigestanden hatten, war zusammengeschmolzen; die in ihre Stelle getreten, waren Söhne einer Epoche, in welcher die Erinnerungen an den alten Glanz des Kaiserthums schon erblichen. Man fragte nicht mehr nach dem Erben der früheren Kaiser, sondern nur nach den Erfolgen und Leistungen des gekrönten Herrn, und man sah, daß er den Frieden im Innern nur mühevoll aufrecht erhielt, den kirchlichen Kampf nicht austragen konnte und daß die Kreuzfahrt, die er angekündigt hatte und die dem Geiste der Zeit entsprach, unterblieb. Schon murrten viele Fürsten, das Reich und sie selbst gingen zu Grunde, wenn der Kaiser länger regiere, — und zu diesen gehörte selbst sein eigener Sohn, den er neben sich auf den Thron erhoben hatte.

11.

Absetzung Heinrichs IV.

Die Mehrzahl der deutschen Fürsten hatte nie den Kaiser geliebt; die Meisten von ihnen wechselten Partei nach dem augenblicklichen

Vortheil. Die Zahl der unerschütterlich treuen Anhänger Heinrichs war eben so gering, wie die Zahl derer, die ihr Leben für die Sache des heiligen Petrus einsetzten. Manche Fürsten, besonders geistliche, waren wider den Kaiser, weil er den Frieden mit der Kirche nicht herstellen konnte, und das waren die Besseren. Andere haßten ihn, weil er den Landfrieden schützte, sich des niederen Volkes annahm, sie selbst nicht frei schalten ließ, sondern nach ihrer Meinung verfolgte; meist waren dies weltliche Große, aber auch weltlich gesonnene Kirchenfürsten, wie Erzbischof Ruthard von Mainz. Eine fast allgemeine Klage der Fürsten war, daß der Kaiser sie während seiner langen Regierung mit Willkür behandelt habe, sie nur in der äußersten Bedrängniß höre, sonst eigenmächtig Entschließungen fasse, welche das Reich aus Gefahr in Gefahr stürzten.

Die Regierung Heinrichs IV. ist eine selten unterbrochene Reihe von Fürstenverschwörungen. Man conspirirte, wenn er von Rom bedrängt war; man conspirirte nicht minder, wenn sich seine Autorität wieder zu heben schien. Nicht ohne Besorgniß sah man, daß er seit seiner letzten Rückkehr aus Italien allmählich festeren Boden von Neuem gewann, daß namentlich die niederen Klassen, in denen sich ein trotziger Geist gegen das Fürstenthum regte, hoch von ihm hielten. Wiederum schlich der Verrath im Stillen umher, wiederum thaten sich unruhige Männer zusammen, um Mittel und Wege zu ersinnen, wie man dem Kaiser begegnen könne. Es gab deren besonders in Baiern und Sachsen. Hier waren es Angehörige des Nordheimer Hauses, welche durch den Tod Konrads von Beichlingen aufgeregt waren; an der Spitze Graf Dietrich von Katlenburg, der Tochtermann Konrads, der auch mit Erzbischof Ruthard in Verbindung stand. In Baiern hatte der Mord des Grafen Sieghard weite Kreise des Adels beunruhigt; die Unzufriedenheit hatte sich von dort auch über die ostfränkischen Herren verbreitet. Graf Berengar von Sulzbach war vor Allem gegen den Kaiser thätig; mit ihm im Bunde stand Markgraf Dietpold vom Nordgau und Graf Otto von Habsburg, Beide aus der weitverzweigten Nachkommenschaft der Töchter jenes Otto von Schweinfurt, mit welchem der Mannesstamm der Babenberger in Ostfranken geendet hatte. Mit diesem Geschlechte war auch Heinrich von Limburg verschwägert, dessen Treue trotz seiner erst jüngst erfolgten Erhebung zum Herzogthum Niederlothringen abermals wankte.

Was diese Herren auch planen mochten, es wäre kaum für den Kaiser gefährlich geworden, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, sich mit

dem jungen Könige zu verständigen. Dietrich von Katlenburg, Dietpold und Otto waren dem Kaiserhause verwandt, und fanden leicht deshalb Zugang zum König. Sie schlossen sich mit ihren Freunden ihm auf Jagden, bei ritterlichen Spielen und bei Gelagen an; Aeußerungen des Mißmuths und der Auflehnung gegen den Kaiser wurden hier vor dem Sohne laut und wurden von ihm nicht ungern gehört. Allmählich erwuchs so der Plan den alten Kaiser zu beseitigen, um dem Sohn das Regiment zu übergeben. Vielfach und aus sehr verschiedenartigen Interessen ist die Meinung verbreitet worden, wie König Konrad elf Jahre zuvor vom Papst und der großen Gräfin zum Verrath verleitet, so sei jetzt in ähnlicher Weise von baierischen Großen sein jüngerer Bruder zu der Auflehnung gegen den Vater verführt worden. Wer die Sinnesart und die Verhältnisse dieses jüngeren Bruders erwägt, wird sich schwer davon überzeugen, daß auch er lediglich ein Verführter war.

Heinrich, der einzige noch lebende Sohn des Kaisers, war in Italien geboren und hatte jenseits der Alpen den größten Theil seiner Jugend zugebracht: vielleicht hat der Boden und die Sonne Italiens auf ihn mehr gewirkt, als man bei dem Sprossen eines fränkischen Fürstenhauses annehmen sollte. Er war eine jener rücksichtslosen Naturen, die Alles einem Zwecke unterordnen und opfern, wie sie dort häufiger als in unseren Gegenden erscheinen, und dieser Zweck war ihm einzig und allein die Herrschaft. So stark der Trieb zur Macht bei seinem ganzen Geschlechte war, so hat sich doch Keiner seiner Vorfahren diesem Triebe so völlig und ungebunden hingegeben. Die Herrschsucht allein beherrschte sein ganzes Denken, Fühlen und Handeln. Er war nicht mit der Aussicht auf die Krone geboren; erst als er im Jahre 1097 mit seinem Vater nach Deutschland zurückkehrte, wurde ihm durch die Entsetzung seines Bruders der Weg zum Throne gebahnt. Der Vater ließ ihn zu seinem Nachfolger wählen und krönen, nicht ohne ängstliche Vorsichtsmaßregeln zu treffen, daß nicht auch er ihn betröge; er mußte einen Eid dem Vater schwören, wie ein Vasall seinem Lehnsherrn, mußte geloben sich nie wider dessen Willen in Regierungshandlungen zu mischen.

So lange der ältere Sohn lebte, war der Vater des jüngeren sicher; jede Annäherung an die Feinde des Reichs würde ja diesem unfehlbar die Krone gekostet haben, die ohnehin ihm von dem Bruder bestritten wurde. Deshalb war er damals ganz Unterwürfigkeit gegen den

Vater. Er begleitete ihn auf seinen Zügen, vollstreckte die ihm ertheilten Aufträge, hatte er ja den Wunsch sich einmal vom Hofe des Vaters zu entfernen, so suchte er um dessen Erlaubniß nach. Nach Konrads Tode wurde die Stellung des jungen Fürsten zum Vater innerlich anders. Die Herrschaft schien ihm jetzt sicher; nur darauf kam es an, wann sie ihm zufallen würde. Kein Zweifel kann obwalten, daß sein Herz nach dem Moment brannte, wo die Zügel des Regiments in seine Hand fielen: aber das Leben seines Vaters konnte sich noch lange ausdehnen. Unerwartet erschloß da der Kaiser selbst ihm die Hoffnung vor der Zeit an das Regiment zu gelangen, als er in den ersten Tagen des Jahrs 1103 einen Kreuzzug anzutreten verhieß. Diese Hoffnung zerrann jedoch, als sich der Kreuzzug verzögerte und bald so gut wie aufgegeben schien, wieder in die graue Ferne.

Nichts quält einen herrschsüchtigen Geist mehr, als lockende Aussichten zur unbeschränkten Macht verschwinden zu sehen, zumal wenn die Besorgniß hinzutritt, daß sie in gleich günstiger Weise nie wiederkehren dürften. Verglich Heinrich die Regierung des Vaters mit der des Großvaters, so konnte ihm nicht entgehen, welche Verluste das Reich erlitten, wie tief die Macht des Kaiserthums gesunken sei. Italien und Burgund waren so gut wie verloren, im Osten der deutsche Einfluß gemindert, die deutschen Länder lagen erschöpft danieder, und nur mit großer Anstrengung wurde der innere Friede erhalten. Schritt die Auflösung so weiter vor, so hinterließ der Kaiser dem Sohne keine Macht, sondern nur unsichere Ansprüche. Und kaum wagte er bessere Tage noch dem Alten zu versprechen, da ihm die Unzufriedenheit mächtiger Männer bekannt war, da man ihm sogar zuraunte, daß, wenn er zögere, ein Anderer nach der Macht greifen würde. Man sagte ihm, daß sich die Wünsche Aller auf ihn richteten, daß er das Reich retten, die Verständigung mit Rom herbeiführen, die Unterstützung der Fürsten zu neuen großen Unternehmungen gewinnen könne, und er selbst traute sich die Kraft zu dem Allen zu; denn herrschsüchtige Naturen pflegen die Schwierigkeiten, mit denen Andere kämpfen, zu unterschätzen, die Hemmnisse ihrer eigenen Lage zu übersehen. So reifte der Plan in ihm, sich fest mit den Unzufriedenen zu verbinden, die Regierung an sich zu bringen und den unglücklichen Händen des Alten zu entziehen. Zu persönlichen Beschwerden gegen den Vater hatte er keinen Grund, vielmehr scheint er, abgesehen von dem Mißtrauen, unter dem Alle litten, von

ihm mit besonderer Zärtlichkeit behandelt zu sein. Seine Sache mochte ihm deshalb reiner erscheinen, in Wahrheit aber trat dadurch seine Herrschsucht nur um so greller hervor.

Der junge König dachte über die Ansprüche Roms und den Trotz der deutschen Fürsten wesentlich nicht anders, als sein Vater, aber er wußte, daß er nur im Bunde mit den Widersachern desselben ihm das Reich entreißen konnte, daß er sich dem Papst und seinen Bundesgenossen unterwürfig zeigen mußte, wenn der Vater gestürzt werden sollte. Heuchelei und Lüge waren die Stufen, die allein ihn zum Throne führen konnten: er scheute sich nicht sie dreist zu betreten. Noch in Jahren stehend, wo sich gern frei das Gemüth hingiebt, zeigte er sich als ein vollendeter Meister in der Kunst der Verstellung. Unglaublich ist, daß sich bei der ruchlosen Behandlung eines Vaters, der ihm nur Wohlthaten erwiesen, nicht sein Herz geregt haben sollte: aber nie verrieth Miene oder Blick eine weichere Bewegung.

Den Anlaß zum Ausbruch der Verschwörung gaben noch einmal die sächsischen Angelegenheiten. Am 17. Juli 1102 war Erzbischof Hartwig von Magdeburg gestorben, der in seinen letzten Zeiten treu zu dem Kaiser gehalten und sich vielfach um die Ausgleichung des Streits mit Rom bemüht hatte. In Magdeburg gab es noch Gregorianer, und es gelang diesen die Wahl auf Heinrich von Sasle zu richten, einen Domherrn, der zwar noch nicht die Priesterweihe erhalten hatte, aber für einen Anhänger der kirchlichen Sache galt. Die Einsetzung desselben schien der Partei um so wichtiger, als wenig später (23. October) der Gegenbischof Herrand von Halberstadt starb, der in letzter Zeit fast allein die Gregorianischen Principien, wenn auch mit schwachen Kräften, in Sachsen aufrecht erhalten hatte. Die Weihe des neuen Erzbischofs stieß jedoch auf Schwierigkeiten; denn, wie überall in Sachsen, bestand auch in Magdeburg wieder eine kaiserliche Partei, und man scheute sich den inneren Krieg aufs Neue zu entzünden. Inzwischen regten sich in Magdeburg die Kaiserlichen. Als sich der Kaiser nach Ostern des Jahrs 1104 nach Lüttich begab, machte sich eine Gesandtschaft derselben zu ihm auf den Weg, um die Lage der Magdeburger Kirche ihm vorzustellen. Bei dieser Gesandtschaft waren der Burggraf Hermann, der Dompropst Hartwig und der Domherr Esico. Sie gelangte nicht an ihr Ziel. Auf der Straße überfiel Graf Dietrich von Katlenburg die Gesandten und nahm sie gefangen. Als Grund seines Verfahrens gab er an,

daß sie durch Simonie eine andere Besetzung des erzbischöflichen Stuhls hätten erwirken wollen. Als Vorfechter der Gregorianer stellte der Graf sich hin, und es ist höchst wahrscheinlich, daß er auf Betrieb des Erzbischofs Ruthard handelte, der mit Rom und mit allen Unzufriedenen in Verbindung stand und endlich die Zeit gekommen sah, wo er in Sachsen und Thüringen eine Bewegung hervorrufen konnte.

Gegen Ende des November sammelte der Kaiser ein Heer, um den Grafen Dietrich zu züchtigen und den sächsischen Aufstand im Keime zu ersticken; dem Heere schloß sich auch der König an. Als man aber am 12. December bis Fritzlar vorgerückt war, verließ plötzlich bei Nacht der König das Lager, und einige Herren aus dem Gefolge des Kaisers gaben ihm das Geleit. Der Vater war keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß sich der Sohn in hochverrätherischer Absicht von ihm getrennt, daß sich eine weitverzweigte Verschwörung unter den deutschen Fürsten bereits gebildet habe und der Sohn an der Spitze derselben stehe. Sogleich brach er den Kriegszug ab, löste sein Heer auf und ging nach Mainz zurück. Aehnliche Gefühle mögen sein Inneres bewegt haben, als einst bei dem Verrathe Konrads, obschon er längst gelernt hatte, daß er auch auf die Treue derer, die ihm durch Familienbande am festesten verbunden waren, nicht rechnen durfte. Wie gestählt immer sein Herz sein mochte, der Abfall des einzigen Sohnes, der ihm geblieben, mußte ihn tief erschüttern, zumal sich leicht übersehen ließ, daß durch denselben Alles wieder in Frage gestellt war, was in den letzten Jahren für die Befestigung der kaiserlichen Gewalt diesseits der Alpen erreicht schien

Der König hatte nach der Flucht sogleich seinen Weg nach Baiern genommen, wo ihn die Unzufriedenen im Lande jubelnd empfingen und nach Regensburg geleiteten, wo er dann das Weihnachtsfest beging. Als Beweggrund seines Auftretens gegen den Vater gab er öffentlich an, daß er wegen des Banns nicht länger in seiner Nähe habe weilen können. Zugleich machte er kein Hehl daraus, daß er entschlossen die Regierung des Reichs zu übernehmen, wenn dies dem Papste genehm sei. Gleich nach Weihnachten sandte er eine Botschaft an Paschalis, unterwarf sich ihm und bat um Absolution; er fragte zugleich um Rath, in wie weit ihn der dem Vater geschworene Eid an weiterem Vorgehen gegen denselben hindere, indem er erklärte, daß er niemals die Regierung des Reichs ohne die ausdrückliche Genehmigung und Zustim-

mung des apostolischen Stuhls übernehmen werde. Auch er stellte die Interessen der Kirche bei seinem Unternehmen in den Vordergrund, wie es Graf Dietrich gethan hatte.

Gegen die Mitte des Januar erschienen Gesandte des Vaters vor dem Sohn, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Es waren die Erzbischöfe von Trier und Köln, der Herzog Friedrich von Schwaben und der kaiserliche Kanzler Erlung. In der eindringlichsten Weise stellten sie dem jungen Könige vor, daß er sich durch den Verrath gegen den Vater der Verachtung der Welt preisgäbe, daß er durch die Verletzung des bei der Krönung geleisteten Schwures einen Meineid auf sein Gewissen lade, daß es nicht seine Freunde, sondern seine schlimmsten Feinde seien, die ihn zu diesem Beginnen aufgefordert und dabei unterstützt hätten. Der König antwortete nur, daß er mit dem Vater, so lange er im Banne stehe, nicht länger verkehren könne.

Indessen regten sich überall die Unzufriedenen, überall wurden die Gregorianer, die verstummt waren, wieder laut; halbe Anhänger bisher der neuen Ideen, die Rom verbreitete, wurden entschiedene Bekenner. Ohne Scheu hatte man so lange mit dem Kaiser im Banne verkehrt, plötzlich fand man darin eine Belästigung des Gewissens. Gebhard von Konstanz, der Legat des Papstes, kaum aus dem Exil in sein Bisthum zurückgekehrt, war in der größten Bewegung. Etwa in der Mitte des Februar begab sich der junge König nach Schwaben und traf mit Gebhard zusammen, der ihm im Auftrage des Papstes den apostolischen Gruß entbot, ihm wegen der Verletzung des dem Vater geleisteten Eides Vergebung vor dem jüngsten Gericht versprach, wenn er ein gerechter König sein und der Kirche, die durch die Schuld seines Vaters in so große Verwirrung gerathen sei, ihr Recht widerfahren lassen würde. Wie der König, wurden seine Anhänger wegen ihrer früheren Gemeinschaft mit dem gebannten Kaiser absolvirt.

Zugleich war auch Erzbischof Ruthard, mit besonderen Aufträgen vom Papste ausgerüstet, überaus thätig. Angesehene Herren in Sachsen und Thüringen, wie der Pfalzgraf Friedrich von Sommerschenburg und die Grafen Otto und Ludwig, hatten sich ihm angeschlossen. Diese Herren hatten sich sofort an den Grafen Berengar von Sulzbach und den König selbst gewendet, Letzteren nach Sachsen eingeladen und ihn um die Absendung einiger Getreuen ersucht, mit denen sie sich verständigen könnten. In welchem Sinne sie handelten, zeigen ihre uns erhal-

tenen Briefe. „Niemand,“ schrieben sie an Berengar, „hat sich in der Sündfluth gerettet, der nicht in der Arche war, die Arche ist aber das Vorbild der Kirche.“ Dem Könige meldeten sie: „Manche Bisthümer und Abteien sind bei uns unbesetzt, andere sind in schlechtem Stande und werden durch euch reformirt werden; da ist Vieles für den königlichen Bedarf offen oder wird sich bald eröffnen. Kommet also, wie wir uns nach euch sehnen, kämpfet tapfer und herrschet glücklich! Was ihr muthig begonnen habt, vollendet rühmlich; wir stellen uns und alles Unsrige euch zu Gebote.“

Der König sandte Markgraf Dietpold und Graf Berengar nach Sachsen. Um die Mitte des März hatten diese Gesandten eine Zusammenkunft mit vielen Großen des Landes zu Quedlinburg. Die Stimmung fanden sie vortrefflich; aufs Neue erging eine dringende Einladung an den König. Schnell eilte auch dieser, von dem päpstlichen Legaten, von baierischen, schwäbischen und ostfränkischen Herren begleitet, zum Erzbischof Ruthard, bei dem er den Palmsonntag (12. April) zu Erfurt feierte. Am grünen Donnerstag war er zu Gernrode am Harz. Barfuß, um seine Devotion an den Tag zu legen, pilgerte er dann nach Quedlinburg und verlebte hier die Ostertage. Nach denselben ging er nach Goslar, wohin ein großer Landtag berufen war. Fast vollständig erschienen hier die Fürsten Sachsens und Thüringens und beriethen mit dem König die Lage des Reichs; vor Allem aber faßten sie die Maßregeln in das Auge, die zu ergreifen seien, um die Einheit der Kirche in Sachsen herzustellen und sie von den unreinen Elementen, d. h. den kaiserlich gesinnten Bischöfen und ihrem Anhang, zu säubern. Der Legat und Erzbischof Ruthard drangen darauf, daß eine Synode zu Nordhausen in der Woche vor Pfingsten gehalten werden solle, um eine durchgreifende Reformation der sächsischen Kirche anzugreifen.

Nach Kräften arbeitete man vor. Der König begab sich nach Halberstadt, wo die von dem kaiserlichen Bischof Friedrich vertriebenen Domherren zurückgeführt und diejenigen Kleriker, die es bisher mit dem Kaiser gehalten, jetzt aber ihn verließen, absolvirt wurden. Die Mönche von Ilsenburg, die seit fünf Jahren in der Zerstreuung lebten, wurden zurückgeführt und ihnen ein Abt bestellt. Aehnlich verfuhr dann der König in Hildesheim, wo Bischof Udo mit einigen Domherren das Weite gesucht hatte; die von ihm ordinirten Geistlichen wurden suspendirt oder entsetzt. Inzwischen hatte Gebhard von Konstanz als Legat

den Bischof Widelo von Minden, der viel beim Kaiser galt, aus seinem Bisthum vertrieben, welches er dem vom König bestimmten Gegenbischof Gottschalk übergab.

Unter den Eindrücken eines so gewaltsamen Verfahrens wurde um den 20. Mai die Synode zu Nordhausen eröffnet. Sie faßte die strengsten Beschlüsse gegen Simonie und Priesterehe, gegen die kaiserlich gesinnten Bischöfe und die von ihnen ordinirten Geistlichen; die Treuga Dei wurde erneuert und Bestimmungen über die Fastenzeiten, wie sie Gebhard schon früher im oberen Deutschland erlassen hatte, auch für Sachsen getroffen; schwierige und besonders wichtige Entscheidungen behielt man dem Papste vor. Auffällig war das Verhalten des Königs. Nur auf ausdrückliche Aufforderung kam er in die Versammlung und erschien dann ohne allen Prunk, in schlichter Kleidung; Platz nahm er auf einem wenig erhöhten Sessel. Billige Forderungen, die an ihn gestellt wurden, gewährte er; unbilligen wich er mit Klugheit aus, ohne dabei Jemand zu verletzen. Unter Thränen rief er Gott und die himmlischen Heerschaaren zu Zeugen an, daß er sich nicht aus Herrschsucht gegen seinen Vater erhoben habe, noch auch wünsche, daß jener des Kaiserthums beraubt werde; nur das Wohl der Kirche habe er im Auge und werde dem Vater, wenn er sich dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern unterwerfe, gern weichen und wie ein Knecht ihm gehorchen. Das Volk glaubte solchen Worten und wurde auf das Tiefste bewegt. Inbrünstig betete es für die Sinnesänderung des Kaisers und das Glück des trefflichen Sohns. Der Ruf: Kyrie eleison! durchdrang immer von Neuem die Luft.

So mächtig war der Eindruck dieser Vorgänge, daß sich am Schluß der Synode auch die Bischöfe von Hildesheim, Halberstadt und Paderborn, bisher entschiedene Anhänger des Kaisers, vor den versammelten Kirchenfürsten stellten, dem Erzbischof zu Füßen fielen und sich dem apostolischen Stuhl unterwarfen. Das Urtheil über sie wurde dem Papste vorbehalten; vorläufig wurden sie vom Amte suspendirt, ihnen aber Aussicht auf Wiedereinsetzung eröffnet. Am Sonnabend vor Pfingsten setzte der Legat zu Goslar viele von diesen Bischöfen ordinirte Geistliche wieder in ihre Aemter ein, andere rehabilirte darauf Erzbischof Ruthard zu Heiligenstadt. Das Pfingstfest (28. Mai) feierte der König zu Merseburg und gab hier Befehl jenen Heinrich, welchen die Gregorianer in Magdeburg zum Erzbischof gewählt hatten, endlich zu

weihen. Die Weihe erfolgte am 11. Juni zu Magdeburg durch den Legaten, der auch vor Kurzem Heinrich die Priesterweihe ertheilt hatte, und durch die Suffragane des Erzstifts. Man verfuhr bei allen diesen Dingen mit großer Hast und ohne Beachtung der Kirchengesetze; der Papst selbst mißbilligte später Gebhards und Ruthards Verfahren mit voller Entschiedenheit. Sehr auffällig ist, daß zu Nordhausen das Investiturverbot nicht erneuert wurde und der König dasselbe thatsächlich ganz unbeachtet ließ; die von ihm eingesetzten Bischöfe nahmen damals und in der Folge unbedenklich ihre Aemter aus seiner Hand. Dennoch glaubte Sachsen der Kirchenspaltung ein Ende gemacht zu haben und mit dem apostolischen Stuhl ausgesöhnt zu sein. So viel lag vor Allem zu Tage, von dem Kaiser hatte sich das Land abermals losgesagt; keine andere königliche Autorität erkannte es an, als die seines Sohnes.

Gegen Ende des Juni erschien der junge König mit einem Heere, welches meist aus Sachsen bestand, am Rheine. Seine Absicht war den Vater aus Mainz zu verdrängen und Erzbischof Ruthard zurückzuführen Nicht unvorbereitet fand er den Vater. Aus den städtischen Bevölkerungen am Rhein und aus seiner Vasallenschaft hatte er ein ziemlich starkes Heer zusammengebracht, zugleich alle Fahrzeuge auf das linke Ufer des Flusses bringen lassen, um seinen Widersachern den Uebergang zu erschweren. Treffliche Dienste leistete ihm hierbei der Pfalzgraf Siegfried von Lothringen, der aus dem Hause der Grafen von Ballenstedt stammte, aber von seinem Stiefvater Pfalzgraf Hermann von Laach adoptirt und ihm im Amte gefolgt war. Der König sah bald, daß ein Angriff auf Mainz schwierig sei, zumal seine Anhänger zu einem offenen Kampfe wenig Neigung zeigten. Sie waren, wie dem Sohne, so auch dem Vater eidlich verpflichtet, sie hegten gerechte Besorgnisse vor neuem Blutvergießen in inneren Kriegen und hofften noch gütlich den Kaiser zum Rücktritt zu bewegen. Selbst der Sohn mißtraute seinen Waffen; auch er scheute doch das Blut in dem Kampfe gegen den eigenen Vater. So begann man zu unterhandeln, ohne jedoch dadurch das Mindeste zu erreichen.

Der Gang der Verhandlungen ist unklar. Wir hören, daß der Kaiser eine Theilung des Reichs für seine Lebenszeit vorschlug. Selbstverständlich wurde sie verworfen, denn nicht eine Reichstheilung neben der Kirchenspaltung hatte man im Auge. Von der anderen Seite sollen

der König und seine Anhänger die Unterwerfung des Kaisers unter den apostolischen Stuhl und die Herstellung der kirchlichen Einheit verlangt haben. Ein Annalist jener Zeit berichtet, daß der Kaiser diese Forderungen verworfen habe. Nach dem vollwichtigen Zeugniß eines Mannes, welcher im Vertrauen des Kaisers stand, muß man diese Angabe des Annalisten bezweifeln. Der bisherige Kanzler Erlung, welchen der Kaiser vor Kurzem zum Bischof von Würzburg bestellt hatte, schrieb im Laufe der Verhandlungen an Bischof Otto von Bamberg: „Unser Gebieter willigt in die Unterwerfung unter den Papst und in die Rückkehr des Erzbischofs von Mainz, mit dem Sohne will er nach Beschluß der Fürsten verfahren. Alles Andere ist noch ungewiß." In der That war der Kaiser zur Aussöhnung mit dem Papst um so mehr entschlossen, als sich Ostern zu Mainz der Patriarch Udalrich von Aquileja, einer seiner entschiedensten und mächtigsten Anhänger, am Hofe eingestellt und zu einem Vergleich gerathen hatte. Wir besitzen noch ein Schreiben des Kaisers an den Papst aus dieser Zeit, welches eine Friedensgesandtschaft überbringen sollte. Ob sie abging, wissen wir nicht. Aus diesem mit vielem Selbstbewußtsein abgefaßten Actenstück, wie aus allen anderen Thatsachen erhellt zugleich, daß der Kaiser von der Regierung nicht zu weichen gedachte, und das war ohne Zweifel der Punkt, welcher alle weiteren Unterhandlungen fruchtlos machte.

Der König brach darauf mit seinem Heere auf und zog gegen Würzburg. Die Stadt leistete keinen Widerstand. Bischof Erlung mußte fliehen, und der Dompropst Robert, der schon früher von den Gregorianern erwählt war, wurde zum Bischof der Stadt eingesetzt. Nachdem sich der König von den Bürgern Sicherheit für ihre Treue hatte stellen lassen, verließ er alsbald ihre Mauern. Erzbischof Ruthard kehrte hierauf nach Thüringen zurück; die Sachsen wandten sich wieder der Heimath zu; der König selbst brach mit seinen baierischen und ostfränkischen Rittern auf, um sich in den Besitz von Nürnberg zu bringen. Kaum hatte er aber Würzburg geräumt, so erschien vor den Thoren der Kaiser und wurde bereitwillig aufgenommen. Robert verließ die Stadt, und Erlung zog wieder in seinen Bischofssitz ein. Längere Zeit verweilte der Kaiser dann in Würzburg, um ein Heer zu sammeln, mit dem er Nürnberg zu entsetzen und dem Sohne weiter in Baiern zu begegnen gedachte.

Der Kaiser zögerte länger, als man in Nürnberg erwartet hatte.

Die Besatzung und die Einwohnerschaft wehrten sich tapfer, mußten aber nach zwei Monaten doch die Stadt dem König übergeben; der Kaiser selbst soll den Befehl ertheilt haben. Der König entließ dann den Rest seines Heeres und begab sich mit einem nur geringen Gefolge nach Regensburg. Er hielt sich hier für sicher, aber schon folgte ihm der Vater mit einem Heere auf dem Fuße und erschien ganz unerwartet an der Donau. Die Reiterschaaren desselben setzten über den Fluß und sprengten gegen die Thore der Stadt an. Keine Vorkehrungen zum Schutze waren hier getroffen, die Bürgerschaft war dem Kaiser geneigt: nur mit Mühe rettete sich der König mit seinen nächsten Freunden aus der Stadt. Der Kaiser zog ein und verfügte über den bischöflichen Stuhl. Vor Kurzem war Graf Gebhard von einem Vasallen, den er beschimpft hatte, erschlagen worden; sein Nachfolger wurde ein junger Mann, mit Namen Udalrich, den wohl nur seine Ergebenheit gegen den Kaiser empfahl.

Indessen sammelten sich um Regensburg bedeutende Streitkräfte. Alles, was in Baiern noch zum Kaiser hielt, zog ihm zu. Auch Markgraf Liutpold von Oesterreich erschien mit kriegerischem Gefolge, wie sein Schwager der Böhmenherzog Boriwoi II. mit vielem Volke. Herzog Bretislaw war in den letzten Tagen des Jahres 1100 durch Meuchelmord gefallen und nach seiner Bestimmung ihm sein Bruder gefolgt. Aber nicht ohne schwere Kämpfe gegen den nach der alten Thronfolge zunächst berechtigten Herzog Udalrich von Brünn hatte sich Boriwoi in der Macht festgesetzt. Obwohl sich der Kaiser in diesen Erbstreitigkeiten nicht zuverlässig gezeigt hatte, eilte der Böhmenherzog ihm jetzt in der Bedrängniß zur Hülfe. Die böhmischen Truppen verheerten die Länder Markgraf Dietpolds; auch die Besitzungen der anderen Anhänger des Königs wurden hart beschädigt. Etwa zehntausend Mann, meist junge Leute, hatte der Kaiser bald um Regensburg zusammen; dieses Heer war in fünf Kriegshaufen vertheilt.

Aus Baiern und Schwaben hatte indessen der König in Eile ein Heer zusammengerafft und ging mit demselben dem Vater entgegen. Am rechten Ufer des Regen schlug er sein Lager auf, während jenseits des Flusses die Schaaren des Kaisers lagen. Ein Kampf schien unvermeidlich. Drei Tage rückten die Heere gegen einander mit flatternden Bannern bis an den Rand des Wassers vor. Inmitten des seichten Bettes geriethen hier und da die Ritter mit ihren Schwertern aneinander.

Manche fanden da ihren Tod, wie auf Seiten des Kaisers ein Graf Hartwig; ein anderer Graf, Sieghard mit Namen, fiel in die Hände der Feinde. Immer aber mied man eine förmliche Schlacht und zog am Abend wieder zurück. Endlich auf den vierten Tag erwartete man allgemein einen entscheidenden Kampf, zu dem freilich aus denselben Gründen, die vor Mainz gewirkt hatten, nur geringe Neigung war. Deshalb traten noch am Abend zuvor Fürsten von beiden Seiten in neue Unterhandlungen ein, an denen sich auch der König betheiligte. Er erklärte, daß er kein Vatermörder sein wolle und Niemandem danken werde, der dem Kaiser nach dem Leben trachte; er streite nicht gegen seinen Vater, sondern nur für die Erhaltung des ihm nach Erbrecht zukommenden Reichs; gern wolle er, sobald sich der Vater dem Papst unterworfen, sich mit der ihm bisher angewiesenen Stellung begnügen. Dies wirkte. Die Fürsten von beiden Seiten erklärten, daß der Streit nicht mit den Waffen zu entscheiden sei.

Lieber wollte der König das Volk mit List nach und nach dem Vater abwendig machen, als einen Kampf beginnen, dessen Ausgang zweifelhaft war und der selbst im glücklichsten Falle einen unvertilgbaren Makel ihm anheftete. So zogen seine Schaaren sich am Abend vom Regen mit der wundersamen Erklärung zurück, daß sie es aus Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät thäten. Bald darauf vernahm der Kaiser, der zur Schlacht entschlossen war, von dem Böhmenherzog und Markgraf Liutpold, daß er auf sein Heer nicht zählen könne. Heimliche Botschaft seines Sohns meldete ihm überdies, daß er von Verrath umgeben sei. Wie öfters in ähnlichen Fällen, raubte ihm das Mißtrauen bei dieser Botschaft alle Besinnung. Mit wenigen Begleitern verließ er in der nächsten Nacht wie ein Flüchtling das Lager und nahm seinen Weg über die Gebirge nach Böhmen. Sobald seine Flucht bekannt war, löste sein Heer sich auf; Jeder eilte auf kürzestem Wege der Heimath zu. Das Ansehen des Kaisers war jetzt auch in Baiern vernichtet, da er selbst seine Sache aufgegeben hatte. Der König zog in Regensburg wieder ein; der eben erst eingesetzte Bischof Udalrich wurde vertrieben und ein anderer, Hartwig mit Namen, statt seiner eingesetzt. Die Bürgerschaft mußte für ihre Anhänglichkeit an den Kaiser schwer büßen und starke Bürgschaften für ihre Treue stellen.

Ohne Rast brach der König abermals nach Franken auf und besetzte ohne Widerstand zu finden von Neuem Würzburg, wohin er den Ge-

genbischof Robert zurückführte; Erlung gerieth in Gefangenschaft und wurde in die Kapelle des Königs aufgenommen. Auch der friedliebende Otto von Bamberg, ohnehin ein gehorsamer Sohn des apostolischen Stuhls, schloß sich jetzt bereitwillig dem jungen Könige an. Dieser eilte dann mit seinen Schaaren dem Rheine zu und ging bei Speier über den Fluß. Durch Verrath des Burggrafen fiel die Stadt in seine Hände, obwohl die Bürgerschaft dem Kaiser ergeben war (31. October). Der Sohn bemächtigte sich der hier niedergelegten Schätze seines Vaters und besetzte das eben erledigte Bisthum mit dem Abt Gerhard von Hirschau, aus dem Geschlecht der Grafen von Urach stammend. Wen sollte es nicht befremden, daß jetzt der Nachfolger jenes Abts Wilhelm, den die Welt als fanatischen Bekämpfer der königlichen Investitur kannte, aus der Hand des Königs unbedenklich das Bisthum nahm? Freilich erließ der Papst wenig später ein Schreiben an Erzbischof Ruthard, worin er sich selbst sehr unbestimmt über die Investitur ausdrückte und den Königen Alles zu belassen versprach, was ihres Rechtes sei, wenn sie nur dagegen der Kirche ihre volle Freiheit gewährten.

Vom Kaiser wußte man längere Zeit in Deutschland Nichts. In Böhmen hatte ihn Herzog Boriwoi ehrenvoll empfangen und ihn dann auf seinen Wunsch bis zum Erzgebirge geleitet. Hier übergab er ihn dem Schutz seines Schwagers Wiprecht von Groitsch, eines sächsischen Großen aus wendischem Geschlecht, der durch seine Verwandtschaft mit dem Böhmenherzog zu Reichthum und Macht gelangt war und sich auch bei der kirchlichen Partei durch die Stiftung des Klosters Pegau einen guten Namen gemacht hatte. Von Wiprecht geleitet, zog der Kaiser durch Sachsen dem Rheine zu, und obwohl das ganze Land gegen ihn im Aufstande war, ließ man ihn ruhig ziehen; der König selbst soll gewollt haben, daß seinem Vater keine Hindernisse bereitet würden. In den letzten Tagen des October kam der Kaiser nach Mainz. Er versuchte da wohl noch Speier zu retten, aber seine Bemühungen waren vergeblich; gleich nach dem Falle Speiers sandte er dann den Abt Dietrich von dem Albanskloster in Mainz an seinen Sohn und beschwor ihn weiteren Verfolgungen ein Ziel zu setzen; er solle eingedenk sein, daß er gegen seinen Vater streite. Der Sohn hörte den Abt nicht an, ließ aber dem Vater melden, daß er sich schnell aus Mainz entfernen müsse, wenn er nicht seinen Feinden in die Hände fallen wolle.

Das Absehen des Königs war zunächst Mainz zu gewinnen und dem

Erzbischof Ruthard zu überliefern. Schon längst schwebte die Mainzer Bürgerschaft, welche dem Kaiser ganz ergeben war, in großer Besorgniß vor einem Ueberfall. Als noch der Kaiser in Regensburg war, hatten die Ministerialen des Erzstifts und die Bürger der Stadt ihm geschrieben und ihn dringend um Rückkehr gebeten. Von zwei Seiten, meldeten sie ihm, werde die Stadt am 29. September oder schon vorher angegriffen werden, um den Erzbischof zurückzuführen, von der einen Seite vom König selbst mit den Sachsen und Thüringern, von der anderen von den Bischöfen von Metz und Verdun mit dem Herzog Heinrich; auch die Erzbischöfe von Trier und Köln hätten bereits Partei gewechselt und sich mit den Aufrührern verständigt; sie aber wären zum Widerstand entschlossen und hätten sich zu demselben mit ihren Nachbarn auf beiden Seiten des Rheins eidlich verbunden; ein Heer von 20,000 Mann Fußvolk und Reiterei stehe bereit, und es fehle ihnen nur der Kaiser selbst, der auch ohne weitere Kriegsmacht sie retten könne. Die Befürchtungen der Mainzer waren damals eitel gewesen; am 29. September wurden sie nicht angegriffen, da der König noch an anderer Stelle beschäftigt war. Jetzt aber stand der König drohend in ihrer Nähe; allerdings war der Kaiser nun wieder bei ihnen, aber entmuthigt, an seiner Sache selbst verzagend, keines Widerstands fähig. Und alsbald folgte er dem argen Rathe des Sohns und verließ die treue Stadt; schwer hatte er es zu bereuen.

Den Mainzern blieb keine andere Wahl, als sich dem König zu unterwerfen. Er zog in die Stadt und rief dann sogleich Erzbischof Ruthard herbei. Nach achtjährigem Exil kehrte dieser in den ersten Tagen des November wieder zu seiner Kirche zurück und unterwarf sie Papst Paschalis. Das Schisma der Kirche schien damit in Deutschland so gut wie beseitigt, und auch über die Zukunft des Reichs gedachte man in der nächsten Zeit endgültige Beschlüsse zu fassen. Weihnachten sollte sich in Mainz ein allgemeiner Reichstag versammeln und in Gegenwart der päpstlichen Legaten über die wichtigste Frage des Augenblicks Entscheidung geben. Offenbar unter den günstigsten Verhältnissen für den König, unter den traurigsten für den Vater wurde der Reichstag berufen. Seine Entscheidungen ließen sich bei der Lage der Dinge voraussehen: nur auf Absetzung des Vaters und Uebergabe der Reichsgewalt an den Sohn konnten sie hinzielen.

Unter den päpstlichen Legaten war Gebhard von Konstanz und der

Cardinalbischof Richard von Albano, von Geburt ein Lothringer, ein Schüler Hermanns von Metz und ehedem Decan der Metzer Kirche, verstanden, ein Mann mit den deutschen Verhältnissen ganz vertraut und überdies der eifrigste Gregorianer. Er hatte gerade damals mit Aufträgen des Papstes den deutschen Boden betreten, und nicht unwahrscheinlich ist, daß der König ihm entgegenging, als er um die Mitte des November von Mainz aufbrach und rheinaufwärts seinen Weg nach Burgund nahm; vielleicht daß er sich auch mit den mächtigen Zähringern verständigen wollte, die zwar wenig in diesen Wirren hervorgetreten waren, aber sicher nicht eine feindliche Stellung gegen den König einnahmen.

Der Kaiser hatte sich von Mainz zuerst nach der festen Burg Hammerstein begeben. Nachdem er hier die Reichsinsignien unter der Obhut ihm unbedingt ergebener Männer zurückgelassen, ging er nach Köln. Aus Urkunden, die er hier am 24. November und 3. December ausstellen ließ, sehen wir, daß sich außer dem Erzbischof die Bischöfe Burchard von Münster und Widelo von Minden, die Grafen von Geldern und Berg mit anderen lothringischen Herren bei ihm befanden. Außerdem konnte er auf den Beistand des Pfalzgrafen und des Bischofs Otbert von Lüttich mit Sicherheit rechnen, und die Stimmung in den rheinischen Städten war und blieb ihm günstig. Ganz verlassen war er noch immer nicht, wie er sah, und der Muth stieg ihm mit der Zahl seiner Getreuen. Er entschloß sich sogar mit so starker Begleitung, als er nur aufbringen konnte, selbst zum Reichstag nach Mainz zu ziehen; vielleicht ließ sich dort noch den Dingen eine andere Wendung geben, als seine Widersacher erwarteten, oder der Reichstag völlig vereiteln.

Sobald der König von dieser Absicht des Vaters hörte, kehrte er in die mittelrheinischen Gegenden zurück. Bei der Gunst, deren sich der Vater bei den Mainzer Bürgern erfreute, bei der schwankenden Stellung mancher Fürsten war es für ihn von entscheidender Wichtigkeit, den Kaiser von Mainz fern zu halten. Eilends zog er ihm deshalb mit zahlreichem Kriegsgefolge entgegen; denn er wußte ihn schon auf dem Wege begriffen. Als er nun an die Schluchten des Soonwaldes zwischen Bingen und Bacharach kam, traf er auf Ritter, welche der Kaiser vorauf geschickt hatte und welche von dem Pfalzgrafen Siegfried und einem Grafen Ludwig geführt wurden. Da sie dem Gefolge des Königs sich nicht gewachsen fühlten, zogen sich die Grafen mit ihren

Rittern zurück. Der König folgte ihnen bis gegen Coblenz hin, wo er dem Vater mit stärkerer kriegerischer Begleitung begegnete, doch hatte derselbe die Mosel noch nicht überschritten. Wie vor Kurzem am Regen, lagen sich jetzt an der Mosel Vater und Sohn gegenüber. Einen Kampf wollten Beide vermeiden, Jeder aber unter allen Umständen seine Absicht durchsetzen. Der Vater wollte eben so bestimmt nach Mainz, wie der Sohn ihn daran verhindern wollte. Es galt, wer mit schlauer Kunst den Andern überwand. So bekannt die verführerische List des Alten war, der Sohn zeigte sich hier als sein Meister. Ein entsetzliches Spiel des Betrugs begann zwischen Vater und Sohn, bei dessen Erinnerung sich jedes sittliche Gefühl empört.

Der König ließ seinen Vater um eine Unterredung bitten, damit sie ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten beriethen. Auf den Rath seiner Getreuen gewährte sie der Kaiser und kam, nachdem ein Waffenstillstand geschlossen, mit Gefolge nach Coblenz hinüber. Als hier Vater und Sohn sich begegneten, erfolgte die rührendste Scene. Der Vater fiel dem Sohne zu Füßen und beschwor ihn bei Gott und dem Heil seiner Seele von weiteren Verfolgungen abzustehen; solle er von Gott wegen seiner Sünden gestraft werden, so schreibe doch kein Gebot der Schrift vor, daß der Sohn die Schuld des Vaters zu rächen habe, vielmehr gereiche es dem Sohne zu unauslöschlicher Schande, wenn er gegen den Vater die Hand erhebe. Auch der König warf sich dem Vater zu Füßen, bat ihn um Verzeihung für Alles, worin er gefehlt habe, versprach unter Thränen ihm fortan treulich wie ein Vasall seinem Herrn, wie ein Sohn dem Vater zu dienen, wenn er sich nur mit dem apostolischen Stuhle aussöhnen wolle. Ohne Rückhalt sagte dies der Kaiser zu: dem Willen des Sohnes und der Fürsten werde er sich ganz darin fügen. Darauf gelobte der König seinem Vater, er wolle selbst ihn sicher zum Weihnachtsfest nach Mainz geleiten; dort werde er bei den Fürsten für die Erhaltung der kaiserlichen Ehre und die Aussöhnung seines Vaters mit dem Papste wirken und den Kaiser, welchen Ausgang auch die Sache nehme, sicher und in Frieden zurückführen, wohin er wünsche; er bat den Vater seinem Worte zu trauen, für welches er sein Leben verpfände, er bat ihn zugleich das zahlreiche Gefolge, welches nur Besorgnisse wecken könne, zu entlassen.

Die Getreuen des Kaisers riethen den Worten des Sohnes zu trauen, und der Alte selbst ließ sich überlisten. Er wandte sich zu dem

König und sagte: „Wir vertrauen uns also dir, und bauen auf die Treue, welche nach Gottes Willen der Sohn dem Vater halten soll." Der Sohn reichte dem Alten die Rechte zum Pfand, daß seine Sicherheit und Ehre nicht gefährdet werden sollte. Darauf entließ der Kaiser fast Alle, die ihn bis zur Mosel begleitet hatten; er bat seine Freunde ihm in Mainz zu begegnen und forderte auch seine anderen Getreuen auf sich dort einzustellen. Nur ein geringes Gefolge blieb bei ihm, als er dann von Coblenz aus mit dem Sohne die Reise fortsetzte.

Fußfall und Thränen, Versprechungen und Eide waren nur Trug gewesen. Wer den Andern bethörte, darauf allein war es angekommen. Der Kaiser glaubte jetzt sicher nach Mainz gelangen zu können, seinen Zweck erreicht zu haben. Aber der Sohn hatte den Vater in seine Gewalt gebracht und war entschlossen ihn nicht nach Mainz zu führen; er hatte den Sieg gewonnen, freilich einen Sieg, wegen dessen Mitwelt und Nachwelt ihn nicht gerühmt haben. Bald genug besorgte der Kaiser, daß er der Betrogene sei. Schon auf dem Wege des ersten Tages, als der Sohn etwas ihm voranzog, kamen einige Getreue zu ihm und warnten ihn vor Nachstellungen. Der Kaiser beschied den Sohn zu sich und theilte ihm jene Warnungen mit. Abermals betheuerte der König die Aufrichtigkeit seiner Versprechungen. Der Kaiser zog weiter, obgleich von finsteren Ahnungen bedrängt. Als man am Abend Rast machte, soll er bereits an Flucht gedacht, aber sich überall von Spähern umringt gesehen haben. Am anderen Tage kam man spät nach Bingen. Als der Kaiser in der Frühe erwachte, sah er Alles um die Burg mit Bewaffneten erfüllt. Bald kam der Sohn zu ihm und sprach: „Vater, wir müssen uns nicht nach Mainz, sondern auf eine benachbarte Burg begeben. Der Erzbischof wird euch, so lange ihr im Banne seid, nicht einlassen; auch wage ich nicht euch mitten unter eure Feinde zu bringen, ehe ihr euch nicht mit ihnen vertragen habt. Auf jener Burg werdet ihr ruhig und mit gebührender Würde Weihnachten feiern können; ihr möget bei euch behalten von euren Getreuen, wen ihr wollt. Unterdessen will ich nach Mainz gehen und mit treuem Eifer für uns Beide arbeiten, denn eure Sache ist auch die meine."

Klar war jetzt, wie der Sohn den Vater betrogen hatte. In der größten Aufregung warf sich der Kaiser ihm und den anderen anwesenden Herren zu Füßen. Er beschwor sie ihn nach Mainz zu führen oder zu entlassen: er wolle sich zu jeder Zeit, wenn man ihm Sicherheit böte,

dort vor den Fürsten stellen. Man antwortete ihm: er müsse nach jener Burg gehen. Der Kaiser war ein Gefangener. Außer sich rief der Alte: „Mein Sohn, Gott sieht und richtet, was heute zwischen uns vorgeht; er weiß es, und er allein, wie ich dich zu einem vollkommenen Mann und Erben meines Reichs erzogen, unter welchen Mühen und Anstrengungen ich für deine Größe gesorgt, wie viele Feindseligkeiten ich deinetwegen ertragen habe und noch trage." Zum drittenmal betheuerte der Sohn, wenn irgend eine Gefahr dem Leben des Vaters drohe, werde er das seine einsetzen. Leere Worte — sie änderten in der Sache Nichts. Wie ein Gefangener wurde der Kaiser nach der Burg Böckelheim gebracht, welche auf einer steil gegen die Nahe abfallenden, einige Stunden von Bingen belegenen Höhe einst Erzbischof Willigis angelegt hatte. Es war am Freitag vor Weihnachten, am 22. December, daß der Kaiser zu Bingen seiner Freiheit beraubt und in den Kerker von Böckelheim geschleppt wurde.

Schreckliche Tage für den Kaiser folgten. Nur drei Diener hatte man ihm belassen; kein Freund, kein Rath blieb ihm zur Seite. Niemand hatte Zutritt zu ihm, dem er Vertrauen schenken konnte. Die Männer, die er am meisten haßte, hatte man zu seinen Wächtern bestellt. Der neue Bischof von Speier stattete dem König dadurch den Dank für seine Erhöhung ab, daß er das gehässige Amt des Kerkermeisters übernahm. Die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse versagte man dem Kaiser, er durfte sich nicht baden und den Bart abnehmen lassen, man quälte ihn selbst durch Hunger und Durst. Mit Schmähungen und Drohungen schüchterte man ihn so ein, daß er sein Leben gefährdet glaubte. Das traurigste Weihnachtsfest verlebte er unter diesen Peinigungen. „Obschon an jenem Tage," klagte er später, „das hochheilige Kind allen Erlöseten geboren war, war es mir allein nicht geboren." Nicht einmal das heilige Abendmahl konnte er nach seiner Sitte nehmen, da man ihm keinen Kapellan gelassen hatte. Man erreichte endlich, was man wollte. Der Kaiser, an seinem Leben verzweifelnd, entschloß sich abzudanken.

Der König hatte das Weihnachtsfest in Mainz glanzvoll gefeiert. Eine große Versammlung umgab ihn; 52 Fürsten zählte man und unter ihnen die ersten des Reichs. Nur Herzog Magnus von Sachsen war nicht erschienen, da er schwer daniederlag und bereits dem Grabe zueilte. Herzog Friedrich von Schwaben, der Staufener, war vor Kur-

zem gestorben und ihm sein Sohn Friedrich ohne Widerrede im Herzogthum gefolgt. Wie es scheint, hatten er und sein Bruder Konrad sich sogleich dem jungen Könige angeschlossen. Ihre Mutter Agnes, die Schwester des Königs, vermählte sich nach Ablauf der Trauerzeit mit dem Markgrafen Liutpold von Oesterreich und knüpfte dadurch diesen fester an ihr Haus. Die Staufener, die Welfen und Zähringer waren ohne Zweifel sämmtlich in Mainz, aber sie waren nicht gekommen, um für den Kaiser einzutreten. Allerdings waren auch die Fürsten, welche in der letzten Zeit zu ihm gehalten hatten, auf seine Aufforderung erschienen, namentlich Otbert von Lüttich und mehrere lothringische Grafen und Herren. Aber sie hatten sich, wie bald an den Tag trat, einer verlorenen Sache und einem verlorenen Manne ergeben, und konnten gegen die reißende Strömung des Augenblicks nicht anringen. Eine sehr hervorragende Stellung in der Versammlung nahmen die päpstlichen Legaten ein, der Cardinalbischof von Albano und der Bischof von Konstanz.

Am 27. December erschien der Bischof von Speier vor den versammelten Fürsten. Er kam von Böckelheim und erklärte, der Kaiser sei bereit abzudanken und die Regierung seinem Sohne zu übergeben, wenn man ihm die Freiheit und einige Güter für seinen Unterhalt gewähre. Eine hocherwünschte Botschaft für den König und alle seine Genossen! Sie sahen sich am Ziele, glaubten aber doch dem verschmitzten Alten gegenüber keine Vorsicht außer Acht lassen zu dürfen. Der König schickte deshalb sofort den Grafen Wiprecht nach Böckelheim, um die Auslieferung der Reichsinsignien zu bewirken. Der Kaiser machte Schwierigkeiten, doch Wiprecht drohte ihm, daß er nach dem Willen der Fürsten nicht eher die Freiheit wiedersehen würde, als bis er die Kleinodien überantworte. So willigte der Alte auch hierein und gab seinen Getreuen auf Hammerstein Befehl, Krone, Scepter, Kreuz, die heilige Lanze und das Reichsschwert auszuliefern. Wenige Tage darauf (31. December) wurde er dann nach Ingelheim gebracht, um selbst öffentlich vor den Fürsten des Reichs seine Abdankung zu erklären.

Nicht nach Mainz wollte der König den Vater zu diesem entscheidenden Akt führen; denn er fürchtete noch immer die Bürgerschaft und die ihm abgeneigten Fürsten in der Versammlung, so gering ihre Zahl auch war. Er ließ diese deshalb, indem er sich selbst mit seinen

Anhängern nach Ingelheim begab, in Mainz zurück, sie mit der trügerischen Betheuerung beruhigend, daß er nur ausziehe, um den Vater in ihre Mitte zu führen. In Ingelheim stand der Kaiser demnach nur entschiedenen Widersachern gegenüber, und zu ihnen gehörte nach seinem ganzen Auftreten auch sein eigener Sohn. Dem Alten blieb, als er in diese Versammlung trat, keine andere Wahl, wie er selbst sah, als sich in Alles und Jedes zu fügen. Sofort erklärte er sich bereit, sich dem Willen der Fürsten und seines Sohnes zu unterwerfen, wenn man ihm nur das Leben und die Freiheit lasse. Entschlossen war er öffentlich noch einmal seine eigene Abdankung auszusprechen, aber er irrte, wenn er damit weiterer Schmach zu entgehen meinte.

Auch die Kirche wollte Heinrichs Mißgeschick ausnutzen. Der römische Cardinal trat mit den schwersten Anschuldigungen gegen den Kaiser auf und erklärte, daß er nur dann auf freien Fuß gesetzt werden dürfe, wenn er öffentlich bekenne, daß er Papst Gregor mit Unrecht verfolgt, mit Unrecht Wibert eingesetzt, ungerechte Verfolgungen gegen den apostolischen Stuhl und die gesammte Kirche bis zur Stunde verhängt habe. Der Kaiser suchte sich zu rechtfertigen, aber man wollte keine Rechtfertigung hören. Da beschwor er fußfällig den Cardinal und die Fürsten ihm Zeit und Ort zu bestimmen, wo er sich vor ihrem Richterstuhl stellen könne; worin sie ihn dann schuldig fänden, dafür wolle er Buße und Genugthuung nach dem Spruche verständiger Männer leisten. Der Cardinal wies dies zurück und erklärte, gleich zur Stelle müsse Alles beendet werden, sonst könne er nicht losgegeben werden. Der Kaiser verlangte darauf, daß seine Sache der Entscheidung des Papstes anheim gestellt und ihm die Freiheit belassen würde, bis man ihn nach Rom beschiede. Da auch dies nicht bewilligt wurde, verstand er sich endlich dazu ein Sündenbekenntniß, wie es der Cardinal verlangte, zur Stelle abzulegen, wenn dieser ihn sogleich absolviren würde. Der Cardinal erwiederte ihm: dazu sei er nicht bevollmächtigt. Auf die Einwendung des Kaisers, daß wer Beichte höre, auch den Beichtenden müsse absolviren dürfen, erhielt er zur Antwort, nur in Rom könne die Absolution erfolgen. Die Absicht war erreicht: der Kaiser hatte sich öffentlich zu den ihm vorgeworfenen Vergehungen gegen die Kirche bekannt, aber die Absolution war ihm dennoch verweigert; er blieb von der Kirche und damit von dem Reiche, wie die Dinge lagen, ausgeschlossen.

Der Kaiser war in der äußersten Verwirrung. Verzweiflungsvoll fragte er, ob es denn keine Möglichkeit für ihn gäbe mindestens die Freiheit zu retten. Man gab ihm zur Antwort: aus der engen Haft könne er entlassen werden, wenn er der Regierung des Reichs sofort für immer entsage, alle seine Burgen und Besitzungen ausliefere. Er machte keine Schwierigkeiten, er willigte in Alles. Unter Thränen empfahl er seinen Sohn und das Reich der Treue der Fürsten, wünschte er seinem Nachfolger alles Gute; er selbst wolle fortan, betheuerte er, den Glanz der Welt fliehen und nur auf das Heil seiner Seele Bedacht nehmen. Der Sohn hatte erlangt, was er vom Vater gewollt hatte; durch List, ohne offenen Kampf hatte er ihn zur Abdankung gezwungen. Er ließ ihn in Ingelheim zurück und hieß ihn dort seine Rückkehr abwarten. Nie haben sie sich wieder im Leben begegnet. Eilig kehrte der König mit den Fürsten nach Mainz zurück. Allerdings hatte er einen großen Erfolg gewonnen, aber wer möchte sagen, ob er dessen froh war, ob nicht alle jene Meineide, die er dem Vater geschworen, mit höllischem Feuer auf seiner Seele brannten? Ueberall ließ er emsig verbreiten, der Kaiser habe freiwillig dem Reiche entsagt und ihm die Krone übergeben. Wie es mit dem freien Willen des Vaters gestanden hatte, wußte der Sohn am besten.

Die Versammlung von Mainz hatte nun über die Zukunft des Reichs wenig mehr zu beschließen. Durch einen neuen Wahlakt wurde der König noch einmal als Herr und Gebieter anerkannt. Am 5. Januar langten dann auch die Reichsinsignien von Hammerstein in Mainz an; die Wächter derselben scheinen sie zögernd und erst nach der erfolgten neuen Wahl ausgeliefert zu haben. Der Erzbischof von Mainz übergab sie vor den Fürsten dem Könige mit den Worten: „Solltest du nicht als ein gerechter Regent des Reichs und Schutzvogt der Kirchen Gottes dich zeigen, so wird es dir wie deinem Vater ergehen.“ Uebellautende Worte für einen König, zumal von diesem Schlage! Die Legaten weihten den König noch besonders durch Handauflegung. Damit wiederholte man gleichsam auch die Krönung. Durch feierlichen Eidschwur gelobten endlich alle Fürsten aufs Neue dem König ihre Treue.

Mehr Sorge machten dem Reichstage die kirchlichen Angelegenheiten. Die Legaten legten rücksichtslos alle Schäden bloß, welche durch die lange Kirchenspaltung herbeigeführt seien. Darauf beschlossen der König und die Fürsten eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, um

den Papst um die Heilung dieser Schäden zu bitten und ihn aufzufordern selbst nach Deutschland zu kommen. Man wählte zu der Gesandtschaft angesehene Kirchenfürsten: die Erzbischöfe von Trier und Magdeburg, die Bischöfe von Bamberg, Eichstätt und Chur; alle deutschen Länder waren so gleichsam vertreten. Auch Gebhard von Konstanz, der am meisten für den Sieg der kirchlichen Sache in Deutschland gethan hatte, am besten die Verhältnisse kannte, sollte sich mit einigen anderen Bischöfen und hochgestellen Laien nach Rom begeben. Man war froh endlich die Kirchenspaltung beseitigt zu sehen. Die Stimmung gegen die Wibertisten war sehr erregt. Eine wahre Verfolgung begann gegen sie. Die kaiserlichen Bischöfe entsagten nun theils freiwillig ihrem Amte, theils verbargen sie sich vor ihren Verfolgern. Die von den Schismatikern ordinirten Priester wurden suspendirt und erst allmählich die reuigen wieder in ihre Aemter eingesetzt. An mehreren Orten setzte man nach dem Willen des Königs und der päpstlichen Legaten neue Bischöfe ein. Die Leichen der in der Ketzerei verstorbenen Kleriker wurden aus den Kirchen geschafft.

Vielleicht erhitzte die Stimmung gegen die Wibertisten noch mehr, daß eben damals die Nachricht einlief, daß die letzten Reste dieser Partei in Rom noch einmal die Erhebung eines Gegenpapstes versucht hatten. Ruhige Tage waren auch Papst Paschalis nicht beschieden. Wie schnell die früheren Gegenpäpste beseitigt waren, der römische Adel in der Campagna und in der Stadt lehnte sich immer von Neuem auf und fand unter der unruhigen und käuflichen Masse der Stadt leicht Anhang. Erst hatte der Papst mit Petrus Colonna, einem Nachkommen des Grafen von Tusculum, zu kämpfen, der seine Macht weit um das Albaner Gebirge ausgedehnt hatte, dem er eine Burg nach der anderen abgewinnen mußte, um die Rechte des heiligen Petrus zu sichern. Dann erhoben sich die Corsi und bedrängten die Stadt selbst. Stefano Corso bemächtigte sich der Festung von St. Paul und berannte von hier wiederholt Rom, bis er endlich überwältigt wurde und die Flucht ergriff. Mit ihm hielten die Geschlechter der Normanni, der Baruncii, der Romani und Andere. Sie waren es, die im November 1105 abermals einen Gegenpapst aufzuwerfen unternahmen. Sie hatten sich zu dem Ende mit dem Markgrafen Werner in Verbindung gesetzt, einem schwäbischen Ritter, dem die Marken Ancona und Camerino mit dem Herzogthume Spoleto verliehen waren, der dann 1097 in seine deutsche Heimath zurückgekehrt,

nach einigen Jahren aber wieder in den Marken erschienen war und sich hier tapfer trotz aller Ungunst der Zeit behauptete. Werner kam in die Nähe Roms, und im Vertrauen auf ihn erhoben die Unzufriedenen in der Stadt einen gewaltigen Tumult gegen den Papst; sie schalten ihn einen Ketzer und Simonisten. Einen gewissen Erzpriester Maginulf — man wußte nicht, von wo er nach Rom gekommen, — einen der lautesten Schreier, erwählten sie am 18. November in St. Maria Rotunda zum Papst, gaben ihm den Namen Silvester IV., führten ihn sofort nach dem Lateran und weihten ihn dort.

Der verwegene Streich glückte für den Augenblick, da sich der Papst, der Tags zuvor eine Weihe in der Peterskirche vorgenommen hatte, noch mit seinem Hofe in der Leosstadt befand und wegen der Treuga Dei — es war ein Sonnabend — alle Anhänger der herrschenden Partei die Waffen abgelegt hatten. Die Verwirrung in Rom war im ersten Moment nicht gering; der Papst selbst flüchtete auf die Tiberinsel. Aber schon am folgenden Tage kehrte der Papst in die Stadt zurück, und der Fremdling, der überdies keine Geldmittel aufzuwenden hatte, mußte den Lateran räumen. Es kam noch zu einigen Raufereien am Forum und an anderen Orten; bald aber suchte Maginulf, von Allen verlassen, das Weite und flüchtete nach Tivoli, wo sich Markgraf Werner aufhielt. Er folgte ihm nach Osimo, wo er im Gnadenbrode desselben noch eine Reihe von Jahren lebte. Der Papst meldete nach wenigen Tagen bereits den Gläubigen in Deutschland, daß er sicher in der Stadt lebe und bei diesem Aufstande Keinen seiner Getreuen verloren habe. „Gottes Majestät schütze euch in Allem," schließt der Brief, „und gewähre euch den Löwen und Drachen glücklich unter die Füße zu treten." In der That glaubten die deutschen Fürsten jetzt in Mainz den Löwen und Drachen, welcher die Kirche so lange verfolgt, überwältigt zu haben. Unzweifelhaft waren der Kaiser und seine Anhänger in Deutschland bei der Erhebung Maginulfs unbetheiligt, aber man rächte auch an diesen, was die Gegner der Gregorianer in Rom gesündigt hatten.

Wahrlich! es war ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß sich drei Gegenpäpste nach einander kaum wenige Tage aufrecht erhalten konnten, während die Absetzung des Kaisers, an welcher die römische Kirche und die deutschen Fürsten ein Menschenalter gearbeitet hatten, nun endlich durchgesetzt war. Freilich auch jetzt würden sie den lange verfolgten Zweck nicht

erreicht haben, wenn nicht der Sohn des Kaisers, der Kaiser der Zukunft, selbst ihnen die Hand geboten hätte.

12.

Heinrichs IV. Untergang.

Nachdem der alte Kaiser von den Reichsgeschäften entfernt war, versprachen sich die Fürsten in Deutschland goldene Zeiten. Man werde, glaubte man, Frieden nun mit dem Papste haben und einen gefügigen König; den Trotz der Ministerialen, der Bürger und Bauern könne man dann ohne Mühe brechen. Daß der Alte, der für immer beseitigt schien, sich noch einmal regen könne, daran dachte von diesen Herren wohl Niemand. In ihren Hoffnungen hatten sie sich getäuscht. Schon nach wenigen Wochen waren die deutschen Länder in neuer Verwirrung, stand man vor einem neuen Bürgerkriege. Welche Qualen und Foltern man auch gebraucht hatte, um die letzten Kräfte Heinrichs zu brechen, noch lebte er, noch regte sich etwas in ihm von dem alten Geiste, von dem Bewußtsein seines ererbten Rechts, an dessen Vertheidigung er sein ganzes Leben gesetzt hatte. Und auch jetzt noch fehlte es ihm nicht an Anhängern. Als er als Kaiser noch einmal hervortrat, da waren der Fürsten nicht Viele, die sich ihm anschlossen, aber die Bürger waffneten sich für ihn und freudig zog mancher Rittersmann seinem alten Kriegsherrn zu.

Wie die Dinge standen, erfuhr die Gesandtschaft, welche von Mainz an den Papst gesandt war. Als sie um die Mitte des Februar bis Trient gelangte und dort übernachtete, wurde sie von den Bürgern der Stadt, an deren Spitze sich ein Graf Adalbert gestellt hatte, überfallen, beraubt und eingekerkert. Die Bürgerschaft war in Aufregung, weil ihr von der kirchlichen Partei ein Bischof gesetzt war, der ihr nicht zusagte; sie und Graf Adalbert behaupteten überdies, daß sie Auftrag vom Kaiser hätten sich der Gesandtschaft zu bemächtigen — ob mit Recht, läßt sich nicht entscheiden. Die Bischöfe wurden mit Ausnahme Ottos von Bamberg, dessen Vasall Graf Adalbert war, übel behandelt, doch setzte der Graf auf die Vermittelung des Bambergers den Erzbischof von

Trier und den Grafen Wiprecht sofort in Freiheit unter der Bedingung, daß sie sich wieder dem Kaiser unterwürfen, zu ihm eilten und von ihm Anweisung erbäten, was mit den anderen Gefangenen geschehen solle. Die Bischöfe außer dem Trierer blieben in Haft, wurden jedoch unerwartet schnell aus derselben befreit. Denn Herzog Welf hörte kaum, was geschehen war, als er mit starker Mannschaft herbeieilte, die Klausen erstürmte, die Tridentiner zwang den ihnen gesetzten Bischof, Gebhard mit Namen, aufzunehmen und die Gefangenen frei zu geben; Graf Adalbert und die aufständigen Bürger mußten barfuß um Verzeihung für ihr Vergehen bitten. Die Bischöfe setzten jedoch den Weg nach Rom nicht weiter fort; allein Gebhard von Konstanz, der eine andere Straße eingeschlagen und bei der großen Gräfin bereitwillige Unterstützung gefunden hatte, gelangte zum Papste.

Indessen war König Heinrich nach den oberrheinischen Gegenden gezogen. Auch er erfuhr hier, wie wenig die niederen Klassen mit der Aenderung der Dinge einverstanden waren, wie wenig Achtung sie vor der Gewalt hegten, welche er sich mit Hülfe der Fürsten erschlichen hatte. Als er sich zu Ruffach, südlich von Colmar im Elsaß, einem alten Römerorte und damals noch stark bevölkert, aufhielt und sein Gefolge die Einwohnerschaft vielfach belästigte, entstand ein Aufruhr von so gefahrdrohender Art, daß der König weichen und sogar die Reichsinsignien in Stich lassen mußte. Durch ein Abkommen wurden ihm freilich diese alsbald wieder ausgeliefert, doch ließ der König den Ort schwer seine Rache fühlen. Ruffach wurde in Brand gesteckt und geplündert; seitdem scheint der Ort mehr und mehr verödet zu sein. Die aufständige Gesinnung, welche sich hier kundgab, verbreitete sich auch über andere Gegenden des Elsasses.

Bei solcher Stimmung in dem Volke war es von größter Wirkung, daß man alsbald sichere Kunde erhielt, der Kaiser sei in Freiheit und nehme die Herrschaft, die man ihm mit Gewalt entrissen, wieder in Anspruch. Tage und Wochen hatte er vergeblich in Ingelheim die Ankunft des Sohns erwartet. Ob er ein Gefangener sei oder nicht, wußte er selbst kaum. Seine Lage war so unklar wie möglich. Da fanden einige Getreue zu ihm den Weg und warnten ihn in Ingelheim zu bleiben; säume er dort, so werde man ihn entweder auf ewig einkerkern oder tödten. Ohne Zögern verließ er darauf wie ein Flüchtling Ingelheim und bestieg ein Schiff, welches ihn nach Köln führte.

Auch hier war die Bürgerschaft auf seiner Seite. Feierlich mit kaiserlichen Ehren wollte sie ihn einholen. In seinem Elend wies er solchen Prunk zurück. Aber öffentlich erhob er Klagen über den Verrath des Sohnes und die Treulosigkeit der Fürsten: und wie hätten diese Klagen nicht den tiefsten Eindruck machen sollen? Zugleich wandte er sich an den Abt von Cluny, seinen Pathen, theilte ihm seine Leidensgeschichte mit, versicherte ihn, daß er jede Genugthuung dem Papste leisten wolle, welche der Abt für billig erachte, daß die Herstellung der kirchlichen Einheit ihm ernstlich am Herzen liege. Unzweideutig nahm er die Herrschaft wieder in Anspruch, indem er auf das Bestimmteste erklärte, daß er in Ingelheim nur gezwungen der Regierung entsagt habe. Um der kirchlichen Partei genug zu thun, ließ er, gleich dem Sohne, es jetzt nicht an Werken äußerer Devotion fehlen. In der Winterkälte zog er trotz seiner vorgerückten Jahre barfuß nach Aachen. Von der alten Kaiserstadt und Kaiserpfalz nahm er gleichsam von Neuem Besitz. Hierhin kam ihm Bischof Otbert entgegen und geleitete ihn nach Lüttich, wo die Bürgerschaft den Kaiser freudig empfing. Von den Bischöfen, welche früher den Gregorianern offen entgegengetreten waren, hing Otbert fast allein noch der kaiserlichen Sache an. Wenn er auch zu Mainz der allgemeinen Stimmung für den Augenblick nachgegeben hatte, so war er doch der Erste, der handelnd eingriff, als sich eine Möglichkeit zeigte, dem Gange der Dinge noch einmal eine andere Wendung zu geben. Sich selbst und Alles, was er hatte, stellte er nun dem Kaiser zu Diensten; alle Hülfsmittel seines Geistes und seiner Stellung bot er auf, um eine kaiserliche Partei von Neuem zu werben, zunächst im unteren Lothringen.

Eine nicht geringe Energie entwickelte Otbert, ein Mann von heißem Blute, in dieser Zeit, und seine Bemühungen hatten Erfolg. Er selbst vertrug sich mit Herzog Heinrich, der bisher Lüttich befehdet hatte, und gewann durch erhebliche Opfer diesen unruhigen und ländergierigen Fürsten, der es bisher mit den Aufständigen gehalten hatte, für die Sache des Kaisers. Der Herzog trat nun als Patron des Vaters gegen den Sohn auf; der Graf Gottfried von Namur, ein alter Widersacher des Herzogs, und andere lothringische Herren schlossen sich ihm an. Eine nicht ganz unbedeutende Kriegsmacht stand wieder dem Kaiser zu Gebote, und gerade bei Männern, die er früher bekämpft hatte, fand er bereitwillige Unterstützung.

Auch nach auswärtigem Beistande sah sich der Kaiser um. Mit dem mächtigen Grafen Robert von Flandern kam er zu Antwerpen zusammen; an König Philipp von Frankreich richtete er ein Schreiben, in welchem er die Treulosigkeit der Fürsten, den Verrath des Sohnes mit den schwärzesten Farben schilderte und Alles, was an ihm, dem Haupte der Christenheit, gesündigt war, als einen Frevel gegen alle Könige darstellte. Wie er hierdurch Frankreichs Hülfe gegen die Fürsten habe gewinnen wollen, so habe er, warf man ihm alsbald vor, auch die Waffen Englands, Dänemarks und anderer Nachbarländer gegen das Reich geworben. Ist auch die Thatsache nicht zu erweisen, so ist doch die Absicht kaum zu bezweifeln. Aehnliche Werbungen hatte der Kaiser auch schon früher versucht, und die Noth mußte ihn in der Wahl seiner Bundesgenossen noch weniger bedenklich machen.

Nicht unbekannt blieb dem Könige, was in Lüttich vorging. Es war klar, daß sich im Adel Lothringens eine Bewegung vorbereitete, die auch alle städtischen Bevölkerungen leicht fortreißen konnte. Wie in Köln, so war in Bonn, Jülich und an anderen Orten die Stimmung der Bürger dem Vater günstig. Unter diesen Umständen faßte der König den muthigen Entschluß der Gefahr gerade entgegen zu gehen, um die Bewegung, wo möglich, noch im Keim zu ersticken. Er erklärte Ostern in Lüttich feiern und dort einen Reichstag halten zu wollen; zugleich verlangte er, daß sich der Vater von dort entfernte. Als dieser sich weigerte, brach er nichtsdestoweniger mit einer bewaffneten Macht, wie sie ihm eben zur Hand war, nach Lothringen auf. Den Palmsonntag (18. März) feierte er zu Köln, wo ihn der Erzbischof aufnahm und sich die Bürger, wie sehr sie ihm auch grollten, ruhig verhielten. Zum grünen Donnerstag ging er nach Aachen, indem er eine Schaar von dreihundert Reitern vorausschickte, um die Maasbrücke bei Visé zu besetzen und ihm dadurch die Straße nach Lüttich zu sichern.

Wider des Königs Erwarten kam es an der Maasbrücke zu einem Gefecht. Hier lag Walrabo, der junge Sohn Herzog Heinrichs, mit lothringischen Rittern, die er großen Theils in einem nahen Gebüsch versteckt hielt. Die Königlichen glaubten sich der Macht, die sich ihnen zeigte, völlig gewachsen, gingen über die Brücke, machten einen Angriff, wurden aber vordringend bis an den Hinterhalt gelockt und hier von der Uebermacht bewältigt. Viele von ihnen kamen im Handgemenge um, Andere flohen zurück und fanden, da die leichte Brücke unter der

andrängenden Menge zusammenbrach, in den Wellen der Maas den Tod. Die Nachricht von diesem Blutbad am grünen Donnerstag und von dem Mißgeschick der Königlichen machte einen tiefen Eindruck; zunächst auf den König selbst, der eiligst Aachen verließ, um das Fest, da ihm der Weg nach Lüttich versperrt war, zu Köln zu feiern. Aber schon hatten sich hier die Bürger erhoben und verwehrten ihm den Einzug. Er eilte nach Bonn, wo er Ostern kläglich genug beging, dann nahm er den Rückweg nach Mainz.

Große Freude hatte während des Festes in Lüttich geherrscht. Bald nach den heiligen Tagen begab sich der Kaiser selbst nach Köln und verweilte dort fast während des ganzen April. Erzbischof Friedrich hielt es für gerathen sich aus der Stadt zu entfernen. Mit Leib und Seele war die Bürgerschaft dem Kaiser ergeben. Eidlich versprach sie ihm ihre Mauern gegen seine Feinde zu schützen; innen und außen richtete sie Alles auf seine Anordnungen für den Fall eines Angriffs zu. Der Abzug des Sohnes ließ dem Kaiser dann in Lüttich, wohin er zurückkehrte, einige Zeit, um größere Streitkräfte zu sammeln.

Der König sah, die Macht, welche er listig gewonnen hatte, war nicht ohne einen ernsten Kampf zu behaupten. Pfingsten (13. Mai) hielt er einen großen Fürstentag zu Worms, wo Herzog Heinrich als Hochverräther seines Herzogthums entkleidet und dasselbe dem Grafen Gottfried von Löwen übertragen wurde; gegen jenen und die anderen Anhänger des Kaisers beschloß man zugleich ein Heer aus allen Theilen des Reichs aufzubieten. Um den 1. Juli sammelten sich die Mannschaften aus dem oberen Deutschland um Würzburg; um dieselbe Zeit brach der König mit den am Rhein gesammelten Schaaren nach Coblenz auf. Das Heer, etwa zwanzigtausend Mann stark, wandte sich dann zuerst gegen Köln und umschloß die Stadt. Die Bürger wehrten sich außerordentlich tapfer; besonders unterstützten sie kriegsgewandte Söldner, welche ihnen Herzog Heinrich geschickt hatte*). So zog sich die Belagerung zum großen Verdruß des Königs in die Länge.

Der Kaiser, Herzog Heinrich, Bischof Otbert und ihre Freunde rüsteten indessen in Lüttich. Man mochte sich zu einem Angriff auf das Heer des Königs noch nicht stark genug fühlen: deshalb wartete man

*) Sie werden Gelduni genannt; wohl weil sie zum Theil aus Geldern stammten. So hießen später ähnliche Söldnerschaaren Brabanzonen.

die weitere Entwickelung der Dinge ab und suchte inzwischen die öffentliche Meinung zu gewinnen. Vor Allem kam es darauf an, den Glauben zu zerstören, daß der König die Sache der Kirche und des Papstes vertrete. Der Kaiser erklärte sich nicht nur öffentlich zur Unterwerfung unter den Papst bereit, sondern rief sogar den apostolischen Stuhl zu seinem Schutze gegen den treulosen Sohn und die abtrünnigen Fürsten auf — ein wohlberechnetes Verfahren, um die Gemüther zu verwirren. So schwach die Hoffnung war, daß sich der Papst zur Absolution bewegen lassen würde, der Kaiser hielt sie fest. Um Nichts unversucht zu lassen, sandte er noch einmal an den Abt von Cluny und bat ihn dringend seinen Frieden mit dem Papste zu vermitteln: in Alles werde er sich fügen, was der Abt und andere fromme Männer, die sich dieser Sache annähmen, für nöthig erachteten.

Auch die Bahn der Verhandlungen wurde nochmals betreten. Während das königliche Heer vor Köln lag, erschien eine Gesandtschaft des Kaisers von Lüttich und überbrachte Briefe an den König und die Fürsten. Ein besonders merkwürdiges Schriftstück ist der Brief an den Sohn. Nachdem diesem der Vater vorgehalten, wie er ihm sein Wort verpfändet ihn nach Mainz vor die Fürsten zu führen und erforderlichen Falls sicher zurückzugeleiten, wie er dann das Wort gebrochen, ihn zu Bingen der Freiheit beraubt und in die Hand seiner schlimmsten Feinde gegeben, die ihn fast bis zu Tode gepeinigt, — nachdem er dem Sohne dann vor die Seele geführt, wie er schon vor der Gefangenschaft ihm die Bisthümer, die königlichen Ehren, die königlichen Güter und Dienstmannen entzogen, in der Gefangenschaft ihm die Reichsinsignien mit roher Gewalt abgepreßt, auch in der Folge noch immer und überall ihn zu verfolgen nicht aufgehört habe, um ihn entweder zu verderben oder aus dem Reiche zu verjagen, fährt er mit folgenden Worten fort: „Wir können nicht begreifen, aus welchem Grunde und aus welcher Veranlassung du so hartnäckig bei solchem Verhalten beharrst, da der Papst und die römische Kirche dir keinen Vorwand mehr bietet. Denn wie wir dem Papste und der römischen Kirche vor deinen Augen uns zu unterwerfen erbötig waren, so sind wir auch jetzt und für alle Folge ihm jeden gebührenden Gehorsam und jede schuldige Achtung zu erweisen bereit und haben uns nach dem Rath der Fürsten, des Abts von Cluny, unseres Pathen, und anderer frommer Männer über die Zukunft der Kirche und die Rechte des Reichs Bestimmungen zu treffen

entschlossen. Wir fordern also bei dem Wohl des Reichs und deinem eigenen Heil, bei dem deinem Vater schuldigen Gehorsam und bei der Achtung, welche du dem Papst und der römischen Kirche schuldest, dich hiermit auf, daß du uns für die erlittene Unbill und die gewaltthätigen und ungerechten Beraubungen Genugthuung leistest. Ingleichen verlangen wir, daß du die Verfolgungen gegen uns und die Unsrigen, zu denen du keinen gerechten Grund hast, einstellest, vielmehr uns still und friedlich leben lässest, damit wir unbeschädigt und in Ruhe die erwähnten Bestimmungen treffen können. Bedenke und erwäge wohl, daß Gott ein gerechter Richter ist; ihm haben wir unsere Sache anheimgestellt, und seine Gerichte sind ein tiefer Abgrund. Wie sehr du dich auch mit unserer Bedrängniß und unserem Mißgeschick brüsten, wie sehr du dich über unsere Niedrigkeit erhaben fühlen mögest, vielleicht hat Gott von seinem heiligen Sitze nach seiner Barmherzigkeit und Gerechtigkeit zwischen dir und mir schon anders entschieden, als du denkst. Vermag keine Vorstellung, keine Scheu vor dem Vater, keine Vermittelung von dir Gerechtigkeit und Einstellung der Feindseligkeiten zu erwirken, so rufen wir den römischen Papst und die römische Kirche zu unserem Schutze auf."

Das Schreiben des Kaisers an die Fürsten beginnt mit dem feierlichsten Protest: „Wir erheben unsere Klagen vor dem allmächtigen Gott, vor der Jungfrau Maria, vor dem heiligen Apostelfürsten Petrus, unserem Patron, und vor euch Allen, ihr Fürsten, daß wir im Vertrauen auf ein Wort, an welchem wir niemals hätten zweifeln sollen, ungerecht, unmenschlich und grausam behandelt und der Rechte des Reichs, unserer Güter und alles unseres Besitzes gegen göttliches und menschliches Recht zur Schmach und zum Schimpf des Reichs beraubt sind, so daß uns Nichts als das nackte Leben belassen ist." „Als das," so fährt der Kaiser fort, „fast vor euer Aller Augen geschah, schien zwar ein großer Theil von euch sich darüber tief zu bekümmern, aber euer Kummer konnte leider nicht wehren, daß sich der Haß unserer Feinde an uns sättigte. Und weil unser Sohn trotz seiner gegebenen Versprechungen sich nicht scheute uns gefangen zu setzen und fast zu Tode zu martern, deshalb wagen wir uns jetzt nicht abermals ihm anzuvertrauen, damit er nicht neue Unbill und Schmach, wie früher, mit frevelhafter Willkür über uns bringe; dagegen bitten wir euch auf das Dringendste, daß ihr um Gottes, um des Reiches und um eurer Ehre willen jetzt

allen Fleiß anwendet, damit wir für jenes Unrecht, welches wir vor euch erlitten, durch euch Genugthuung erlangen. Wir unsererseits sind gern erbötig nach eurer und anderer gottesfürchtiger und unparteiischer Männer Entscheidung sowohl unseren Sohn, wenn wir ihn gekränkt haben, wie jeden Andern im Reiche, den wir verletzt haben sollten, nach Gebühr zu entschädigen." Auch in diesem Schreiben erklärt sich der Kaiser dann bereit sich dem Papst zu unterwerfen und über die Zukunft des Reichs und der Kirche nach dem Willen der Fürsten Bestimmungen zu treffen, nur sollten die Fürsten vor dem Sohne ihm Ruhe schaffen, daß er seine friedlichen Absichten durchführen könne; weigere der König sich die Waffen ruhen zu lassen, so fordere er, der Kaiser, bei dem der römischen Kirche schuldigen Gehorsam und dem Wohl des Reichs die Fürsten auf, den Sohn nicht ferner zu unterstützen, weil dann offenbar sei, daß derselbe nicht aus Eifer für das göttliche Gesetz und aus Liebe zur römischen Kirche, sondern lediglich aus Herrschsucht dies Alles begonnen habe. Abermals schließt das Schreiben mit der Appellation an den Papst und die römische Kirche.

Beide Briefe ließ der König vor den Fürsten verlesen und beschloß dann mit ihnen eine Antwort. Als diese abgefaßt war, wurde sie von dem Erzbischof von Magdeburg öffentlich vorgelesen, genehmigt und dann durch zwei Priester und mehrere Mönche nach Lüttich gesandt. Es genügt den wesentlichen Inhalt derselben mitzutheilen. Nach etwa vierzigjähriger Spaltung der Kirche, welche das Reich in eine Einöde verwandelt und zum Abfall vom katholischen Glauben gebracht, ja fast zu dem Heidenthum zurückgeführt habe, heißt es, hätten sie, die Fürsten des Reichs, einmüthig beschlossen die Einheit der Kirche herzustellen, deshalb das unverbesserliche Haupt des Schisma entsetzt und sich einen rechtgläubigen König, obgleich von demselben Stamme entsprossen, erwählt; scheinbar freiwillig habe der Kaiser selbst darein gewilligt, die Regalien ausgeliefert, die Sorge für den Sohn und das Reich ihnen unter Thränen übertragen, selbst allem Glanz der Herrschaft zu entsagen und nur für seine Seele zu sorgen versprochen. Nun aber, erklärten die Fürsten weiter, kehre der Kaiser wieder zu den gewohnten Listen zurück und verbreite aller Orten die Klage, daß ihm Gewalt angethan sei, rufe fremde Völker gegen das Reich in die Waffen und verlange Genugthuung für das ihm angeblich angethane Unrecht, wobei er sich der Entscheidung der Fürsten unterwerfen wolle; in

Wahrheit bezwecke er damit nur das Heer Gottes und Christi aus- einander zu sprengen und zu entwaffnen, um dann die Kirche aufs Neue in Verwirrung zu stürzen. Damit ihm aber kein Anlaß zu gerechter Klage bleibe, forderten die Fürsten mit dem Könige den Kaiser schließlich auf, indem sie ihm jede Sicherheit zu gewähren sich erboten, daß er sofort vor dem gesammten Adel und dem ganzen Volke an einem Orte seiner Wahl sich stelle, selbst dort seine Sache führe und nach ihrem Spruch Genugthuung zu geben und zu empfangen sich verpflichte; alle Veranlassungen des Streits von Anfang des Schisma sollten dann, gleich als ob keine Entscheidung je früher getroffen sei, noch einmal gründlich untersucht und nach dem Ergebniß über Sohn und Vater ein endgültiges Urtheil gesprochen werden, auf daß der unsichere Zustand der Kirche und des Reichs augenblicklich beseitigt, nicht aber Alles wieder gewohnter Weise auf das Unbestimmte hinausgeschoben werde.

Die Gesandten der Fürsten fanden zu Lüttich nicht die beste Aufnahme; freilich war es kaum anders möglich, da sie den Kaiser und seine Anhänger als gebannte Ketzer behandelten und ihren Umgang mieden. Ohne Geleit, fast wie Flüchtlinge kehrten sie nach Köln zurück. Die Antwort, welche sie zurückbrachten, lautete wenig beruhigend: der Kaiser verlangte sofortige Auflösung des feindlichen Heeres, später sollten die schwebenden Streitfragen auf einem Reichstage entschieden werden. Die früheren Forderungen wurden nur wiederholt und zum zweiten Male Appellation an den Papst und die römische Kirche eingelegt. Zugleich hörte man im Lager des Königs, daß sich zu Lüttich ein größeres Heer sammle. Die Besorgnisse steigerten sich, zumal die Belagerung von Köln nicht den erwünschten Erfolg versprach. Jeder Sturm auf die Stadt scheiterte. Die Städter beherrschten den Fluß und sperrten die Lebensmittel den Königlichen ab. Der Mangel an guter Nahrung und die Julihitze erzeugten Krankheiten im Lager. Die Lage des Heeres war gegen Ende des Monats unerträglich. So beschloß der König, der überdies einen Ueberfall vor der Stadt besorgte, endlich abzuziehen, um sich unmittelbar gegen seinen Vater zu wenden.

Nach einer Belagerung von mehr als drei Wochen wurde Köln von den Feinden frei. Der König wandte sich mit seinem Heere nach Aachen. Hier fand Graf Dietrich von Katlenburg, welcher den ersten Anlaß zu diesen Wirren gegeben hatte, den Tod; von der Lagerkrankheit vor Köln ergriffen, war er mühsam noch bis Aachen dem Heere gefolgt.

Ein offener Kampf, welchen der Sohn bisher noch immer gegen den Vater gemieden hatte, schien jetzt unvermeidlich. Doch noch einmal suchte man ihm zu entgehen und schickte eine neue Gesandtschaft an den Kaiser ab. Man ließ ihm die Wahl, ob er zu abschließenden Verhandlungen in der früher bezeichneten Weise sich binnen acht Tagen in Aachen stellen oder sein Heil dem Schwerte anvertrauen wolle. Die Gesandten kehrten nicht sogleich zurück, und man erwartete demnach den Ausbruch des Kampfs. Endlich erschienen sie und brachten eine schriftliche Antwort.

Der Kaiser schrieb an die Fürsten: „Wir haben von unserem Sohn verlangt und von euch inständig erbeten, daß nach Entlassung des Heers zu einer Zusammenkunft Anstalt getroffen würde, damit über die uns angethane Unbill und einen dem Wohle des Reichs dienlichen Friedensschluß in geziemender Weise Bestimmung getroffen würde. Euch hat uns zu antworten beliebt, was zu noch schwererer Klage, als die frühere, uns berechtigt, daß ihr nach Aufhebung der Belagerung von Köln mit Heeresmacht über uns und unsere Getreuen zu kommen gesonnen seid, indem ihr dabei nur zum Schein noch eine Unterredung in Aussicht stellt und uns zu derselben eine Frist von acht Tagen gewährt, obwohl ein so kurzer Termin, wie ihr wohl wißt, niemals bei einem Manne von einiger Bedeutung in einer geringen Sache, geschweige denn in einer so wichtigen Angelegenheit für genügend erachtet ist, und dies dem göttlichen und menschlichen Recht, wie allem Herkommen widerstreitet. Denn es müßte uns mindestens eine solche Frist zugestanden werden, binnen welcher wir die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Bremen, die Bischöfe von Freising, Augsburg, Chur und Basel, die Herzöge Magnus und Theoderich, den Böhmenherzog, den Grafen von Flandern, die burgundischen Grafen und andere, deren Mitwirkung durchaus nothwendig ist, einberufen könnten. Deshalb, wie früher, verlangen und erbitten wir abermals, daß ihr um Gottes und eurer Seele willen, wegen unserer Appellation an Papst Paschalis und an die römische Kirche, wie wegen der Wohlfahrt des Reichs unseren Sohn bestimmt, daß er sein Heer entlasse, uns zu verfolgen aufhöre und Anstalt treffe, wie wir sicher und gefahrlos mit den Fürsten zusammenkommen können, um über die uns angethanen Kränkungen und den Frieden des Reichs in aller Ruhe zu verhandeln. Will unser Sohn von seinen Verfolgungen nicht ablassen, so haben wir zu unserem Schutz bereits angerufen

und rufen immer von Neuem an Gott, die heilige Maria, den heiligen Petrus, unseren Patron, und alle Heiligen, wie alle Christenseelen und ganz besonders euch, indem wir euch in aller Unterwürfigkeit beschwören ihm nicht ferner bei solchem Unrecht hülfreich zu sein, noch sein Beispiel ferner nachzuahmen. Wir haben uns berufen und berufen uns zum dritten Mal auf den Papst Paschalis und die allgemeine römische Kirche. Schützt uns dies Alles nicht gegen die Verfolgungen unseres Sohnes, so werden wir uns und unsere Sache dem allmächtigen Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, der Jungfrau Maria, den Aposteln Petrus und Paulus, dem heiligen Lambert und allen Heiligen anheimstellen, auf daß das göttliche Erbarmen und die Fürbitte aller Heiligen unsere Niedrigkeit ansehen und uns gegen so große und so frevelhafte Gewaltthat schützen wolle. Amen."

Diese Sprache ist deutlich genug: Entlassung des feindlichen Heers oder ein Gottesurtheil verlangte der Kaiser. Ein Gottesurtheil erfolgte, aber in anderer Weise, als er, seine Anhänger und seine Widersacher es erwartet hatten. Kaum waren die Gesandten in das Lager des Königs zurückgekehrt, so lief dort die Nachricht ein, daß der Kaiser zu Lüttich gestorben. Nur wenige Tage war er krank gewesen, doch hatte er selbst bald den Anhauch des Todes verspürt. Ruhig ging er ihm entgegen, beichtete reuig seine Sünden und nahm im Glauben das Sacrament. Sterbend sandte er Boten des Friedens an den Papst und seinen Sohn ab; dem letzteren überschickte er sein Schwert und seinen Ring. Er bat den Sohn milde gegen die Männer zu verfahren, welche seinem Vater in der letzten Noth hülfreiche Hand geleistet hätten. Des Kaisers letzter Wunsch war an der Seite seiner Vorfahren in dem Speierer Dom, welchen er nach dem Plane des Großvaters in der großartigsten Weise vollendet hatte, die Ruhestätte zu finden. So endete er nach christlicher Vorbereitung zum Tode und jüngsten Gericht, sanft hinüberschlummernd in die andere Welt, am Dienstag den 7. August des Jahrs 1106. Er stand nahe dem sechs und funfzigsten Lebensjahre, und fast funfzig Jahre waren es, seit das Regiment nach dem Tode des Vaters an seinen Namen geknüpft war.

Ein ruhiges Ende war Heinrich nach dem unruhvollsten Leben beschieden. Wenn auch im Bann, doch versöhnt in seinem Herzen mit Gott und den Menschen, ging er, dessen Namen seit einem halben Jahrhundert Streit über Streit erweckt hatte, friedlich aus dieser Welt des

Kampfes. Sein Todestag war der Wochen- und Jahrestag der Schlacht bei Melrichstadt. Gerade achtundzwanzig Jahre zuvor an einem Dienstag, den er als Tag des Mars sich zum Streite am liebsten wählte, hatte er König Rudolf in die Flucht geschlagen: nun hatte ihn selbst eine höhere Macht überwunden. Man gedachte jenes Siegs und hatte wohl Grund das Glück desselben geringer anzuschlagen, als die Ruhe dieses Sterbebettes. Wie oft sind die stillsten Triumphe am köstlichsten! Niemand mag sich Heinrichs Leben wünschen, Jeder sein Ende.

Kein Sohn soll nach dem Todestage des Vaters trachten oder sich dessen freuen. Und doch kann man es Heinrichs Sohn kaum verargen, wenn ihn die große Botschaft, die von Lüttich kam, mit Befriedigung erfüllte. Wie viel galt es, daß er die Waffen nicht gegen den Vater zu brauchen, ihm nicht im Kampfgewühl zu begegnen hatte, daß nun der Mund verstummt war, der die furchtbarsten Anklagen gegen ihn zu erheben nur allzu berechtigt war! Kaum traute der König dem unverhofften Glück, bis der kaiserliche Kämmerer Erkenbald und Bischof Burchard von Münster Schwert und Ring mit den letzten Aufträgen des sterbenden Vaters ihm überbrachten. Wir hören nicht, daß ihm eine Thräne entfallen sei.

Namenlose Freude herrschte in und um Aachen. „Nicht lauter," sagt ein Zeitgenosse, „pries Israel bei Pharaos Untergang den Herrn, und nicht stürmischer jubelte Rom bei dem Triumphgepränge seiner Kaiser." Der traurige Streit zwischen Vater und Sohn war beendet, die Einheit der Kirche gerettet; Aussichten eröffneten sich auf neuen Grundlagen das Reich der deutschen Nation herzustellen; der Friede zwischen dem Reich und der Kirche schien endlich mehr als ein frommer Wunsch. Endlose Verwickelungen nach menschlichem Ermessen schienen sich wie von selbst zu lösen, nachdem Gottes Hand in die Wirren der Welt eingegriffen hatte. So lacht uns das Blau des Himmels, wenn die Sonne plötzlich die finsteren Wolken durchbricht, wie die Friedenshoffnung damals tausend und abertausend Herzen erquickte.

Anders war die Stimmung in Lüttich, wo die Leiche des Kaisers lag. Aufrichtig trauerten die Bürger, laut jammerten die Armen und Hülflosen, denn sie hatten einen freigebigen und hülfreichen Herrn in dem Kaiser verloren. Voll Unruhe sahen Herzog Heinrich, Bischof Otbert und ihre Genossen der Zukunft entgegen, da der Stern

erloschen war, nach welchem sie ihre Blicke gerichtet hatten. Wohl dachten sie an ihren Frieden mit dem König, aber sie wußten nicht, wie theuer sie ihn würden erkaufen müssen, welchen Werth der Sohn auf die letzten Wünsche des Vaters legen würde.

Die nächste Sorge richtete sich auf die Bestattung der Kaiserleiche. Bischof Otbert ließ sie vorläufig, bis der König Bestimmung getroffen, vor dem Marienaltar im Lütticher Dom beisetzen. Als in Aachen bekannt wurde, daß die Gebeine des Ketzers an geweihter Stelle ruhten, erhob sich sofort unter den Bischöfen um den König ein gewaltiger Sturm. Erzbischof Heinrich von Magdeburg sprach in apostolischer Vollmacht das Interdict über den entweihten Dom aus; die Bischöfe beschlossen, daß Otbert und seine Genossen nicht eher in den Schooß der Kirche aufzunehmen seien, bis die Leiche wieder ausgegraben sei. Dem König, welcher die Gebeine des Vaters nach Speier zu bringen wünschte, rieth man Boten nach Rom zu senden, um für den Todten wo möglich die Lösung vom Banne zu erwirken; setze er vor erfolgter Absolution die Leiche in den Kaisergräbern bei, so laufe er Gefahr, den Fluch der Kirche auf sein eigenes Haupt zu laden. Der König wagte nicht offen den Bischöfen entgegenzutreten.

Unerwartet schnell unterwarfen sich Otbert und seine nächsten Freunde. Alle erhielten Verzeihung und Absolution, Otbert aber mußte sich verpflichten, die Leiche aus dem Dome zu schaffen. Am 15. August wurde sie ausgegraben, in aller Stille nach einer ungeweihten Kapelle, außerhalb der Stadt auf einer Maasinsel belegen, geschafft und dort ohne Sang und Klang eingescharrt. Kein Seelenamt, keine Todtengesänge ertönten über dem Kaisergrabe; nur ein fremder Mönch, der von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem zurückkehrte und einige Zeit in jener Gegend verweilte, sang Tag und Nacht in der einsamen Kapelle Trauerpsalmen. Nur neun Tage blieb dort die Leiche, dann wurde sie abermals ausgegraben. Der König hatte Gesandte geschickt und verlangte die Auslieferung. Unter gewaltigem Zulauf des Volks wurden die Gebeine nun in die Stadt zurückgebracht. Trotz des Widerstrebens der Domherren zog das Volk mit dem Sarg in den Dom und ließ dort durch um Lohn gedungene arme Kleriker Vigilien halten. Die Menge drängte sich um den Sarg, um ihn zu berühren, und glaubte dadurch einen besonderen Segen zu empfangen. Man legte Saatkörner auf denselben, weil man wähnte, daß sie so eine außergewöhnliche fruchtbringende

Kraft gewinnen würden. Die Erde, in welcher der Kaiser geruht hatte, grub man aus und streute sie über die Aecker. Heinrichs Gebeine achteten die Lütticher jetzt wie die Reliquien eines Heiligen und wollten sie nicht wieder aus ihrer Stadt lassen; der Verlust derselben, meinten sie, beraube sie ihres Wohlstands und Glücks. Nur mit Mühe konnten die Gesandten den Auftrag des Königs erfüllen.

Sobald der König die Leiche des Vaters in seiner Gewalt hatte, ließ er sie in einem steinernen Sarge nach Speier führen; Erkenbald, der treueste Diener des Verstorbenen, übernahm das Geleit. Als der Trauerzug am 3. September nach Speier kam, zogen ihm die Geistlichkeit und das Volk in feierlicher Procession entgegen. Mit großen Feierlichkeiten brachte man die Leiche in den Dom und bestattete sie neben den Gräbern des Vaters und Großvaters. Wider den Willen Bischof Gebhards war dies geschehen, und wie er den Lebenden verfolgt hatte, störte er jetzt noch einmal die Ruhe des Todten. Den entweihten Dom belegte er mit dem Interdict und brachte es dadurch dahin, daß abermals das Grab aufgerissen und der Sarg in die ungeweihte Kapelle der heiligen Afra zur Seite des Domes gestellt wurde. Die Bürger verwünschten den Bischof, denn sie hatten den Kaiser geliebt, welcher stets die Speierer hoch gehalten, — aber was konnten sie erreichen, wo selbst der König nachgeben mußte?

Fast fünf Jahre stand die Kaiserleiche unter dem Fluche der Kirche in der ungeweihten Kapelle, doch das Volk besuchte gern die Stelle, wohin der Haß des Papstes und des Bischofs den todten Kaiser verbannt hatte. Endlich kamen andere Tage. Der König zwang dem Papst das Investiturrecht ab, um welches der Vater so lange gestritten, und nöthigte Rom den Fluch von dessen Asche zu nehmen. Da wurde am 7. August 1111 — am Todestage des Kaisers — der Sarg abermals in den Dom und die Kaisergruft gebracht, und jetzt geschah es mit allen kirchlichen Ehren und unerhörter Pracht. Die Gegenwart des Sohnes, der bereits die Kaiserkrone empfangen hatte, und vieler Fürsten erhöhte den Glanz einer Feierlichkeit, die in ihrer Art einzig dastand; sie war die Verherrlichung eines Fürsten im Tode, auf dessen Haupt im Leben Schmach auf Schmach gehäuft war, und nicht zum geringsten Theil von denen, die nun sein Andenken ehrten.

Einige Tage nach dieser Feier befreite Heinrich V. die Bürger von Speier von dem Butheil, d. h. dem Erbtheil, welches die Herren an

der Verlassenschaft ihrer Hörigen beanspruchen konnten. Da eine große Zahl der Speierer Krämer und Handwerker noch unfreie Leute waren, lastete diese Abgabe schwer auf Vielen und hemmte die Entwickelung des städtischen Lebens. So wichtig war das Privilegium, daß es der Kaiser mit goldenen Buchstaben an dem Haupteingange des Doms eingraben ließ. Auch der beschwerlichsten Herrendienste und der lästigsten Abgaben an den Bischof wurden die Speierer entledigt, wichtige Zollfreiheiten ihnen eingeräumt, sie von jedem Gericht außer der Stadt eximirt. Dies Alles gewährte ihnen Heinrich gegen die Verpflichtung, daß sie alljährlich insgesammt am Todestage des Vaters feierlich mit brennenden Kerzen zur Seelenmesse zögen und jedes Haus ein Brod als Almosen spendete. Die Lütticher hatten Recht, wenn sie segensreiche Wirkungen und eine fruchtbringende Kraft der Asche des Gebannten beimaßen und sie deshalb zu bewahren verlangt hatten. Nun nährten die Wunder der kaiserlichen Reliquien nicht sie, sondern die Bürgerschaft und die Armuth in Speier.

Gern hätte der König den Wunsch, welchen der sterbende Vater für sein Begräbniß ausgesprochen hatte, sogleich erfüllt, doch war es ihm erst nach Jahren verstattet. Leichter wäre ihm gewesen die letzte Bitte des Vaters für seine Freunde zu gewähren: hierin zeigte er sich weniger willig. Nahm er auch Otbert und die wenigen Bischöfe, die mit ihm hielten, um jedes Andenken an die Kirchenspaltung zu beseitigen, sofort zu Gnaden an, so mußten die Kölner Bürger doch noch einmal vor seinem Zorne zittern. Schwere Rache drohte er ihnen für die Verluste, welche er vor ihren Mauern erlitten, sammelte ein großes Heer aus den rheinischen Gegenden und zwang die Städte am Fluß ihm Schiffe zu stellen. Ringsum sahen sich die Kölner alsbald eingeschlossen, und nirgends zeigte sich ihnen eine Aussicht auf Rettung. In der Verzweiflung erboten sie sich dem Könige eine Buße von 6000 Pfund Silbers zu zahlen, wenn er ihrer schonte. Lange schwankte er, gab aber endlich nach und löste sein Heer auf.

Länger widerstand Herzog Heinrich, der sich nur dann zur Unterwerfung bereit erklärt hatte, wenn ihm sein Herzogthum belassen würde. Da diese Forderung nicht gewährt wurde, versuchte er mit den Waffen sie durchzusetzen, fiel aber alsbald in die Hand des Königs, der ihn in strenge Haft nahm. Er entkam ihr durch einen glücklichen Zufall und warf sich noch einmal in den Kampf. Aachen, wo er die Einwohner

für sich gewonnen hatte, nahm ihn auf; mehrere Grafen und angesehene Herren Lothringens schlossen sich ihm an. Dennoch waren alle seine Anstrengungen vergeblich. Herzog Gottfried rüstete gegen ihn ein stattliches Heer, stürmte Aachen und behandelte die Einwohner mit schreckbarer Strenge. Die tüchtigsten Anhänger Heinrichs fielen in Gottfrieds Hände, der sie durch Ertheilung von Lehen für sich gewann. Nur mit Noth entrannen er selbst und seine Söhne ihrem Widersacher. Da gaben sie selbst ihre Sache verloren. Sie unterwarfen sich dem König, der ihnen die Grafschaft Limburg und ihre anderen Besitzungen beließ; das Herzogthum blieb Gottfried von Löwen. So waren in Lothringen, während der Kaiser nach Baiern gegangen war und in Regensburg das Weihnachtsfest mit großem Glanze gefeiert hatte, seine letzten Widersacher bezwungen worden. Er war, wonach er so lange gestrebt hatte, unbestrittener Herr des Reichs. In eine günstigere Stellung, als jemals sein Vater gehabt hatte, trat er ein. Viel war ihm zu vergeben, aber viel konnte ihm auch nachgesehen werden, wenn ihm gelang die königliche Autorität dauernd in den deutschen Ländern zu sichern und einen Frieden mit Rom zu gewinnen, bei welchem die Herrschaft der deutschen Nation und die Stellung des Kaiserthums unangetastet blieb. Das war seine Lebensaufgabe, wie er selbst sie erkannte.

Der Name Heinrichs IV. gehört, den Wirren der Zeit enthoben, nun der Geschichte an. Tausendfach hat sie ihn genannt und wird immer von Neuem von seiner unglücklichen Regierung berichten. Selten war einem gekrönten Haupte ein halbes Jahrhundert zum Regiment beschieden, nie wohl ist ein so langes Regiment in gleicher Weise eine ununterbrochene Kette von Gefahren, Kämpfen und Leiden gewesen; die Kraft des Erzählers ermüdet, wenn er dieses endlose Anringen eines Sterblichen gegen unüberwindliche Mächte darzustellen hat. Die Aufgabe der Geschichte ist nicht Heinrichs Vertheidigung zu führen, noch weniger den Bann abermals in die Gruft von Speier zu schleudern: sie hat nur einem Mann, der tief in die Geschicke des Abendlandes eingriff, nach seinen Absichten und seinen Thaten gerecht zu werden.

Nicht gewöhnliche Gaben vereinigten sich in diesem Kaiser. Die Natur hatte ihm eine hohe Gestalt, schöne Gesichtszüge, ein flammendes Auge verliehen. Leicht gewann er durch ungesuchte Freundlichkeit die Gunst der Masse, mit Schrecken erfüllte die Hoheit seiner

Erscheinung selbst mächtige und trotzige Widersacher. Vielen konnte er Vieles sein. Nichts entging seinem scharfen Blicke und seinem lebhaften Geiste; mit bewunderungswürdiger Sicherheit traf er bei schwierigen Rechtsfällen den entscheidenden Punkt. Das Leben ließ ihm wenig Zeit, die stillen Künste des Friedens zu üben, doch umgab er sich gern mit Klerikern von ausgezeichneten Geistesgaben und erfreute sich an ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen. Er war mitleidig und freigebig, besonders gegen die Geistlichkeit und die Armen; vor Allem zu Speier wußte man davon noch lange zu erzählen. So mißtrauisch sein Gemüth war, verzieh er doch leicht, zu leicht seinen Widersachern, wenn sie seine Gnade anriefen; selbst Meuchelmörder, die gegen ihn gedungen waren, ließ er straflos von dannen ziehen. Eine durch und durch hochstrebende Natur, hätte er in anderen Zeiten ein Hort für die Nation sein können.

Heinrichs durchdringenden Verstand, seine rastlose Thätigkeit haben selbst seine erbittertsten Feinde anerkannt; sie wußten am besten, wie schwer ihm ein nachhaltiger Erfolg abzuringen war. So lange er ein Heer hinter sich hatte, überließ er gern seine Sache der Waffenentscheidung. Nie ist er selbst vom Kampfe zurückgeblieben; meist sah man ihn mitten im Schlachtgetümmel. Im Siege war er dem Feinde furchtbar; aus der Niederlage raffte er sich schnell empor. Nicht selten faßte er im Mißgeschick übereilte Entschlüsse und gab verloren, was noch zu retten schien; niemals aber ließ er sein letztes Ziel aus dem Auge, niemals ruhte er einen anderen Weg zu demselben zu finden, wenn ihm der eine versperrt war.

Das Ziel, wohin Heinrich strebte, liegt offen da. Die ererbte Macht herzustellen und neu zu befestigen, eine wahrhaft kaiserliche Gewalt, wie sie ihm vom Vater hinterlassen war, zu üben und seinem Sohne dereinst zu überliefern: darauf allein waren seine Gedanken gerichtet. Kein neues Recht hat er verlangt, aber jedes überkommene Recht gegen Rom und die Fürsten, welches seine Mutter und die Reichsverweser hatten ruhen lassen, rücksichtslos, sobald er selbst die Regierung ergriff, in Erinnerung gebracht und nach Kräften geübt. Eine vollständige Restauration des alten Kaiserthums in seiner ganzen Machtfülle trotz der Verbreitung der neuen kirchlichen Ideen, trotz des gesteigerten Selbstbewußtseins der fürstlichen Herren sah er als die Aufgabe

seines Lebens an. Ihre Lösung überstieg seine Kräfte; die neuen Mächte waren kräftiger, als die Erinnerungen der alten Zeit.

Vielleicht hätte Heinrich sein Ziel erreicht, wenn er die niederen Klassen in Deutschland — Kaufleute, Handwerker und Bauern — als bewaffnete Opposition gegen den hohen Adel um sich geschaart, wenn er den deutschen Klerus zu einem entschlossenen Widerstand gegen die romanische Reform des Papstthums vereinigt hätte. Gedanken an solche Verbindungen lagen nicht fern. Mehr als ein Mal haben die Städter und Bauern dem Kaiser Hülfe angeboten und gewährt; mehr als ein Mal hat die deutsche Geistlichkeit bei ihm Schutz gegen die Uebermacht Roms gesucht und ihm die Hand gereicht. Zeitweise scheinen auch wirklich ähnliche Gedanken den Kaiser beschäftigt zu haben, Gestalt aber haben sie niemals gewonnen. Mit den Bischöfen der Lombardei Rom zu bekämpfen, das deutsche Fürstenthum durch Spaltung zu schwächen — das waren schließlich doch meist die Mittel, zu denen er zurückgriff, um das Kaiserthum herzustellen. Mit diesen schwächlichen Mitteln einer Epoche, die sich überlebt hatte, suchte er die höchste Gewalt sich, seinem Hause und seinem Volke zu sichern. Aber die Welt beherrscht in erregten Epochen nur, wer die Geister auf neue Bahnen fortreißt. Die schöpferische Kraft dazu fehlte Heinrich, und deshalb gewann er, so mannhaft seine Anstrengungen waren, doch zuletzt nicht den Sieg.

Allerdings hat es Heinrich neben tiefen Demüthigungen auch an großen Erfolgen nicht gefehlt. Das Glück der Waffen gab ihm wiederholentlich eine außerordentliche Gewalt in die Hände, so daß er zu seinem Ziele gelangt schien. Doch es war nur ein trügerischer Schein; dauernd ließ sich die gewonnene Gewalt nicht erhalten. Die Summe des dreißigjährigen Kampfs gegen Rom und die deutschen Fürsten blieb für ihn der Verlust Italiens, die Befestigung des Gregorianischen Papstthums, die Erhebung des deutschen Fürstenthums zu selbständiger Gewalt neben oder vielmehr über dem Kaiserthum. Die Regierung Heinrichs IV. bildet gleichsam die Kehrseite zu den Erfolgen und dem glanzvollen Regimente Ottos des Großen.

Man ist nicht müde geworden, alles Mißgeschick Heinrichs als eine Folge persönlicher Verschuldung zu bezeichnen. Bald sollte es die göttliche Strafe unnatürlicher Lüste sein, welche die kirchliche Partei ihm nachzusagen liebte, aber niemals erweisen konnte. Bald sah man es als die gerechte Vergeltung für seine frevelhaften Angriffe auf die rö-

mische Kirche und das deutsche Fürstenthum an. Aber war Heinrich nicht viel mehr der angegriffene Theil, als der angreifende? Und war es Frevel, wenn er sein Reich und sein Leben vertheidigte? Daß er die Waffen gegen Rom zu führen sich nicht scheute, hat man als Auflehnung gegen die Kirche, seine und unser Aller Mutter, gebrandmarkt. Heinrich war kein Feind der Religion und der Kirche Christi, wie er im Leben und Sterben gezeigt hat; ist er der römischen Kirche nicht mit der Liebe des Sohnes begegnet, so hat sie andererseits ihm kaum jemals die Zärtlichkeit der Mutter gezeigt. Welche Geständnisse er auch über seine Verschuldung gegen die Kirche in Augenblicken größter Bedrängniß gemacht hat: sie kamen ihm sicherlich nicht von Herzen und wiegen nicht schwerer, als alle erzwungenen Bekenntnisse. Man müßte sehr befangen sein, wenn man alle Schuld der Zerwürfnisse zwischen ihm und Rom nur einem Mangel an kirchlicher Pietät zuschreiben wollte.

Allerdings hat Heinrich manches Unglück, das ihn traf, selbst verschuldet. Sein Mißtrauen gegen Jedermann, sein Trotz im Siege, seine Verzagtheit in unvorhergesehenen Gefahren, seine Unstätigkeit im Verhalten gegen Freund und Feind sind für ihn die Quelle unsäglicher Leiden gewesen. Die Hauptursache seines Mißgeschicks aber war und blieb, daß er gegen geistige Mächte kämpfen mußte, welche die Zeit beherrschten und deren volle Bedeutung er selbst kaum erfaßte. Diese Mächte waren unbezwinglich, so lange nicht eine neugeborene gewaltigere Kraft über sie kam, und in Heinrich war diese Kraft nicht geboren.

Heinrichs Gegner haben sich im Augenblick seines Todes des Sieges erfreut; der so lange gefürchtete Gegner starb überwältigt. Aber deshalb ist sein Kampf kein vergeblicher gewesen. Hätten sich Gregors Ideen ohne Widerstand zu finden verwirklicht, ein auf eigener Kraft ruhendes Kaiserthum, eine Herrschaft der deutschen Nation, selbst ein deutsches Reich wäre fortan unmöglich gewesen. Wenn auch Heinrich mit seinem Widerstande nicht den Sieg errang, vielmehr thatsächlich unter ihm das Kaiserthum mehr als je in früheren Zeiten einbüßte, so hat er doch kein Recht des Reichs gegen Rom und die Fürsten je förmlich preisgegeben. Der unglückliche verfolgte Mann in Lüttich hinterließ seinem undankbaren Sohn noch das kostbarste Vermächtniß in den ungeminderten Kaiserrechten. Mit zitternder Hand hatte er sie bis zur letzten Stunde festzuhalten gesucht, als sie ihm der Sohn entwand, sie krampfhaft wiederergriffen, um sie nun sterbend dem rechtmäßigen

Nachfolger zu überliefern. Er unterlag allerdings, in seinem Falle aber rettete er die Rechte des Kaiserthums, der deutschen Nation, des deutschen Reiches aus den Wirren der Zeit. Bei seinen Nachfolgern stand es, diese Rechte zur Geltung zu bringen, unter günstigeren Umständen mehr zu leisten, als er vermocht hatte.

Der Widerstand Heinrichs hat den Absolutismus des Gregorianischen Systems gebrochen. Urban II. hat den weltlichen Mächten große Zugeständnisse machen müssen, größere seine Nachfolger. Das Ende des Investiturstreits war ein Concordat, in welchem sich Kaiserthum und Papstthum als oberste Gewalten des Abendlandes neben einander anerkannten. Noch war der Streit nicht beendet; der Sohn nahm ihn als eine Erbschaft des Kaiserthums auf. Damit zeigte sich, daß der Vater nicht für eine persönliche Sache, sondern für das Recht des Reichs und der Nation die Waffen ergriffen hatte. Um nicht Geringeres handelte es sich bei diesem Streite, als um den Principat über die abendländische Welt; sein Ausgang gab für die weitere Entwickelung der Kirche und der Staaten des Occidents die Entscheidung.

Heinrich IV. stritt für die Herstellung vergangener Zustände, er bekämpfte die neuen Gewalten seiner Zeit. Aber aus seiner Gruft entsteigen die Vorahnungen einer Epoche, wo sich neue Kräfte abermals in unserer Nation entwickeln sollten, welche sich jenen Gewalten gewachsen zeigten, denen er unterlag. Zu seiner Zeit und im Anschluß an ihn traten die deutschen Städte zuerst handelnd in die Geschichte ein. Ihr Widerstand gegen die deutschen Fürsten wurde damals gebrochen, doch ihre Kraft erstarkte im Laufe der Zeit, und Tage kamen, wo die Fürsten vor den Bürgern zitterten. Um Heinrich hat sich eine Opposition des deutschen Klerus gegen das System Gregors und das von demselben beherrschte Papstthum zuerst gebildet. Zu schwach gegen die gewaltige Strömung jenes Jahrhunderts, aber sich wieder und wieder erhebend und wieder und wieder unterdrückt, wuchs sie doch allmählich zu unbezwinglicher Stärke und gewann weltgeschichtliche Siege. Da gedachte man Heinrichs und seiner Kämpfe; mit Begier zog man jedes Schriftstück an das Licht, welches von dem kaiserlichen Gegner Hildebrands Kunde gab. Nicht vergeblich hat Otto der Große das deutsche Kaiserthum erhöht, nicht vergeblich es Heinrich IV. mit seinem Leben vertheidigt. Dichtes Grün umwuchert den hohen Stamm, welchen der Sturm niederwarf.